

Eine Weltreise
um die nördliche Hemisphäre.

Eine Weltreise
um die nördliche Hemisphäre
in Verbindung
mit der Ostasiatischen Expedition
in den Jahren 1860 und 1861.

Von

Wilhelm Heine.

Zweiter Theil.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1864.

Das Uebersetzungsrecht ist vorbehalten.

Inhaltsübersicht des zweiten Theils.

XIII. Yokuhama.

Seite

anagawa und Yokuhama. Hotel. Die Lokalität. Die Fremden. Der Gaukuro. Das Zollhaus. Christliche Gräber. Missionare. Etwas über Pferde 1—21

XIV. Der Anfang des Endes.

Ein deutscher Weihnachtsabend. Kriegsgeschrei. Letzter Ausflug. Der Tempel von Dai-sin. Eine angenehme Ueberraschung, und ein unangenehmer Wetterwechsel. Schnee und Schneemänner. Eine frohe Versammlung 22—41

XV. Ein Opfer.

Ein Alarm. Mordanfall. Der Verwundete. Tod! Eine Leichenwacht. Ein Bekehrter. Hoffnung. Die Obduction. Im Sarge. Das Begräbniß 42—60

XVI. Das Ende.

Unterzeichnung des Vertrages. Die Geschenke. Trennung. Abschied von Yokuhama. In Sec. Der „Frauenlob“. . 61—70

XVII. Mangasaki.

Die Einfahrt. Der Papenberg. Die Stadt. Fremde Schiffe. Decima. Gastfreundschaft. Grabstätten. Fest der Todten. Ausflug nach Awa und Mogi. Die Russen. Aussichten für die Reise durch Sibirien 71—80

XVIII. **Schanghai.**

Seite

Privathäuser und Hotels. Der deutsche Club. Die Taipings oder Schangmoas. Vorbereitungen zu einer Excursion. Bootsansrüstung. Die Mission von Sikawè. Chinesische Truppen. Siegestrophäen. Tsipo. Belagerungszustände und chinesische Kriegsführung. Ein Militärgerichtshof. Rückzug. Eine Filialmission. Weiterreise auf dem Whampoafluß. Eine kaiserlich chinesische Armee auf dem Marsch. Ein wandernder Westländer. Sangkiangsu. Eine zerstörte Stadt. Kaiserliche Dschunken. Manipulation des Handels. Schutt und rauchende Trümmerhaufen. Die Kriegsführung der Schangmoas. Rückkehr 81—110

XIX. **Nach Tientsin.**

In See. Das Gelbe Meer. Tshifre. Die Takuforts. Besuch am Lande. Englische und französische Garnison. Verkäufer und Gaukler. Englische Pontons. Abschied von der „Arkona“. Reise in Maulthierkarren. Die große Ebene. Ortschaften. Grabhügel. Aufbewahrung von Früchten, Salz, Gemüsen und Eis. Viehzucht. Tientsin 111—128

XX. **Nach Peking.**

Die Heerstraßen. Die Reisenden. Pferde, Maulthiere, Esel, Reiter und ihre Sättel, Wirthshäuser. Originelle Städtenamen. Die Hauptstadt. Die Mauern und Thore. Besuche. Rückkehr nach Tientsin. Die Stadt. Der Fluß. Straßen und Gebäude. Handel. Bevölkerung. Bettler. Nahrungsmittel. Preise derselben. Englische Truppen. Unterhaltungen. Theater. Der Geburtstag der Königin 129—145

XXI. **Peking.**

Unterwegs. Schlechte Wege. Eingeborene. Ackerbau. Hr. Klockerts. Peking. Die französische Gesandtschaft. Diplomatische Formalitäten und Schwierigkeiten. Die Stadt und ihre Abtheilungen. Der kaiserliche Palast und seine Umgebungen. Missionare der vergangenen und Neuzeit. Ihre Wirksamkeit. Chinesische Examen der Literati. Die Woh-

nungen der Gesandten von England und Frankreich. Die russische Mission. Eine Moschee. Die Kathedrale. Verschiedene Religionsformen. Bedürfniß eines umfassenden Schutzes für alle Missionare. Lamatempel, Tempel des Himmels, Ackerbau 2c. 2c. Der Jesuitenkirchhof. Ausflug nach den Hügeln. Ankunft von zwei andern Mitgliedern der Expedition. Hoffnung. Täuschung. Die Brigg „Smogen“. Rangasaki 146—195

XXII. Vergebliche Versuche Nikolajewsk zu erreichen.

Nach Yokuhama. Angriff auf die englische Gesandtschaft in Jeddo. Unsicherheit und Wirren. Die Fregatte „Actäon“. Westküste der Bai von Jeddo. Bai von Sufaki. Fischfang. Neue Wirren. Reise des „Actäon“ unterbrochen. Rückkehr nach Yokuhama. Eine japanische Kauferei. Ramakura. Nach San-Francisco 196—221

XXIII. Von San-Francisco mit der Ueberlandpost.

Sacramento. Die Ueberlandpost. Placerville. Wege, Pferde, Kutscher und Kutsche. Getränke. Frühstück in Strawberry. Die Bergstraße. Carsonvalley. Carsoncity. Rivalität der verschiedenen Städte im Territorium. Ein Agent. Neue Reisegefährten. Eine Nacht in Virginiacity. Fort Churchhill. Californische Dragoner. Die Gebirgsöde. Salzfelder. Große Trockenheit. Poststationen. Faustrecht und seine Folgen. Indianer. Saltlakevalley 222—251

XXIV. Die Mormonen und die Stadt am Salzsee.

Die Mormonen. Ihr Ursprung. Ihre Verfolgung. Auswanderung nach den Felsengebirgen. Gründung der Stadt am Salzsee. Organisation der Ansiedelung. Das Thal der Salzseen. Die Anlage der Stadt. Communalbestimmungen. Das „Hotel“. Die heißen Mineralquellen. Ein starker Glaube. Brigham-Young. Culturzustände. Nationalitäten der Mormonen. Weiterreise. Fort Kearney. Büffeljagd. St.-Joseph. Nach Newyork. Kriegsfieber. Ins Feld. 252—271

A n h a n g.

Seite

- I. China und Japan, das östliche Asien und der Welthandel.
Ein Vortrag von Wilhelm Heine, gehalten in der Geographischen Gesellschaft zu Berlin, den 7. Mai 1859. . . . 273—295
- II. Auszug aus der Denkschrift des preussischen Finanzministers
über die Expedition nach Ostasien 296—301
- III. Das Verhalten der Amerikaner gegenüber der preussischen
Expedition 302—305

XIII.

Yokuhama.

Kanagawa und Yokuhama. Hotel. Die Lokalität. Die Fremden. Der Gankiro. Das Zollhaus. Christliche Gräber. Missionare. Etwas über Pferde.

Zu verschiedenen malen habe ich einen Besuch in Kanagawa gemacht, und jedesmal bin ich auch auf einige Stunden nach Yokuhama auf der andern Seite des Flusses gegangen, dem Orte, wo Commodore Perry 1855 den ersten Vertrag mit den Japanern abschloß, und wo jetzt die fremden Kaufleute Handel treiben. Die verschiedenen Consulu wohnen in Kanagawa, einem Städtchen von einigen tausend Einwohnern, aus einer doppelten Reihe von Häusern bestehend zu beiden Seiten der Straße nach Jeddo, die hier, gleichwie in Sinagawa, eingeengt zwischen einer Hügelkette und dem Meeresufer, hinläuft. Alle diese Herren hatten mit herzlicher Gastfreundschaft den Mitgliedern der Expedition Aufnahme angeboten; ich selbst habe dem amerikanischen Consul, Hrn. Dorr, für seine Gastfreundschaft zu danken.

Sämmtliche Consuln sowie eine Anzahl amerikanischer Missionare bewohnen Tempel, welche ihnen von den japanischen Behörden zum Aufenthalt angewiesen wurden, und haben mit Hülfe von Glasfenstern und Thüren, Tapeten und Möbeln sie ziemlich civilisirt aussehen, oft sogar sehr bequeme und angenehme Wohnungen daraus gemacht.

Welch einen Contrast bildet der Anblick von Yokuhama mit dem kleinen Fischerdörfchen, das vor 5 Jahren oder selbst 18 Monaten an dieser Stelle sich befand! Auf der Stelle, wo damals das hölzerne Gebäude errichtet war, in welchem die Verhandlungen stattfanden, die Geschenke gegenseitig übergeben wurden, sodann die kleine Eisenbahn gelegt und der Telegraph aufgestellt war, steht jetzt eine Anzahl weitläufiger Gebäude, von einer Breterwand und einem einige Fuß breiten Graben umgeben. Dies ist das Zollhaus, vor welchem sich zwei steinerne Dämme einige hundert Schritt in die See hinaus erstrecken, als Landungsplätze für die Boote dienend. Parallel mit dem Ufer laufen einige Straßen, von andern in einem rechten Winkel durchschnitten, und die so gebildeten Vierecke enthalten die Wohnungen und Waarenhäuser der Kaufleute und sonstigen fremden Residenten. Unweit des Zollhauses hat ein Holländer, Hr. Hufnagel, ein Hotel errichtet, wo der physische Mensch gegen Erlegung einer Summe von 2 Dollars per Tag oder 50 Dollars per Monat in einem kleinen Zimmer untergebracht und reichlich mit guten, nahrhaften, schmackhaften Speisen dreimal des Tages erquickt wird, auch gute Getränke zu mäßigen Preisen erhalten kann. Das Leben

in Yokuhama gleicht noch ein wenig dem Aufenthalt in San-Francisco während seiner zweiten Entwicklungsperiode, doch kann man hier über mehr Arbeitskräfte zu billigeren Preisen gebieten als dort; deshalb ist das Leben weniger kostspielig, und man kann sich mit einem gewissen Grad von Comfort umgeben.

Zwischen Yokuhama und Kanagawa läuft ein Fluß, und mehrere breite Gräben durchschneiden das Land, von denen einer etwa 30 Schritt breit hinter dem Orte sich erstreckt. Jetzt sind Hunderte von Arbeitern beschäftigt, diesen Graben hinter dem Südwestende der Stadt mit dem Meere durch einen andern von gleichen Dimensionen zu verbinden und so die Ansiedelung der Fremden gleich der Insel Dezima gänzlich abzuschließen; denn da, wo Brücken über Fluß oder Gräben führen, befindet sich auch ein Gitter, dessen Thor bei Nachtzeit verschlossen ist, und wahrscheinlich wird nebst dem Graben auch ein Gitter, das man an mehreren Orten aufzurichten anfängt, bald den ganzen Ort umgeben. Da Yokuhama in einer von Hügeln eingeschlossenen Ebene liegt, so fällt es weder schwer, alle diese Maßregeln ins Werk zu setzen, noch einen plausibeln Grund dafür zu finden. Bei frischem Süd- oder Westwind ist es wegen der dann herrschenden Brandung nicht bequem für Boote, an den steinernen Werften vor dem Zollhause zu landen; die vorsichtigen Behörden machen es jetzt möglich, in dem wohlgeschützten Graben hinter der Stadt zu allen Zeiten die Boote mit Bequemlichkeit auszuladen.

Wenige Schritte vom Zollhaus entfernt steht eine hohe

alte Kiefer, unter dieser eine kleine Mia oder Kapelle (s. Commodore Perry's Bericht S. 400), dabei ein kleines Gehöft und ein Stückchen Feld, mit einem Bambuszaun umgrenzt. In der ganzen Ansiedelung fand ich, daß diese einzige Stelle, seit ich sie zuletzt gesehen, unverändert geblieben war, alles Uebrige hat Neuem Platz gemacht; selbst ein kleines Monument dicht am Ufer, zum Andenken einer ganzen Familie errichtet, die an dieser Stelle in einem Sturm ertrank (in Commodore Perry's Bericht bildet eine Zeichnung davon die Bignette vom XIX. Kapitel) und das man damals sorgfältig im Stande hielt, ist verschwunden.

Westlich von dem eben künstlich erzeugten Graben in einem kleinen Thal zwischen zwei Hügeln liegt auf allmählich ansteigendem Grund der christliche Kirchhof; dicht bei demselben steht das Denkmal, welches die Japaner zum Andenken des vor einem Jahr gemordeten russischen Offiziers zu errichten versprochen. Seit vielen Monaten sind Leute daran beschäftigt, doch scheinen sie nur langsame Fortschritte zu machen, denn außer vier Säulen und dem Anfang eines Bogens ist noch nichts zu sehen. Es scheint, als ob das Monument ein steinerner Baldachin werden solle, wie er oft in griechischen Kirchen über dem Altar zu finden ist. Die Zeichnung ist augenscheinlich von den Russen geliefert, denn die Architektur hat durchaus nichts gemein mit der der Japaner. Kirchhof und Grab nehmen die Stelle ein, wo bei Commodore Perry's Besuch ein Seesoldat beerdigt, später aber wieder ausgegraben und nach Simoda gebracht wurde.

Die Hügelreihe, welche hier beginnt, läuft in nordwestlicher Richtung weiter und dominirt die Ansiedelung sowie die kleinen hinter derselben befindlichen Ebenen vollkommen; der Graben, wenn derselbe vollendet, und das Gitter, machen es den Japanern möglich, allem Verkehr ein Ende zu machen, wenn es ihnen beliebt, die Zufuhr von frischen Lebensmitteln zu verhindern und dadurch die Fremden in große Verlegenheit zu bringen. Schon jetzt geben diese Schranken manchen Anlaß zu Streitigkeiten. Man schließt die großen Gitter mit Einbruch der Nacht, während welcher jedermann durch ein kleines Seitenpförtchen passiren soll. Die Fremden, welche gegen Abend oft Excursionen zu Pferde in die Umgegend machen, weigern sich, anders als durch das große Thor zu reiten, ein Streit erfolgt, der manchmal in Thätlichkeiten endet oder wenigstens zur Folge hat, daß man das große Thor mit Gewalt öffnet, die Riegel und Barren, welche dasselbe sperren, aber ins Wasser wirft. Nun gibt es eine Klage an den Consul der betreffenden Nation, dieser führt Beschwerde an den Gouverneur von Kanagawa, welcher sich mit Instructionen von Jeddo entschuldigt, die Angelegenheit wird nach Jeddo berichtet und bleibt dort im Ministerium liegen, bis, wenn ein wichtiger Fall vorkommt, der die japanischen Behörden in Verlegenheit setzt, diese sich einen gewünschten Aufschub dadurch verschaffen, daß sie eine dieser alten Streitigkeiten, womöglich eine, bei welcher die Fremden sich Uebereilung zu Schulden kommen ließen, hervorsuchen und vorschützen, die neuen Angelegenheiten könnten nicht eher besprochen werden, als

bis die alten erledigt seien. Als bei der Eröffnung des Hafens Yokuhama von den Japanern den Fremden übergeben werden sollte, verweigerten, soviel ich erfahren konnte, sämtliche Gesandte und Consuln die Annahme und empfahlen den eben angekommenen Kaufleuten, darauf zu bestehen, ihre Waarenhäuser in Kanagawa anzulegen. Dieser Ort bot den Vortheil, hoch zu liegen, und das Terrain machte eine solche gänzliche Abschließung wenn nicht ganz unmöglich, so doch sehr schwierig, außerdem aber führt die große Landstraße von Nangasacki nach Jeddo durch die Stadt; es war demnach leichter, in directen Verkehr mit einer großen Anzahl der Eingeborenen zu treten, während jetzt außer einigen Kaufleuten und den in Diensten der Fremden stehenden Japanern niemand mit denselben in Berührung kommt. Die Kaufleute beriethen sich und, entweder weil sie nicht alle Folgen übersahen oder weil sie wünschten, schnell den Handel zu beginnen, erklärten sich zur Annahme von Yokuhama bereit. Der gegenwärtige unbehagliche Zustand ist das erste Resultat; was die Zukunft weiter bringt, läßt sich nicht absehen.

Am nördlichen Ende der Ansiedelung befindet sich eine Anzahl von Gebäuden, um einen mäßig großen Platz gruppiert, von einem Gitter umgeben. Dieser Theil führt den Namen Ganküro und steht auf derselben moralischen Plattform wie die japanischen Theehäuser, nur einige Stufen tiefer. Auf dem Platz finden während des Abends Schaustellungen verschiedener Art statt, um die sich meist ein ziemlich zahlreiches Publikum versammelt, meist aus

Japanern der niedern Klassen, gemischt mit Chinesen und solchen Fremden, welche die Neugier hierher treibt, bestehend. Die Nordwestecke des Platzes bildet ein großes, etwas substantieller gebautes Etablissement. In einer geräumigen Vorhalle sitzen eine Anzahl Japaner, theils als Thürhüter, theils Rechnungen oder sonstige Schreibereien besorgend. Aus dieser Vorhalle tritt man in einen geräumigen Hof, mit Papierfenstern überdacht, in dessen Mitte ein großes Bassin mit den üblichen Goldfischen, Inseln, Pflanzen, Felsen und sonstigen Etceteras befindlich. Eine Brücke schmückt das Bassin, und außerdem kann derjenige, welcher sich in idyllische Stimmung zu versetzen wünscht, eine Reihe von Steinen benutzen, um das nasse Element zu überschreiten. Galerien umgeben in beiden Stockwerken diesen Hof. Die untern Räume sind meist klein und unansehnlich, die obern, zu denen eine breite Treppe führt, umfassen mehrere große Piècen, von denen einige reich möblirt sind, eine aber ein kleines Theater enthält. In diesen kann derjenige, der Lust und Geld dazu hat, seinen Freunden Soupers à la Japonaise, Concerts oder auch Ballet en grande ou en petite tenue geben. Da ich zur Zeit keine derartige Unterhaltung gesehen, so kann ich keine Beschreibung davon liefern. Ueber der Thür steht in englischer Sprache folgende Inschrift: No drunken person allowed here; no Chinamen admitted; the police is authorized to eject noisy persons, oder, wie ein Bewohner der Emerald = Insel es aussprach, noisy parsons.

Viele der übrigen Gebäude haben ebenso wie das oben erwähnte Etablissement neben der Vorhalle einen andern, manchmal nicht kleinen Raum, nach der Straße zu bloß mit einem hölzernen Gitter verschlossen. In diesem sitzen an fünf bis zehn oder auch mehr junge Mädchen, in allerhand bunte Gewänder gekleidet, weiß und roth geschminkt, mit allerhand phantastischem Kopfsputz angethan, ruhig und bewegungslos, ebenso vielen Wachsfiguren gleichend, vor einem jeden ein lackirtes Theebret, darauf ein Büchsen mit Taback, eine Pfeife und ein kleines Kohlenbecken. Nähme nicht manchmal eine dieser stummen Schönheiten ihre Pfeife auf und rauchte einige Züge, man würde kaum glauben, daß sie lebende Wesen seien.

Eine andere Ausstellung noch niedrigerer Art sind zwei Reihen von Kästen, vielleicht 6—8 Fuß ins Geviert, einander gegenüberstehend, doch durch eine Breterwand getrennt. In jedem dieser Kästen sitzt gleichfalls ein aufgeputztes, geschminktes Frauenzimmer und ruft: «Annata, annata!» Die Prostitution hat hier jedenfalls den weitesten Umfang erreicht, und kommt dazu der Umstand, daß, obgleich das Unternehmen von einzelnen Individuen geführt wird, die japanische Regierung dennoch direct bei demselben betheiliget ist, indem sie dasselbe überwacht und 50 Procent der eingehenden Gelder empfängt. In frühern Zeiten beschränkte sich die ganze Anstalt auf ein Gebäude gleich dem größten zuerst beschriebenen, wo Zimmer und Erfrischungen geliefert wurden und die Besucher ihre Gesellschaft selbst mitbrachten. Es gab damals noch kein Hotel in Yokuhama;

mancher der jetzigen Residenten hat seine ersten Tage in dem Hause zugebracht, bis er ein anderes Obdach gefunden, und erst später den Charakter seines Nachtquartiers kennen gelernt. Seinen jetzigen Umfang hat der Ganküro erst erreicht, als im vergangenen Jahr verschiedene Morde an Fremden verübt worden waren, worauf die japanische Regierung diesen letztern den Besuch der Theehäuser untersagte, da an diesen Orten oft Betrunkene, geneigt zu Händeln, sich vorfänden. In einer sehr naiven Verordnung theilte sie dann den verschiedenen Consuln die Errichtung der obenbeschriebenen Anstalt mit, „die, so hoffe man, allen Ansprüchen genügen solle“.

Ein altes Sprichwort sagt: „Ist Gott irgendwo eine Kirche gebaut, gleich setzt der Teufel ein Wirthshaus daneben.“ Hier ist der Fall umgekehrt; dem Teufel ward erst der Ganküro gebaut, dann kam die Kirche. In Kanagawa hält sich eine Anzahl amerikanischer Missionare auf, von diesen hält jeden Sonntag einer Gottesdienst; und zählt auch die kleine Gemeinde jetzt erst nach Duzenden, so ist doch ein Anfang gemacht. Kaum hätte wol bei Unterzeichnung des ersten Vertrages im J. 1855 einer der damals Gegenwärtigen geglaubt, daß früher als in einem halben Decennium christlicher Gottesdienst auf dieser Stätte gehalten werden würde. Am Sonntag, wo ich die Missionare in Kanagawa besuchte, ward beim Abendgottesdienst der hundertste Psalm gesungen, in England und Amerika gewöhnlich «Old hundred» genannt und denselben Rang behauptend wie in der deutschen protestantischen Welt

das herrliche Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott.“ Es erinnerte mich an unsern guten alten Kaplan Mr. Jones, der sich vom Commodore ausbedungen hatte, daß bei erster Gelegenheit dieses Lied in der Bai von Jeddo an Bord gesungen werden müsse, und zu seiner großen Freude seinen Wunsch erfüllt sah.

Auch die gegenwärtige Expedition hatte ihre religiöse Feier am zweiten Sonntag nach der Landung der Gesandtschaft, denn am ersten Sonntag wehte ein heftiger Sturm, der die Verbindung mit dem Lande unterbrach. Statt «Old hundred» hatten wir „Eine feste Burg ist unser Gott“, und zwar alle Verse, eine einfache, kräftige Predigt, wie die Gelegenheit sie erheischte, und zum Schluß die herrliche Dankhymne: „Nun danket alle Gott.“ Schon früher habe ich bei mehr als einer Gelegenheit ausgesprochen, welchen Eindruck der Gottesdienst an Bord der Schiffe auf mich machte, an Bord der „Thetis“ sah ich kürzlich zum ersten mal die Feier des Heiligen Abendmahles auf einem Kriegsschiff. Diese größte und wesentlichste aller christlichen Kirchenfeiern wird doppelt ergreifend an einem Ort, wo eine kleine Schar braver Männer, weit von der Heimat und allem, was ihnen lieb und werth, der Gefahr und dem Tode mehr als gewöhnlich ausgesetzt, sich in stiller Andacht versammeln, um der Leiden, des Todes und der Gnade unsers Erlösers zu gedenken, Gottes Schutz anzuflehen und gute Vorsätze für ihr weiteres Leben zu fassen. Einen andern sehr schönen Gebrauch sah ich zum ersten mal an Bord der „Arkona“. Abends, wenige

Minuten vor 8 Uhr, schlägt man zur Retraite; während Trommeln und Pfeifen den Takt angeben, macht man wie auf den Kriegsschiffen anderer Nationen die Runde; das Piket der Seesoldaten steht auf dem Quarterdeck Gewehr beim Fuß, und zuletzt wird der Rapport gemacht, der Abendschuß fracht, nachdem die Glocke acht geschlagen hat, und eine tiefe Stille folgt, nur unterbrochen vom Commando: „Gewehr ab, Helm ab zum Gebet!“ und die schöne Weise „Nun danket alle Gott“ zieht in langsam getragenen Tönen über das Wasser.

Es gibt manche Personen, welche die Begriffe von Seemann oder Soldat und Frömmigkeit nicht vereinigen können, andere sogar, die denken, daß ein religiöser Mann weniger voll Muth und Entschlossenheit sein müsse. Meist wird das religiöse Leben eines Mannes wenig bekannt, seltener noch werden es die Thaten eines frommen und deshalb bescheidenen, zurückhaltenden Mannes; von Zeit zu Zeit jedoch glänzen derartige Beispiele in der Geschichte gleich Sternen am Abendhimmel. Die Ereignisse der letzten Jahre, der furchtbare blutige Aufstand in Indien bieten eins davon in der Person des edeln, heldenmüthigen Generals Havelock. Schon zu der Zeit, wo er als Major das Regiment der Punjab-rifles (ich denke, so hieß das Corps) commandirte, nannte man sein Commando in manchen militärischen Kreisen „das Bibel-Commando“, und mancher, durch die obenerwähnten Vorurtheile beeinflusst, hatte keine großen Erwartungen von seinen Waffenthaten. In dem blutigen Feldzug am Sutledsch, wo zu einer Zeit fast

jedes Corps im Zustand einer halben Auflösung begriffen, der Feind aber im Vordringen war, hemmte Havelock mit seinem Bibel-Commando denselben und wirkte so nicht unwesentlich zur glücklichen Beendigung des Feldzuges mit. Der Heldemuth, mit welchem er der kleinen Besatzung von Luckno zu Hülfe eilte, ist mit dem des Xenophon und seiner Zehntausend verglichen worden. Sicher war die Aufgabe eine gleich schwierige, doch der Unterschied zwischen beiden, daß, während auf der einen Seite 10000 Griechen einen gefährlichen Rückzug durch zahlreiche feindliche Scharen einer schmählischen Gefangenschaft vorzogen, hier 1200 Mann durch 40000 erbitterte, wohldisciplinirte, gleichbewaffnete Sepoys ihren Weg erfochten, um dem kleinen Häuflein ihrer in Luckno eingeschlossenen Landsleute Entsatz zu bringen, daß sie, zurückgeworfen von der Uebermacht des Feindes, einen neuen, diesmal erfolgreichen Versuch machten, und, in der belagerten Stadt angelangt, als sie sahen, daß ihre Stärke nicht genügte, alle Frauen, Kinder, Kranken und Verwundeten mit sich zu nehmen, es vorzogen, die Beschwerden einer neuen Belagerung zu theilen, in welcher ihr hochherziger Führer, geschwächt durch Krankheit und Beschwerden, sein Leben einbete.

Bei meinem Besuch in der amerikanischen Mission in Kanagawa fand ich daselbst einen frühern Seesoldaten der „Mississippi“, der, obgleich er in einer viel bescheidenern Weise Waffen für sein Vaterland getragen, dennoch auf gleiche Art Religiosität mit dem Waffenhandwerk verband. Mr. G. ist, soviel ich erfahren konnte, im Staat Newyork

geboren, seine Familie, sagt man, sei aus Hessen und habe sich gleich den meisten der hessischen Truppen, welche während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges dort für ihren Landgrafen und Herrn und seinen Verbündeten, den König von England, gefochten, später gefangen genommen wurden, in der Neuen Welt angesiedelt. Vom Wunsche getrieben, der Japan-Expedition unter Commodore Perry beizuwohnen, machte er gleich vielen andern eine Eingabe, um Erlaubniß, irgendeine bescheidene Stellung ausfüllen zu dürfen, bittend, und als er alle Plätze, für die er sich eignete, besetzt fand, ließ er sich unter die Seesoldaten einreihen. In dieser bescheidenen Stellung gewann er sich den guten Willen seiner Vorgesetzten und Kameraden und bietet eins der seltenen Beispiele, wo während einer dreijährigen Reise ein Untergebener weder Verweis noch Bestrafung gefunden. In Commodore Perry's Bericht, S. 486, wird eines Japaners erwähnt, der, als Schiffbrüchiger in China angekommen, später als Matrose auf der „Mississippi“ diente. Commodore Perry fragte bei den japanischen Beamten an, ob es diesem Manne vergönnt sein würde, in Japan zurückzubleiben, und diese erwiderten lachend, daß niemand ihn daran verhindern würde. Sam Patch (diesen Spitznamen hatte man ihm an Bord beigelegt) schien aber diesen Versprechungen nicht recht zu trauen und zog es vor, an Bord zu bleiben. Vielleicht hatte er nicht so unrecht; ein anderer seiner Landsleute und Leidensgefährten, der später als Dolmetscher in Diensten des englischen Gesandten, Mr. Alcock, sich in Jeddo aufhielt, ward von einem Japaner

ermordet. Commodore Perry sagt weiter unten: „Sam hatte wegen seiner Gutmüthigkeit das Wohlwollen seiner Schiffskameraden gewonnen, alle bedauerten sein Unglück, und besonders einer der Seesoldaten, Namens G., ein religiöser Mann, fühlte ein besonderes Interesse für ihn. In seiner Sanftmuth und Gelehrigkeit eine Bürgerschaft guter Resultate eines richtig geleiteten religiösen Unterrichts findend, begann er ihn nach seiner Art zu belehren, und hoffte nicht nur, ihm gründliche Kenntniß der englischen Sprache beizubringen, sondern ihn vielleicht selbst zum christlichen Glauben zu bekehren. Sam kehrte mit der „Mississippi“ nach den Vereinigten Staaten zurück und begleitete seinen wohlwollenden Freund und treuen Lehrer nach seiner Heimat im Innern des Staates Newyork, wo G. Grundeigenthum besitzt. Nach den letzten Nachrichten lebten sie dort zusammen, und es ist kaum eine ungegründete Hoffnung zu nennen, daß Sam mit der Erziehung seines amerikanischen Freundes, im Fall seiner spätern Rückkehr in seine Heimat, unter dem Einfluß einer weitem Entwicklung der Verhältnisse in jenem Reich, ein Werkzeug werden kann, um seinen Landsleuten eine höhere und bessere Civilisation mittheilen zu können.“ So weit, was Commodore Perry gesagt.

Mein Besuch in Kanagawa fiel auf einen Sonntag, und man begann eben den Abendgottesdienst. Ein noch junger ernster Mann las das 10. Kapitel St.=Pauli an die Römer und suchte es in seiner einfachen schlichten Weise zu erklären. Mir schien, ich habe den Mann bereits

irgendwo gesehen, hätte aber nichts weniger erwartet, als daß nach beendigtem Gebet der Rev. Mr. B. ihn zu mir führte, mit den Worten: „Ich denke, Sie kennen Mr. G. bereits; der zugleich mit Ihnen auf der «Mississippi» in Japan war.“ In der That hatte dieser die Muskete mit dem Evangelium vertauscht, sein Hab und Gut den Armen gegeben, und stand nun fertig, einen guten Kampf zu kämpfen. Dieses Beispiel einfachen, starken christlichen Glaubens verursachte mir unbeschreibliche Freude, ich wünschte dem wackern Manne guten Erfolg und alles Gute für seine Familie; er ist jetzt verheirathet, und seine junge Frau mit einem kleinen Töchterchen hat ihn in dieses ferne Land begleitet. Meine erste Frage war nach seinem japanischen Freunde Sam Patch oder Samuel Santarro, wie er jetzt genannt wird. Dieser hatte die von ihm gehegten Erwartungen nur insoweit gerechtfertigt, als er die Taufe empfangen und die englische Sprache geläufig spricht. Als Lehrer scheint er keine großen Qualifikationen zu besitzen; er kann seine natürliche Scheu noch nicht überwinden, noch eine gewisse Furcht vor seinen eigenen Landsleuten, die vielleicht durch geschahene Vorfälle gerechtfertigt worden ist. Kann er aber nun nicht den Heiden das geistige Brot des Lebens bringen, so ist er wenigstens geeignet, denen, die das thun, weltliches Brot zu bereiten, und auch noch etwas dazu, was er denn auch wirklich thut: mit andern Worten, Samuel Santarro, alias Sam Patch, ist jetzt wohlbestallter Koch der Mission und soll als solcher große Zufriedenheit erregen.

Noch einen andern frühern Bekannten habe ich angetroffen, den ich schon in Hongkong als katholischen Missionar kannte. Père Girard, dessen Schule und Schüler in Morrison-college ich damals mit so vielem Interesse besucht, ist jetzt hier als Legationssecretär und japanischer Dolmetscher der französischen Gesandtschaft. Mehrmals schon war ich mit ihm zusammengetroffen, ohne ihn in der modernen Kleidung und der Mütze mit dem Goldband wieder zu erkennen; denn als ich ihn vor fünf Jahren sah, trug er ein chinesisches Gewand, einen langen Zopf und den Rest des Kopfes glatt geschoren. Seitdem hatte er geraume Zeit in Napa und Piu-Kiu zugebracht und sich bedeutende Kenntniß der japanischen Sprache erworben.*)

Um mit Yokuhama zu enden, so läßt sich aus dem ganzen Treiben, aus den vielen Schiffen, die vor Anker liegen, ankommen oder abgehen, und manchem andern schließen, daß der Handel schon einen ziemlichen Umfang erreicht hat, trotzdem derselbe wenig mehr als ein Jahr alt ist, und trotzdem die Kaufleute das Gegentheil behaupten. Ich hege gleichfalls die Ueberzeugung, daß dort viel Geld verdient wird, und ein großer Theil davon auf die gewöhnliche geschäftliche Weise. Die Leute würden wol Thoren sein, wenn sie es überall ausposaunten, um dadurch neue Concurrenten herbeizuziehen.

*) Jetzt lebt er wieder in Yokuhama, wo er eine Kapelle erbaut, deren Kosten durch von ihm selbst gesammelte Subscriptionen gedeckt werden, ein zweiter Missionar ist bereits eingetroffen und mehrere werden erwartet.

Die fast täglichen entfernten Ausflüge, welche die verschiedenen Mitglieder der Expedition unternehmen, machten es vom Anfang des Aufenthaltes in Jeddo nöthig, Pferdebeine als Transportationsmittel in Requisition zu nehmen. Im Anfang benutzte man Miethpferde. Zu solchen wird in keiner Zone der Vollblutstamm verwandt, in Japan sind die besten Pferde nicht mehr als Ponies, und so versammelte sich denn oft eine traurige Collection von lebensmüden Vierfüßlern im Hofe von Akabani. Da außerdem die Pferde, die man um 6 Uhr des Morgens brauchte, oft erst um 9 Uhr erschienen, so schafften sich viele Herren im Laufe der Zeit eigene Pferde an, und gegenwärtig stehen nicht weniger als neun im Stalle. Dies sind nun allerdings keine auserwählten Schlachtrosse und würden vielleicht am besten als jener Rasse angehörig zu bezeichnen sein, auf der in England ältliche Herren (der Gesundheit halber) im ruhigen Trabe sich bewegen und die allgemein unter dem Namen „Gob“ bekannt sind. Das größte und stärkste ist vielleicht 12 Hand hoch, andere nicht so viel, und das Roß von Leuten, die mehr als 200 Pfd. wiegen, dabei aber genöthigt sind, oft und weit zu reiten, ist wahrlich nicht im Genuß einer „Sinecure“.

In diesem Lande, wo beinahe für jede Vorrichtung des täglichen Lebens ein besonderer Stand existirt, für jede Art von Dienstleistung eine besondere Person angestellt wird, erheischt natürlich der Besitz eines Pferdes auch die Gegenwart eines Pferdeknechtes oder „Betto“. Dieser besorgt das Putzen und Füttern des Thieres, beim Ausreiten läuft

er mit, um beim Absteigen sogleich bei der Hand zu sein und das Thier zu halten. Diese Leute bilden einen besondern Schlag Menschen; durch die Art ihrer Arbeit und besonders das viele und schnelle Laufen sind die Brust und die Muskeln der Beine sehr ausgebildet, und es ist merkwürdig, wie selbst kleine Jungen von acht oder neun Jahren, die manchmal mit den Miethpferden marschiren, einen langen Lauf neben dem Pferde aushalten. Die Kleidung dieser Leute ist gleichfalls charakteristisch. Während der warmen Tage des September und October beschränkte sich dieselbe beim Laufen nur auf das weiße Lendenband, welches jeder Japaner trägt; nur bei Staatsgelegenheiten trugen sie einen kurzen Ueberwurf mit Ärmeln aus blauem Baumwollstoff, auf dem Rücken das Wappen oder wenigstens die Anfangsbuchstaben des Namens ihrer Herren. Jetzt, wo das Wetter kälter wird, tragen sie einen gleichen, wattirten Ueberwurf, enganliegende dunkelblaue Hosen, einen gleichfalls blauen Brustlatz, von Kreuzbändern, die über den Rücken laufen, gehalten, und an den Füßen weiße Strümpfe, bis an die Knöchel reichend. Diese sind aus starkem Baumwollstoff genäht, die große Zehe von den übrigen getrennt, um das Anlegen der Strohsandalen möglich zu machen, und die Sohle ist entweder mit einem sehr festen Baumwollstoff oder auch manchmal mit Leder benäht.

Der Lohn eines „Betto“ ist bei uns auf 10 Ikebu oder 5 Thlr. monatlich festgestellt, wofür er sich selbst beköstigt. Das Pferdefutter ward im Anfang in großen Quantitäten gekauft und täglich ausgetheilt; später ergab es sich aber

als sachgemäßer, die Fütterung durch die Japaner besorgen zu lassen, wofür der Preis von 5 Ikebu oder $2\frac{1}{2}$ Thlr. wöchentlich für Pferd und Betto berechnet ward.

Stallung und Verpflegung der Pferde sind hier wesentlich verschieden von der in Europa üblichen Art. Der Stall ist ein leichtes Gebäude aus Holz, im hiesigen Klima, wo nur selten strenge Kälte eintritt, genügenden Schutz bietend. Längs der ganzen Fronte läuft ein etwa 4 Fuß breiter Gang, die Vorderwand hat $4\frac{1}{4}$ Fuß über der Erde eine Oeffnung, $1\frac{1}{4}$ Fuß hoch und sich über die ganze Länge des Gebäudes erstreckend, bloß mit einem Rattengitter verschlossen, das genügendes Licht und Luft einläßt. Ueber dieser und unter der Decke läuft ein Gerüst, $1\frac{3}{4}$ Fuß breit, die Sättel darauf zu legen. Die Stände für die Pferde sind $6\frac{1}{2}$ Fuß lang, $5\frac{1}{2}$ Fuß breit, mit Bohlen der Länge nach gebielt; scharren die Pferde, so leidet das Holz weniger, als wenn quer gelegt, wo es leicht in Splitter gerissen wird. Diese Dielung senkt sich ganz leicht gegen die Mitte, wo drei Fugen, $1\frac{1}{2}$ Fuß lang und 1 Zoll breit, den Urin des Pferdes in ein darunter befindliches Gefäß und aus diesem durch eine verdeckte Rinne ins Freie lassen. Infolge davon und durch die reichliche Ventilation sind die Ställe frei von dem unangenehmen Ammoniakgeruch. Hinter den Pferdeständen befindet sich noch ein Gang, $1\frac{1}{2}$ Fuß breit. Aller Unrath des Pferdes wird von dem Betto mehrmals des Tages hierhin gefehrt, des Morgens und Abends aber ins Freie geschafft. Der untere Theil der Hinterwand hat seiner ganzen Länge nach gleichfalls eine $1\frac{1}{4}$ Fuß hohe Oeffnung,

durch die der Stall ventilirt wird. Die Scheidewände zwischen den Ständen sind $3\frac{1}{2}$ Fuß hoch.

Die Pferde stehen mit den Köpfen nach vorn, die Fütterung geschieht aus einem Eimer, an Stricken zwischen den die Stände theilenden Balken hängend. Einige Herren tadeln diese Art zu stallen, als den Augen der Pferde nachtheilig, in die das Licht durch die Oeffnung in der Vorderwand aus geringer Entfernung fällt. Ob es besser ist, ein Pferd den ganzen Tag auf eine dunkle Krippe blicken zu lassen und dann plötzlich ins Freie zu nehmen, wo die volle Sonne seine Augen trifft, oder es fortwährend an ein gemäßigtes Licht zu gewöhnen, wird jeder denkende Landwirth, besser aber noch ein Augenarzt entscheiden können; jedenfalls wird hier der Vortheil erzielt, daß beim Füttern und Reinigen des Pferdes der Stallknecht sich ihm von vorn nähert, ziemlich wesentlich bei beißenden, schlagenden Pferden, wie die meisten hierzulande sind.

Die Fütterung besteht aus Heu, etwas gekochten Bohnen oder Kleien, die man über das Heu streut. Getränkt werden die Pferde nicht separirt, sondern über jeden Eimer Kleie wird etwa der vierte Theil des Quantums (etwa 3 Quart) Wasser gegossen, und dies oft lauwarm. Statt des Striegels waschen die Japaner die Pferde des Morgens, und sind sie warm geritten, bei der Rückkehr in den Stall mit warmem Wasser. Auch hiergegen sind mancherlei Einwendungen gemacht worden, da die so erzeugte Nässe das Pferd steif machen soll. Ich glaube nicht, daß Wasser mehr naß ist als Schweiß, letzterer wird durch ersteres

entfernt; das Waschen und Abreiben mit Stroh regt aber die Haut auf angenehme Weise an, wie manche Fußreisende deshalb bei der Ankunft im Nachtquartier die Füße waschen.

Alle Reitpferde, die ich in Jeddo gesehen, waren Hengste, ebenso wurden in den in dieser Stadt gebräuchlichen Karren nur Büffelstiere gebraucht; Stuten habe ich nie gesehen, Kühe einige bei fremden Residenten, die sie der Milch wegen hielten. Ich besorge bei meinen Beschreibungen den Grundsatz, nur das zu verbürgen, was ich selbst gesehen; in diesem Falle glaube ich jedoch von meinem Princip etwas abweichen zu dürfen, indem ich annehme, daß nicht alle Pferde in Japan Hengste sind. Die Daimios sollen Stuten besitzen, die nur zur Zucht verwendet werden.

XIV.

Der Anfang des Endes.

Ein deutscher Weihnachtsabend. Kriegsgeschrei. Letzter Ausflug. Der Tempel von Dai-sin. Eine angenehme Ueberraschung, und ein unangenehmer Wetterwechsel. Schnee und Schneemänner. Eine frohe Versammlung.

30. Dec.

Der Winter ist nun mit allem Ernst eingetreten; im Laufe der letzten Wochen haben wir des Morgens mehrmals Eis in den kleinen Pfützen der Straßen gefunden, seit dem 24. aber ist dasselbe nicht mehr gänzlich weggethaut, und am 26. stattete uns ein dichter, 12 Stunden anhaltender Schneesturm einen Besuch ab. Alles dieses war eine passende Vorbereitung und Begleitung zum lieben Weihnachtsfeste, das hier im fernen Osten mit aller Festlichkeit gefeiert wird, die dasselbe in Deutschland so anziehend macht.

Für den Abend des 24. hatte der Gesandte eine Anzahl Gäste eingeladen, darunter Hrn. Alcock, den englischen Gesandten, mit drei oder vier Herren seines diplomatischen

Haushaltes; Hr. Harris, der amerikanische Gesandte, war in Kanagawa, doch sein Secretär, Hr. Heusken, der treue Freund aller Fremden in Jeddo, fehlte nicht, ebenso Hr. de Witt, holländischer Generalconsul, der, vor kurzem in der holländischen Kriegsbrigg „Cachelot“ angelangt, jetzt einer der Residenten geworden ist. Hr. Polsbroek, holländischer Consul, und Capitän Sachmann waren am selben Tage von Kanagawa gekommen.

General Sir Hope Grant, der Oberbefehlshaber der englischen Armee von China, war kürzlich mit dem Dampfer „Granada“ von Schanghai eingetroffen und befand sich jetzt in Gesellschaft von Lady Grant nebst einigen Offizieren seines Stabes auf kurze Zeit zum Besuch hier; alle waren gleichfalls vom Gesandten eingeladen, und so war denn das Fest durch die Gegenwart einer Dame (den ersten Damenbesuch, der in Akabani gesehen worden) geziert. Die drei größten Gemächer, die längs denselben laufenden Seitengalerien und das Vorgemach, durch welches man zu denselben gelangte, waren von Hrn. B., unter Mitwirkung verschiedener anderer Herren, geschmackvoll mit Tannenzweigen und immergrünem Laubwerk decorirt, die das Holzwerk der Gesimse und Säulen umgaben, welche Capitäle aus Blättern der Fächerpalme trugen. Die Decke war durch eine Menge geschmackvoll angebrachter Bambuszweige in ein Blätterdach verkleidet, aus dessen Grün eine Menge bunter Papierlaternen herabhingen, andere dergleichen waren den Seitengängen angebracht, in dem mittlern Zimmer stand der herkömmliche Christbaum mit Orangen, Zucker-

werk und allerlei Zierathen geschmückt und von einer Masse Lichter erhellte. In einer kleinen Vertiefung im vordern Zimmer waren zwei schöne Reitergruppen von Bläser auf bronzenen Piedestalen von 5 Fuß Höhe aufgestellt. Diese sind zum Geschenk für den Taikun bestimmt, trugen aber an jenem Abend nicht wenig dazu bei, die Ausschmückung des Zimmers zu verschönern.

Die verschiedenen in Jeddo anwesenden Mitglieder der Expedition hatten ein jedes eine kleine Anzahl von Geschenken zu einer Lotterie vereinigt, und die Verlosung gewährte eine erheiternde Abendunterhaltung. In frohester Stimmung blieb die Gesellschaft bis zu später Stunde beisammen, denn dieses froheste aller Feste, an welchem jeder, der von seiner Heimat und seinen Lieben getrennt, mit erneuter Sehnsucht darauf hofft, mit denselben wieder vereinigt zu werden, brachte auch allen jetzt hier Versammelten die frohe Hoffnung eines baldigen glücklichen Ausgangs von wenigstens einem Theil der Sendung. Am Morgen des Christabends hatte der Gesandte eine entscheidende Zusammenkunft mit dem japanischen Staatssecretär, und die Unterzeichnung des Vertrages ward in baldige Aussicht gestellt. So brachte das Christkindlein allen die beste, liebste Weihnachtsgabe. Möge sie für ganz Deutschland von guten Folgen sein, und jeder wird froh auf das Weihnachtsfest in Jeddo zurückblicken.

31. Dec.

Seit einigen Tagen liegen auf der Rhede von Jeddo mehr Kriegsschiffe als je zuvor; Engländer, Franzosen und Holländer haben jetzt Kanonen in diesen Gewässern schwimmen. Die englische Fregatte „Imperieuse“ (Flaggschiff), die Corvette „Scout“, das Dampfskanonenboot „Pioneer“ nebst einem Transportschiff, die französische Fregatte „Renommée“ und das Dampfskanonenboot „Monge“ nebst der holländischen Brigg „Cachelot“ ankern in Einer Linie, von der „Arkona“ und „Thetis“ den äußersten Flügel bilden. Ein derartiger Besuch würde vielleicht noch von größerem Nutzen sein, wenn eine größere Machtentfaltung stattfände, doch auch so verleiht die Gegenwart der Flotte den Mittheilungen der betreffenden Ministerresidenten einigen Nachdruck. Hoffentlich wird es nie gewichtigerer Maßregeln bedürfen, um die Stellung der Fremden in Japan sicherzustellen.

2. Jan. 1861.

Der erste Tag dieses Jahres brachte den fremden Residenten Jeddos eine Ueberraschung eigenthümlicher Art. Die verschiedenen jetzt hier befindlichen Herren waren am Abend im Gesellschaftszimmer des Gesandten versammelt, als gegen 10 Uhr sich plötzlich die Gouverneure von Jeddo anmelden ließen. Ein Besuch zu so ungewöhnlicher Stunde war durch keine geringere Veranlassung hervorgerufen wor-

den als durch eine Verschwörung von gegen 500 Personen, alle Fremden zu ermorden, wie die Gouverneure mit sehr bedenklicher Miene ankündigten.

Die Verschworenen waren sogenannte „Konis“ oder „Konins“, d. h. Beamte von Daimios oder Fürsten und Edelleuten. Durch Todesfälle, Amtsentsetzung vornehmer Personen und andere Vorfälle wird manchmal eine große Anzahl von Unterbeamten plötzlich entlassen; diese finden dann ihren Unterhalt, um die Worte der Gouverneure zu gebrauchen: „indem sie entweder kaiserliche Soldaten werden, oder als Lehrer in Kriegsschulen eintreten (besonders bei der Artillerie), oder durch allerlei Schlechtigkeiten, auch als Räuber.“ Von dieser Klasse von Leuten waren vor etwas mehr als einem Jahre in Yokuhama die verschiedenen Morde an Fremden verübt worden, und dieser sollten jetzt die 500 Verschworenen angehören. Nicht nur die Gouverneure, sondern auch die übrigen japanischen Beamten des Haushaltes in Akabani schienen in nicht geringem Grad besorgt, und die Regierung ließ dem Gesandten vorschlagen, entweder seine Residenz im Schlosse des Taikun aufzuschlagen oder an Bord der Schiffe zu gehen, wohin ihm die Bevollmächtigten des Kaisers folgen würden, um die Verhandlungen zu Ende zu führen.

Daß irgendeine wichtige Ursache diesen ungewöhnlichen Eröffnungen zu Grunde liegen mußte, war ohne Zweifel; leicht aber konnte man die Gefahr größer darstellen, als sie wirklich ist, sei es, um die verschiedenen Gesandten zu bewegen, einen einzigen gemeinsamen Wohnplatz zu wählen,

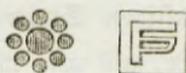
wie man schon vorher ohne Erfolg versucht hatte, sei es aus andern Gründen. Jedenfalls ist die größte Gefahr einer Verschwörung vorüber, wenn dieselbe entdeckt ist, und deshalb war die Antwort des Gesandten die unter obwaltenden Umständen einzig richtige: er hege das vollkommenste Vertrauen in die Macht der Regierung, allen ungesetzlichen Handlungen zu begegnen, er hoffe, die Verhandlungen werden sehr bald zu einem zufriedenstellenden Ende geführt sein; im schlimmsten Fall könne er sich aber auch selbst schützen.

Diese einfache, männliche Antwort hat wahrscheinlich mehr gethan, einen günstigen Standpunkt in der Meinung der Japaner zu gewinnen, als alle möglichen diplomatischen Künste. Ich hege die feste Ueberzeugung, daß der Vertrag in wenigen Tagen abgeschlossen sein wird, der deutschen Nation aber in Japan jene würdige Stellung errungen ist, die ihr in der großen Völkfamilie gebührt.

Die nöthigen Vorsichtsmaßregeln sind jedoch nicht versäumt worden. Ein Boot der „Arkona“ ward sogleich ans Land geschickt, das Personal in Akabani durch 10 Mann verstärkt, die Mannschaften sind mit den nöthigen Waffen und Patronen versehen, was mit den verschiedenen Waffen und Ammunitionen im Privatbesitz eine erfolgreiche Vertheidigung möglich macht. Signalraketen sind am Lande, und in kurzer Zeit können einige hundert Mann herbeigerufen werden. Die Fregatte „Thetis“ segelt morgen nach Yokuhama, um im schlimmsten Fall den dort sich aufhaltenden Fremden im Verein mit der englischen Flotte Schutz

angedeihen zu lassen, und ein Theil dieser letztern wird morgen wieder vor Jeddo erscheinen.

Die Maßregeln der Japaner sind gleichfalls zweckmäßig und umfassend. Jeder der verschiedenen Gesandtschaften ist eine Wache kaiserlicher Soldaten, außer den bereits dort befindlichen Beamten, zugetheilt; außerdem aber sind einzelne Fürsten besonders mit dem Schutze der Fremden beauftragt. Akabani hat jetzt eine Besatzung von 100 Mann. Der Name des Fürsten, der dieselbe befehligt, ist Too-zawu, Kaza-zano, Sü-ki, sein Feldzeichen, mit dem jetzt die Wache decorirt ist, so:



Außerdem darf kein Hausbesitzer in Jeddo jemand beherbergen, der nicht zu seinem Haushalt gehört; alle nicht in die Stadt gehörigen Personen werden ausgewiesen; wer sich des Nachts auf den Straßen umhertreibt, wird angehalten und eingezogen: ich glaube, daß kein Grund zu weiterer Besorgniß vorhanden ist, und sende diese flüchtige Notiz, um die wahre Sachlage bekannt zu machen und unnöthigen Besorgnissen vorzubeugen, welche durch übereilte oder übertriebene Mittheilungen erregt werden könnten.

13. Jan.

Das große Kriegsgeschrei, welches sich am Neujahrstage plötzlich erhob, beginnt allmählich sich wieder zu legen; die

Zahl der Verschworenen stellt sich geringer heraus, als man vorher dachte; die Haupträdelsführer sind eingezogen, und obschon man die getroffenen Vorsichtsmaßregeln fortsetzt und hoffentlich bis zum Tage unserer Abreise nicht einstellen wird, so scheint dennoch die Gefahr, wenn dergleichen den Fremden wirklich drohte, jetzt geringer. Ebenso wird aber auch bald unser Aufenthalt in Jeddo vorüber sein; schon seit mehreren Tagen ist jedermanniglich beschäftigt, zu packen, und Kisten nach Kisten mit allerhand Curiositäten werden an Bord der Schiffe geschickt.

Nachdem meine Siebensachen, mit Ausnahme der zum täglichen Gebrauch nöthigen Gegenstände, gleichfalls in verschiedenen Koffern untergebracht waren, wünschte ich noch einen Ort zu besuchen, um Aufnahmen machen zu lassen, den zu sehen mir bis jetzt noch nicht möglich gewesen. Der Tempel von Kubo-Dai-sin, der Sonnengöttin gewidmet, liegt auf jener kleinen Halbinsel, welche die obere Bai von Jeddo von der untern oder dem Golf von Kanagawa trennt; da aber die Autorität der Gouverneure nur bis an das östliche Ufer des Kawasacky-Flusses sich erstreckt, an dessen westlichem Ufer der Tempel sich befindet, so erhoben die Beamten Schwierigkeiten gegen diese Excursion, da die Yackunins oder bewaffneten Beamten, die stets mitgegeben werden, zu diesem Ausfluge vom Gouverneur von Kanagawa gestellt werden müssen, dessen Territorium sich bis dahin erstreckt. Endlich verfiel man auf folgenden Ausweg: „Die Gouverneure von Jeddo haben das Recht, jederzeit eine Escorte nach Kanagawa zu geben; es liegt keine Be-

stimmung vor, wie lange die Reise dauern soll; ebenso ist nicht gesagt, wie lange Zeit man von Kanagawa nach Jeddo unterwegs bleiben könne; deshalb könne ich sehr früh am Morgen Jeddo verlassen, den Tag über im Tempel von Dai-sin arbeiten, die Nacht in Kanagawa schlafen, den nächsten Tag in Dai-sin wiederum arbeiten und am Abend nach Jeddo zurückkehren.“ Dem Circumlocutionsgenie dieser Schriftgelehrten meine vollste Bewunderung zollend, bereitete ich mich sofort, von der Herren Weisheit den gehörigen Nutzen zu ziehen, und am 11. bei Tagesanbruch ward in Gesellschaft der Herren Photographen ausgerückt.

Das Thermometer stand nur wenige Grad unter dem Gefrierpunkt, allein in diesem milden Klima genügte auch dies, um ein Gefühl heißender Kälte zu verursachen, und mit blauen Nasen trottete die Gesellschaft auf der hartgefrorenen Landstraße dahin, daß der Hufschlag hell und lustig durch die Morgenluft klang. Die Pferde schienen gleichfalls durch die frische Atmosphäre zu verdoppeltem Eifer inspirirt zu sein, und nach einer Stunde hielten wir vor dem wohlbekannten Gasthause des 9 Miles entfernten Dorfes Omori. Die freundliche fette Wirthin mit den schiefstehenden Augen und schwarzen Zähnen ließ sogleich durch das weibliche Corps ihrer Adjutantinnen eine Anzahl von Kohlenbecken herbeibringen, an deren erwärmender Glut wir unsere erstarrten Gliedmaßen aufzuthauen suchten, wobei die jungen und alten Wirthshauschönheiten uns die verklammten Finger zwischen den Händen rieben. Wäh-

rend die Frau Wirthin vor mir kniend die Kohlen anfächelte, ließ ich im Versehen ein Stückchen Eis, das ich mit ins Zimmer gebracht, fallen; es sank auf die Schultern der würdigen Dame und verschwand bald in den weiten Falten ihrer Gewänder. Ein kleiner Schrei erfolgte, und der Ausruf *Wari! Wari!* (schlimm, schlimm), dann ein verschmitztes Lächeln, wobei beide Reihen schwarzer Zähne in ihrer ganzen Pracht sichtbar wurden und die schiefen Augen zu zwei kaum sichtbaren Linien zusammenschrumpften. Ein schelmisches Drohen mit dem Finger sollte augenscheinlich bedeuten: *Warte, ich werde dir das vergelten!* und in der That erfolgte die Strafe für meine Unachtsamkeit schon am nächsten Tage, wo wir am Nachmittag auf dem Rückweg nach Jeddo wieder hier einkehrten. Während ich wiederum meine Hände über den Kohlen wärmte, hatte die Alte meine linke Hand ergriffen, wie um dieselbe zu reiben, und ehe ich es mir versah, steckte sie mir einen silbernen Ring an den fünften Finger. Welch ein Unglück! sie hatte den Fall des Eisstückchens für einen Ausdruck zärtlicher Gefühle gehalten. Glücklicherweise war dies mein letzter Besuch in Omori, deshalb ertrug ich diese Aufmerksamkeit mit der nöthigen Fassung, die sonst vielleicht etwas gestört worden wäre durch die Erinnerung an „Onkel Toby“, dem die schlaue Witwe das Staubkörnchen aus dem Augenwinkel rieb. Der geistreiche Verfasser „*Tristram Shandy's*“ ruft bei dieser Gelegenheit aus: „O Witwen, Witwen! wer kann euch trauen?“ und meint damit vorzüglich irische Witwen. Wäre er jemals nach Omori gekommen, so würde

er gefunden haben, daß die japanischen Witwen ihren transoceanischen Schwestern in Arglist nicht um ein Haar nachstehen.

Am Morgen des 11. Jan. hatte jedoch keiner unserer Gesellschaft weitere Ursache zu Beschwerden. Im Gegentheil, der gesalzene Lachs, die Fische mit brauner Sauce, und Soja, in die geriebener Rettig gemischt, das wohlzubereitete Seegras, sowie die jungen Keimchen von Ingwer, Sellerie und Bambussprossen bekamen unsern leeren Magen vorzüglich, im Verein mit einem Schluck „Schwendy“ (Berlin, Chausseestraße Nr. 94); denn als vorsichtiger Mann führe ich bei derartigen Gelegenheiten immer ein solches „Gläschen Melnecker für den Magen“ in den Satteltaschen, und kann als Sachverständiger versichern, daß obbenannter Artikel, von obiger Firma bezogen, auch zu andern Nahrungsmitteln als ein passendes Accompagnement erscheint.

Das Frühstück ward geendet, die Luft war durch die lauen Strahlen der Morgensonne etwas milder geworden, und bald befand sich unsere Gesellschaft wieder unterwegs.

Der Tempel von Dai-sin wird erreicht, wenn man, bald nachdem die Fähre bei Kawasacky passirt, die Heerstraße nach Kanagawa, die sich hier etwas nördlich wendet, verläßt und einen Pfad in südlicher Richtung einschlägt. Nachdem man diesem 2 Miles durch Reisfelder, Obstgärten und zwischen einzelnen Häusergruppen gefolgt, sieht man den Tempel zwischen Baumgipfeln, umgeben von einer Menge Theehäuser, emporragen. Letztere geben Zeugniß, daß der Ort oft und von vielen Personen besucht wird, welche die

frommen Zwecke einer Pilgerfahrt mit den weltlichen Vergnügungen einer Picknickexcursion zu vereinigen wissen. Der Tempel selbst gleicht in seiner Bauart dem von Asaga, ist von geringern Dimensionen, allein schönern und sorgfältiger ausgeführten Details, die alle sehr gut erhalten sind. Das Glockenhaus auf der linken Seite des Hofes kann als Meisterwerk von Holzarchitektur dem Brunnenhäuschen des Tempels von Ikegami an die Seite gestellt werden. Der Haupttempel trägt an dem Portal, den Giebeln, der Firste des Daches und im Innern eine Menge goldener Sonnen als Embleme der Sonnengöttin, und unter dem Hauptportal hängt eine Papierlaterne von den riesigsten Dimensionen, auf der dasselbe gleichfalls zu sehen ist. Die Wohnungen der Priester stehen zur Rechten, und ihre Architektur, ob schon einfach wie alle Wohnungen der Japaner, trägt den Stempel einer höchst sorgfamen Ausführung. Verschiedene Priester, darunter ein dicker unfreundlicher, augenscheinlich der Vornehmste von ihnen, sahen den Herren Photographen sehr aufmerksam bei ihrer Arbeit zu, und die Porträts von einigen derselben wurden aufgenommen.

Eine Ueberraschung der unerwartetsten und erfreulichsten Natur begegnete mir an jenem Tage. Das Instrument war eben aufgestellt, um eine Hauptansicht zu nehmen; ich hielt wie gewöhnlich Wache, damit niemand vor das Objectiv laufe oder die Herren Photographen sonst belästige, als plötzlich vier oder fünf vornehme Japaner quer über den Hof gingen und der Aufnahme durch ihre Bewegung

hinderlich wurden. Auf den vordersten derselben zugehend und seine Hand ergreifend, ersuchte ich ihn, einen Augenblick zu warten, als er plötzlich, sich umdrehend, meinen Namen ausrief, den ich ebenso schnell mit „Gohara Saburo“ beantwortete. Er war es in der That, den ich schon vor acht Jahren gekannt und der mir bei seinem Abschied die Pfeife mit dem Theekasten und dem hübschen Gedicht gegeben hatte. Er war jetzt Director des Zollamts in Yokuhama und eben dabei, diesen Tempel zu besuchen, freute er sich anscheinend ebenso sehr wie ich über das unerwartete Zusammentreffen. Ich versprach, sollten die Schiffe nach Abschluß des Vertrages noch einige Tage in Yokuhama liegen, ihn zu besuchen; ob nun dieses geschehen wird, weiß ich selbst noch nicht, und so schieden wir nach kurzem Zusammentreffen, um uns vielleicht nicht wieder zu sehen.

Für die Nacht hatte uns Mr. E. W. Dorr, Consul der Vereinigten Staaten in Kanagawa, ein Obdach angeboten und um 4 Uhr P. M. begaben wir uns erst auf den Weg dahin.

Hat man geraume Zeit in einem Papierhause gewohnt, durch dessen Wände die Luft an verschiedenen Orten freie Circulation hat, und sich dabei die Hände an einem Kohlenbecken nothdürftig gewärmt, so ist es ein kleiner Genuß, sich in einem von solidem Material erbauten Hause auf einen weichen Lehnstuhl niederzulassen und die Knie vor einem guten Kamin, in dem ein helles Steinkohlenfeuer brennt, zu wärmen. Derartige Momente lassen sich

besser fühlen als beschreiben, und der gute alte Herr ließ es an nichts mangeln, um seinen Gästen den Aufenthalt im Hause angenehm zu machen, trotzdem er selbst übel von der Gicht geplagt ward und seit geraumer Zeit Bett und Zimmer hüten mußte. Ich schlief diese Nacht in einem guten, weichen Bette ein, unter Visionen von allerhand schönen Ansichten, die am nächsten Morgen gemacht werden sollten; denn der Tempel, in welchem sich das Consulat befindet, ist malerisch auf der Spitze eines Hügels gelegen, von welchem man eine umfassende Aussicht über die Bai von Kanagawa hat. Welch eine Enttäuschung erwartete uns am nächsten Morgen! Als ich die Thür öffnete, war eine dichte Schneemasse, von einem Nordweststurm mir ins Gesicht getrieben, der Morgengruß; Erde und Bäume trugen ein weißes Winterkleid, und die schweren grauen Wolken, welche in wilder Hast dahinjagten, verhießen mehr von derselben Sorte. Ich wartete einige Stunden, allein alles verhieß einen hartnäckigen Schneesturm; ans Arbeiten war unter diesen Umständen gar nicht zu denken, und gegen Mittag trat unsere ganze Gesellschaft den Rückweg nach Jeddo an.

Ueber den photographischen Excursionen nach Yokohama scheint ein eigener Unstern zu walten. Am 19. Nov., wo die Einweihung der russischen Kapelle stattfand, war den ersten Tag herrliches mildes Herbstwetter, kein Wölkchen am Himmel; am nächsten Tage sollte ein Panorama von Yokohama genommen werden; in der Nacht begannen

heftige Regengüsse und hielten während fünf Tagen an. Am Weihnachtstage fuhr ich in Begleitung eines Photographen in dem kleinen Dampfer „Vesta“ mit der Pinasse der „Thetis“ im Schlepptau nach Yokuhama, besagtes Panorama aufnehmen zu lassen; bei der Fahrt ein wahres Festtagswetter, alles voll Fröhlichkeit und Hoffnung auf einen andern schönen Tag, in der Nacht ein furchtbarer Schneesturm, der die fünf Tage meines Aufenthalts in Yokuhama und noch drei andere nach meiner Rückkehr nach Jeddo währte, und jetzt ganz derselbe Spuk. Es blieb jedoch nichts übrig, als sich in sein Schicksal zu ergeben und nach Jeddo zu reiten, so gut es eben der schlüpfrige Boden, auf dem die Pferde fortwährend straukelten, zuließ. Die fette Wirthin von Omori mit ihrem Kohlenbecken und Erfrischungen war vielleicht nie in so angenehmem Licht erschienen, wie an jenem Tage unserer durchfrorenen, hungerigen, ermüdeten Gesellschaft; ihr Lachs und sonstige Leckerbissen haben nie so gut geschmeckt, und in dankbarer Anerkennung dieser Labsale will ich ihren Silberring aufbewahren, bis er verloren geht.

Den 15. Jan.

Der vergangene Sonntag bildete eine feltene und nicht unangenehme Episode unsers Aufenthalts in Jeddo. Der Schneesturm hatte noch die ganze Nacht gewährt; am nächsten Morgen jedoch erleuchtete eine helle Sonne die reine

Schneedecke, über der sich ein klarer blauer Himmel wölbte; die Luft war mild, und kein Lüftchen regte sich.

Ein heller, klarer Wintertag trägt in sich etwas Erregendes, Begeisterndes und verfehlt nie, auf mich diese Wirkung hervorzubringen.

Am Abend vorher war im Salon des Gesandten eine Discussion über die beiden Reitergruppen von Bläser gewesen, die als Geschenk für den Taikun am Weihnachtsabend aufgestellt waren. (Wenn ich nicht irre, so sind die Originale in Berlin im Palais des Prinzen Karl aufgestellt.) Hr. B. fand an der einen Gruppe auszusetzen, daß der Gegenstand kein vollkommen gerundeter sei, der in die Luft geführte Hieb deute auf einen Feind in jener Richtung an, der jedoch nicht sichtbar sei. „Plastik muß den gegebenen Gegenstand in vollkommen gerundeter Weise behandeln.“ Dieser Satz hatte mir in der Nacht viel Nachdenken verursacht. Ich bemühte mich jetzt, diesen Grundsatz in Anwendung zu bringen, indem ich die Büste des Legationssecretärs in Schnee auszuführen versuchte. Wie weit ich dem Ideal der Plastik nahe gekommen, wage ich nicht zu entscheiden.

Es scheint jedoch, daß mein Beispiel nachahmungswürdig gefunden wurde; denn bald war im vordern Hof von Akabani ein anderer großer Schneemann entstanden, der die Gestalt eines Japaners mit zwei Schwertern, Fächer, Haarzöpfchen und sonstigem Zubehör trug. Die Herren Photographen stellten Haus, Schneemann und alles getreulich dar; schließlich aber entspann sich ein Gefecht mit Schnee-

bällen, bei welchem die Japaner zuerst Zuschauer, zuletzt aber Participanten wurden.

Nun kam zunächst die Idee, wie man eine Schlittenfahrt anstellen könnte. Auf die Rufen eines Feuerfasses ward ein Bret gelegt, darauf ein Stuhl gestellt, eine Kiste bildete den Kutschersitz, ein Pferd, das ein Seecadet ritt, mit Strohseilen darangespannt, Kutscher und Bediente hinten und vorn auf, und fort ging die Reise. Leider fand dieselbe ein schnelles Ende: die morschen Strohseile rissen. Allein auch diese Gruppe ward photographirt.

Gestern, am 14., war in Akabani wieder ein fröhlicher Kreis versammelt, um die Geschenke für den Taikun, welche heute übergeben werden sollten, zu besichtigen. In der Nische am östlichen Ende des Saales war das lebensgroße Bild des Prinzregenten aufgestellt, die beiden Reitergruppen von Bläser standen in der Mitte der beiden Zimmer. Die übrigen Geschenke, unter denen besonders viele schöngebundene Prachtausgaben kostbarer Werke (Pepsius' Aegypten war dabei), hatte man an den Wänden und längs der Galerie aufgestellt. Verschiedene Offiziere, darunter Kapitän Sachmann, waren von den Schiffen gekommen. Mr. Alcock war mit sämmtlichen Herren von seiner Gesandtschaft zugegen, und diesmal fehlte auch Hr. Harris nicht; daß Hr. Heusken zugegen war, versteht sich von selbst.

Die beiden letztgenannten Herren sind die ältesten fremden Residenten in Jeddo; Hr. Harris, damals als Generalconsul der Vereinigten Staaten, und Hr. Heusken, sein

Secretär und Dolmetscher, langten am 20. Aug. 1856 in der amerikanischen Dampffregatte „St. Jacinto“ in Simoda an, dort, kraft Commodore Perry's Vertrags, ihren Aufenthalt zu nehmen. Am 30. Nov. 1857 kamen beide Herren nach Jeddo, wo Hr. Harris einen Handelsvertrag mit der kaiserlichen Regierung negociirte, der am 20. April 1858 unterzeichnet ward. Wenn Commodore Perry's Vertrag den Forderungen des Völkerrechts Genüge leistete, so machte Hr. Harris diesen erst praktisch nützlich. Mehr und bessere Häfen wurden fremden Schiffen zugänglich gemacht, fremden Kaufleuten wurden permanente Wohnplätze angewiesen, Consuln und Viceconsuln übten Jurisdiction über ihre eigenen Landsleute, und Hr. Harris, jetzt zum Ministerresidenten ernannt, mit Hrn. Heusken als seinem Legationssecretär, nahm am 2. Juli 1859 seinen dauernden Wohnsitz in Jeddo.

War Hr. Harris der Kopf gewesen, der diese sämtlichen erstaunlichen Aenderungen hervorbrachte, so war Hr. Heusken ganz gewiß seine rechte Hand bei Ausführung derselben. Als Dolmetscher war er bei jeder Verhandlung gegenwärtig, als Legationssecretär gingen alle Schriftstücke durch seine Hände.

Allein nicht nur ihren Landsleuten neue Vortheile zu erringen, waren beide verdienstvolle Männer bemüht, sondern sie suchten auch europäischen Gesandtschaften bei ihren Verhandlungen behülflich zu sein, oder pflegten die von Kriegsschiffen zurückgelassenen Kranken. Im August 1858 ließ der russische Admiral Putiatine eine Anzahl russischer

Seeleute, mit dem Skorbut behaftet, in Simoda zurück, indem er die Japaner anwies, sie mit Knoblauchsuppe zu füttern. Letzterer vortrefflicher antiskorbutischer Arznei fügte Hr. Harris aus seinen eigenen Vorräthen allerhand stärkende Nahrungsmittel bei, wie z. B. 300 Hühner, die er aus eigenen Mitteln bezahlte. Es ist mir nicht bekannt, daß ihm dafür irgendwelche Anerkennung zu Theil geworden.

Am 13. Aug. desselben Jahres erschien Lord Elgin mit einem Geschwader von vier Schiffen in Simoda. Hr. Harris sandte sogleich Hrn. Heusken an Bord, der Lord Elgin nach Jeddo begleitete und bei allen Verhandlungen als Dolmetscher diente. Als Dank für seine Bemühung erhielt er von der Königin eine goldene Dose (Nr. 3, Namenszug, blaue Email mit Diamanten) und einen sehr vorsichtigen Brief Lord Elgin's.

Bei Ankunft der gegenwärtigen Expedition war er am Morgen des 5. Sept. 1860 der erste fremde Resident von Jeddo, der an Bord kam, und während der Verhandlungen fungirte er als Dolmetscher. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß seine aufopfernde Thätigkeit die ehrendste Anerkennung finden wird.

Der Tag ward in der fröhlichsten Stimmung verbracht. Während eines mehr als viermonatlichen Aufenthaltes hatte ein häufiger freundschaftlicher Verkehr mit den Mitgliedern der verschiedenen Gesandtschaften stattgefunden, und nicht ohne Bedauern dachten viele von uns an die baldige Trennung von so liebenswürdigen Leuten. Auf der andern Seite

beseelte alle die frohe Hoffnung, daß ein wichtiger Theil von der Aufgabe, die alle hierhergeführt, gelöst sei, daß ein Vertrag abgeschlossen, welcher der deutschen Nation in Japan gleiche Rechte mit den Bürgern anderer Länder sichert, daß die Unterzeichnung desselben in den nächsten Tagen stattfinden soll und wir dann unsers Weges weiter ziehen, an dessen Ende die Heimat und das Wiedersehen werther theurerer Freunde liegt.

XV.

Ein Opfer.

Ein Alarm. Mordanfall. Der Verwundete. Tod! Eine Leichenwacht. Ein Bekehrter. Hoffnung. Die Obduction. Im Sarge. Das Begräbniß.

Akabani, Jeddo, 24. Jan.

Heute roth; morgen todt.

Gestern Lust und Freude; heute Betrübniß und Trauer.

Am 15. erschienen, wie verabredet, die Gouverneure, die Empfangnahme der Geschenke fand statt, einige Supplementbestimmungen des Vertrages wurden regulirt, und Hr. Heusken blieb, wie gewöhnlich, bei Tische. Gegen halb 9 Uhr, am Abend, verließ er Akabani, wie gewöhnlich, zu Pferde, begleitet von drei Juckunins, die Laternen trugen, ebenso wie die Bettos oder Stallknechte, von denen neben oder vor jedem Pferde einer lief. Um halb 10 Uhr wurden die Bewohner von Akabani plötzlich in große Bestürzung versetzt durch die Nachricht, Heusken sei angefallen und ver-

wundet worden. In meinem Zimmer beschäftigt, hatte ich nicht bemerkt, daß, seit Hr. Heusken uns verlassen, geraume Zeit verstrichen war; ich glaubte deshalb, daß er irgendwo auf der Straße läge, sattelte schnell mein Pferd und ritt, mit Säbel und Revolvern bewaffnet, schnell den Weg entlang, den er gewöhnlich zu nehmen pflegte. Eine kurze Entfernung von Akabani überholte ich mehrere der andern Herren, welche zu Fuß vorangeeilt waren. Es war eine dunkle Nacht, und meine Begleiter mit Laternen hatte ich weit hinter mir gelassen. Ich erreichte die amerikanische Gesandtschaft, ohne Hrn. Heusken gefunden zu haben, nur fiel mir auf, daß an zwei Orten mein Pferd scheute; die Ursache davon ward mir am nächsten Morgen verständlich. Welch einen traurigen Anblick bot das Zimmer des Hrn. Heusken! Auf dem Boden ausgestreckt lag unser Freund, gebadet in Blut, mit einer klaffenden Wunde am Unterleib. Hr. Wilson, der Photograph, welcher jetzt bei Hrn. Harris wohnte, kniete neben ihm und hielt seinen Kopf empor; einige japanische Aerzte suchten das Blut der Wunde zu stillen und dieselbe zu schließen. Der Mann, welcher hier am nöthigsten war, der Arzt der Gesandtschaft (Dr. Lucius), war noch nicht angelangt; deshalb, ohne weitere Zeit zu verlieren, stieg ich wieder zu Pferde und ritt auf dem zweiten Wege, den die Gesellschaft von Akabani gekommen sein konnte, zurück, traf dieselbe in kurzer Entfernung und bot dem Doctor das Pferd an, der es jedoch vorzog, die kurze Strecke zu Fuß zurückzulegen. Bald war er emsig beschäftigt, solche Hülfe zu leisten, wie die Umstände es ge-

statteten, wobei ihm Hr. Wilson und Dr. Mayberg behülflich waren, sowie mehrere andere Herren von Akabani. Hrn. Harris, den ich nun aussuchte, fand ich beschäftigt, solche Anordnungen zu treffen, wie die Umstände sie erforderten; von ihm erfuhr ich, wie dieses traurige Ereigniß sich zuge- tragen. Hr. Heusken war, wie gewöhnlich, in ziemlich schnellem Trabe geritten, einer der Yackunins vor ihm, die beiden andern folgten; die Bettos oder Pferdejungen liefen entweder voraus oder folgten. Ungefähr halbwegs zwischen Akabani und der amerikanischen Gesandtschaft, in einer et- was engen Straße, ward Hr. Heusken plötzlich von sieben oder acht mit Schwertern bewaffneten Japanern unter lau- tem Geschrei angegriffen, indem sie alle Laternen auslösch- ten und beide, die Yackunins und Hrn. Heusken, attackirten. Letzterer setzte sein Pferd in schnellere Gangart und hatte seine Feinde bald hinter sich gelassen, plötzlich aber sank er vom Pferde, ausrufend: „Ich bin verwundet! ich fürchte, ich werde sterben!“ Die Yackunins sagen aus, daß zwei von ihnen bei dem Verwundeten geblieben seien, während der dritte nach der amerikanischen Gesandtschaft eilte, um Hülfe herbeizuholen. Als er eine kurze Strecke geritten war, fand er, daß sein Pferd, schwer verwundet, nicht mehr weiter konnte. Er band es an einen Zaun und setzte seinen Weg zu Fuß fort. Hr. Heusken sagte aus, er sei während einer halben Stunde allein gelassen worden, dann seien die Yackunins zurückgekehrt, hätten ihn auf eine Thür, von einem benachbarten Hause entnommen, gelegt und ihn so nach Hause getragen.

Als Dr. Lucius den Verband vollendet hatte, schien der Verwundete sich etwas zu erholen, sein eingefallenes und todtenbleiches Gesicht nahm einen ruhigern, seine Augen einen lebendigern Ausdruck an. Er bat um etwas Wein, der ihm gereicht ward, und dankte den um ihn versammelten Freunden für ihre Theilnahme. Seine blutigen Kleider wurden entfernt, durch reine ersetzt, und mit der nöthigen Vorsicht ward er zu Bett gebracht, wo man durch Reiben mit warmen Tüchern und durch Wärmflaschen seine sinkende Lebensthätigkeit zu heben suchte. Es ward beschloffen, daß beide Aerzte bei ihm wachen, Hr. Wilson aber und ich abwechselnd zugegen sein sollten, im Fall man weiterer Hülfe bedürfte.

Da die augenblickliche Gefahr vorüber schien, so kehrte ich nach Akabani zurück, um Nachtkleider für den Doctor und mich zu holen, und traf um Mitternacht wieder auf der amerikanischen Gesandtschaft ein.

Ich kam nur noch zeitig genug, um unsern Freund sterben zu sehen.

Gegen Mitternacht ward er plötzlich unruhig, bat um mehr Wein und später um Wasser, verlangte, aufgerichtet zu werden; sein bis dahin ruhiger Athem ward röchelnd, und einige Minuten nach Mitternacht lebte er nicht mehr. Der Abbé Girard, welcher etwas früher von der französischen Gesandtschaft angelangt war, reichte ihm im letzten Augenblick die heilige Communion.

Wir alle standen in feierlicher Stille um die Leiche unsers werthen Freundes. Erinnerungen der schmerzlichsten

Art wurden in mir wach. Vor wenig mehr als einem Jahre stand ich ebenso am Sterbebette meiner geliebten Frau, und ich that jetzt, wie ich damals gethan. Aus einer kleinen Taschenbibel, die ich mir mitgebracht, las ich in der Stille über der Leiche erst einen Theil des 21. Kapitels der Offenbarung Johannis, dann des 11. Kapitels der Epistel Pauli an die Hebräer. Der arme Hr. Harris, welcher herbeigerufen worden war, weinte bitterlich. Der Verstorbene war während fünf Jahren sein getreuer Gefährte gewesen, und er liebte ihn wie einen Sohn. Der Doctor blieb auf der Gesandtschaft, um Hrn. Harris nahe zu sein, im Fall er seiner bedürfte.

Es ward beschlossen, daß Hr. Wilson und ich die Nacht bei der Leiche wachen sollten, um diese sowie die im Zimmer befindlichen Werthsachen zu beschützen; denn Hr. Heusken bewohnte ein kleines Haus für sich in den Tempelgründen der Gesandtschaft, und obschon kaiserliche Soldaten zahlreiche Wachen ausgestellt hatten, so trauten wir mehr auf uns selbst.

Gegen 1 Uhr des Morgens erschien der dritte Gouverneur der auswärtigen Angelegenheiten, Dgoen Bungo no-Kani, Hrn. Harris sein Beileid zu bezeigen, und erhielt von diesem die Erlaubniß, die Leiche zu sehen. Er schien sehr bewegt, eine etwas ungewöhnliche Sache für einen Japaner, verlangte die Wunden zu sehen, was ihm gestattet ward, und versicherte, daß keine Mühe gespart werden solle, den Mörder ausfindig zu machen und zu bestrafen.

Die lange, traurige Winternacht schien kein Ende nehmen

zu wollen. Außer zwei kaiserlichen Soldaten, die sich von Stunde zu Stunde ablösten, blieb ein Dolmetscher bei uns. Dieser, Namens Tateish Onizhiro, sprach geläufig englisch und hatte die japanische Gesandtschaft nach den Vereinigten Staaten begleitet, wo er besser unter dem Beinamen Tommy bekannt ist. Diesen jungen Mann hatte ich bereits während Commodore Perry's Expedition in Yokuhama gesehen, wo er, damals noch ein Knabe, zugleich mit Namura, dem dritten Dolmetscher, daguerreotypirt wurde. Ein Gespräch, das sich jetzt entspann, erschien mir von so ungewöhnlichem Charakter, das ich dasselbe wiederhole. Tommy war der erste, das Schweigen zu brechen, indem er sagte: „Der arme Hr. Heusken! er war ein so guter Mann! Ich hoffe, er wird in den Himmel kommen.“

„Ich hoffe, er ist jetzt bereits dort“, erwiderte ich, in hohem Grade erstaunt, denn es war das erste mal, daß ich einen Japaner über einen Zustand nach dem Tode oder über irgendeinen religiösen Gegenstand sprechen hörte.

Hr. Wilson sagte nun: „Tommy! Die Japaner wurden in Amerika sehr freundlich empfangen, jedermann kam ihnen liebevoll entgegen, und jetzt ermorden sie einen unserer Landsleute auf so grausame Weise!“

Tommy erwiderte: „Es ist sehr wahr; leider gibt es in Jeddo viele sehr schlechte Menschen, welche die Straßen des Nachts unsicher machen.“

„Weshalb“, fuhr Hr. Wilson fort, „ist es erlaubt, daß so viele Leute Schwerter tragen, die, wenn sie betrunken sind, einen so übeln Gebrauch davon machen?“

„Leider ist es so!“ schloß Tommy. „Mir gefiel es in Amerika viel besser, woselbst die Offiziere nur Schwerter trugen, wenn sie im Dienst waren. Unsere Regierung kann diesen Leuten die Schwerter nicht wegnehmen; versuchte man es, so würde das ganze Land in Revolution sein.“

Und in der That ist es so. Das Tragen der zwei Schwerter ist für einen Japaner sein Abelsbrief; verlangte sie jemand von ihm, so würde er antworten: Komm' und hole sie.

„Aber, Tommy“, fiel ich nun ein, „das ist ein trauriger Zustand; soll er nie besser werden?“

„Er wird nie besser werden“, lautete die Antwort, „bis man gute Schulen im Lande errichtet, unsern Leuten gute Sachen gelehrt werden (taught good things to our people) und sie lernen die Bibel lesen.“

Dies war gleichfalls das erste mal, daß ich einen Japaner von der Bibel sprechen hörte, und geraume Zeit blieb ich in stilles Nachdenken versunken.

Tommy ist ein Jüngling von 17 oder 18 Jahren. Vielleicht, so dachte ich, hat er in Amerika oft von der Bibel sprechen gehört und wiederholt es nun, um etwas Angenehmes zu sagen. Dennoch war es auffallend, daß er in Gegenwart von zwei andern Japanern so unbefangen und furchtlos über einen Gegenstand sprach, an welchen nur zu denken für einen Japaner schon Verbrechen ist.

Mehrere Tage später hörte ich von Tommy, daß Kaplan Mr. Steward von der „Niagara“, auf welcher die japanische

Gesandtschaft zurückgekehrt war, häufig mit ihm über religiöse Gegenstände gesprochen und ihm aus dem Neuen Testament vorgelesen hatte. „Ein sehr gutes Buch, ein vortreffliches Buch!“ rief Tommy. „Ich habe viel daraus gelernt von dem sehr guten Orte, wohin alle guten Menschen gehen, und von dem sehr heißen Orte tief unten (the very hot place down below), wo alle Bösen hingeschickt werden.“ Ich hege die feste Ueberzeugung, daß Tommy einen richtigen Begriff der Hauptsachen des Christenthums gefaßt. Ich wünschte, ihm meine kleine Bibel zurückzulassen; er lehnte das Geschenk ab. „Meine Landsleute würden mich tödten, wüßten sie, daß ich eine Bibel besitze.“ Ich empfahl ihm, bei Hrn. Harris, dem er jetzt als japanischer Dolmetscher beigegeben ist, fleißig in der Bibel zu lesen; er versprach es, und ich hoffe, er wird Wort halten.

Dies erinnert mich daran, daß sein Name, Ongiro, sehr ähnlich dem von Angiro lautet, der erste Japaner, welcher von Franciscus Xaverius bekehrt und getauft ward; vielleicht waren beide Namen im Japanischen gleichlautend. Wenn dieser junge Mann von Gott ausersehen wäre, in gleicher Weise erleuchtet zu werden, o, dann sei die allgütige Vorsehung gepriesen, daß endlich die Nacht, welche dieses arme Volk bedeckt, ein Ende erreicht! Das Blut unsers armen Freundes wird dann in eine reiche Ernte für das Reich des Herrn aufblühen. Vielleicht liegt die Zeit nicht gar zu fern, wann das Wort hier frei gelehrt und gehört werden kann.

Mit einem Gefühl inniger Dankbarkeit begrüßte ich den anbrechenden Morgen des 16., welcher der langen traurigen Nacht ein Ende machte. Der erste, welcher das Zimmer betrat, war Dr. Lucius, der uns mittheilte, Hr. Harris habe wenig oder gar nicht geschlafen und sei bereits beschäftigt, weitere Anordnungen zu treffen. Sobald es hell genug war, um sehen zu können, ritt ich aus, den Platz zu sehen, an welchem das Verbrechen verübt worden war. Es war nicht schwer, ihn zu finden: Blutstropfen auf der hartgefrorenen Erde leiteten dahin; ich folgte demselben Pfade, den ich in der Nacht gekommen. Ungefähr eine Viertelmile von der amerikanischen Gesandtschaft, nahe an einem Zaun, war eine große Blutlache sichtbar; hier hatte der Indianer sein verwundetes Pferd angebunden; einige hundert Schritt weiter war die Erde an zwei Stellen mit Blut besetzt. Hier hatte Hr. Heusken gelegen. Es war an diesen beiden Orten, wo mein Pferd in der Nacht scheute. Der Blutgeruch hatte es erschreckt. Der Angriff fand an einer Stelle statt, wo die nicht breite Straße sich noch mehr verengte und eine kleine Seitengasse, durch die ein Reiter nicht folgen konnte, den Mörderu einen Ausweg bot.

Gegen 11 Uhr begannen Hr. Wilson, Dr. Lucius und ich, den Todten zu waschen, während Lieutenant v. B., einer der Attachés des Gesandten, die Werthgegenstände nach einem sichern Ort bringen ließ. Außer einer beinahe 6 Zoll langen Wunde im Unterleib fanden wir jetzt noch eine zweite, kleinere am linken Oberarm über dem Ellenbogen, eine dritte in der linken Seite, in gleicher Höhe mit der am Arm be-

findlichen; beide schienen jedoch von weniger Bedeutung als die im Unterleib, wo die Eingeweide bedeutend verletzt waren. Ich ziehe aus Dr. Lucius' Bericht die Obduction aus, sie lautet:

„Die Obduction fand am 16. Sept. um 11 Uhr statt. Die Leiche war sehr blaß, die Gesichtszüge collabirt. Todesstarrheit war eingetreten, allein die Glieder ließen sich noch ohne Schwierigkeit biegen. . . Die Ränder der Wunde im rechten Hypochondrium wurden durch die Sutura continua fest in ihrer Lage gehalten. Sie maß $5\frac{1}{2}$ Zoll. An der rechten Seite ward eine zweite Wunde entdeckt, ungefähr 1 Zoll oberhalb des Olecranon, ungefähr $1\frac{1}{4}$ Zoll lang. Haut und subcutane Zellgewebe waren bis auf den unverletzten Muskel durchschnitten. In gleicher Höhe und nahe dem untern Intercostal befand sich eine kleine $\frac{3}{4}$ Zoll lange Wunde, aus der zerrissene Muskelbündel und etwas Fett hervorhingen.

„Aus dem Resultat der Obduction geht hervor, daß Hr. Heusken von beiden Seiten gleichzeitig angegriffen ward. Es scheint, daß die Wunde im rechten Hypochondrium durch einen Hieb, von vorn und aus großer Nähe geführt, verursacht war. Da Hr. Heusken zu Pferde, der Angreifer aber zu Fuß war, so empfing die Wunde eine Richtung von außen und unten nach innen und oben. Die Verletzung der Eingeweide am obern Ende der Wunde zeigt, daß durch die schnelle Bewegung des Pferdes der Hieb zugleich als Stich wirkte. Der Angriff von der linken Seite scheint theilweise misslungen zu sein; wahrscheinlich ward Hr. Heusken

nur mit der Spitze des Schwertes erreicht, der Zustand der Wunde am Oberarm deutet darauf hin. Es ist möglich, daß, indem Hr. Heusken dem Angriff von links auswich, er seine rechte Seite bloßgab.

„Die Ereignisse und das Resultat der Obduction stellen folgende Thatsachen fest:

„1) Daß Hr. Heusken am 15. Jan. 1861, ungefähr 8³/₄ Uhr abends, eine 5¹/₂ Zoll lange, das Peritoneum in dieser ganzen Länge zerschneidende Wunde erhielt, die eine Schlinge des Dünndarmes zu drei Viertheilen voneinander trennte, sowie zwei andere Wunden am linken Oberarm und dem neunten Intercostal der linken Brust empfing.

„2) Daß die erste Wunde im rechten Hypochondrium an und für sich tödlich war. Syme sagt über Wunden dieser Art: Whenever the contents of the bowels are effused over the surface of the peritoneum, death is the invariable and sometimes very speedy result (Princ. of Surg., p. 290).

„3) Daß Hr. Heusken infolge dieser Wunden 3³/₄ Stunden nachdem er sie empfangen, starb.

„4) Als directe Ursache seines plötzlichen Todes (causa directa letalis) ist der enorme Blutverlust zu betrachten, den Hr. Heusken während der 1³/₄ Stunden erlitt, wo er ohne ärztliche Hülfe war.“

Ich muß hierbei bemerken, daß obiger Bericht in englischer Sprache abgefaßt war, aus der ich denselben überseze; befindet sich ein Irrthum in der Ausdrucksweise, so ist derselbe durch mich verschuldet.

Bis zum Tage nach dem Begräbniß blieb ich auf der amerikanischen Gesandtschaft. Ein Unteroffizier und zwei Matrosen des preussischen Geschwaders hielten während der Nacht Wache bei der Leiche, und berichteten mir alle zwei Stunden. In der Nacht vom 16. zum 17. ward ein japanischer Kaufmann in der Straße unfern der amerikanischen Gesandtschaft ermordet.

Das Begräbniß fand am 18. Jan. statt. Hr. Harris ersuchte mich, das Programm, welches er selbst entworfen, auszuführen; es lautete wie folgt:

1) Die fünf japanischen Gouverneure der auswärtigen Angelegenheiten, die aus eigenem Antrieb durch ihre Gegenwart ihre Achtung für den Verstorbenen darlegen wollten. Dies war ein ungewöhnlicher Schritt; es ist Sitte, nur an Leichenbegängnissen von Verwandten theilzunehmen.

Die Namen der Gouverneure waren 1) Siumi-Buzen-no-Kami, 2) Moeragaki-Uwabzi-no-Kami, 3) Dgoeri-Bungo-no-Kami, 4) Takah-Tamba-no-Kami, 5) Takkawa-Harima-no-Kami.

2) Die Flaggen von Holland (Hr. Heusken war Holländer), rechts davon Amerika und England, links Preußen und Frankreich, von preussischen Matrosen getragen und escortirt.

3) Die Musik des Flaggenschiffes „Arkona“.

4) Preussische Seesoldaten als Ehrenwache.

5) Holländische Seesoldaten (von der Brigg „Cachelot“) als Ehrenwache.

6) Der Priester (Abbé Girard) und der Arzt, der den Verstorbenen behandelt (Dr. R. Lucius).

7) Der Sarg, mit einer Ehrenwache von holländischen Seesoldaten.

8) Die Leidtragenden (Hr. Harris und Hr. de Witt, holländischer Generalconsul), gefolgt von den Dienern des Verstorbenen und des Hrn. Harris.

9) Die fremden Gesandten (England, Frankreich und Preußen).

10) Die fremden Consuln.

11) Die Freunde des Verstorbenen, d. h. alle Mitglieder sämmtlicher Gesandtschaften, solche Mitglieder der Expedition, die sich in Jeddo befanden, und alle Offiziere des Geschwaders, die nicht durch den Dienst an Bord zurückgehalten wurden.

Um 9 Uhr langte der Sarg, der auf der Fregatte „Thetis“ gemacht worden, an, und im Verein mit Dr. Lucius schlug ich ihn mit weißer Seide aus, legte den Todten hinein und schmückte ihn mit solchen Blumen, wie sie in dieser Jahreszeit zu haben waren. Die amerikanische Flagge diente als Leichentuch.

Das Begräbniß sollte um 1 Uhr nachmittags stattfinden, allein eine Stunde vor der festgesetzten Zeit ließen sich die fünf japanischen Gouverneure bei Hrn. Harris anmelden und theilten ihm mit, daß sie Befürchtungen hegten, die fremden Gesandten auf dem Wege nach dem Begräbnißplatz einem Angriff ausgesetzt zu sehen; sie baten dieselben deshalb, nicht aus dem Hause zu gehen. Hr. Harris antwortete:

„Ich und meine Herren Collegen haben eine heilige Pflicht zu erfüllen; keine auch noch so drohende Gefahr wird uns davon abhalten, einem theuern Freunde zu seiner letzten Ruhestätte zu folgen. Ich hege das vollste Vertrauen in den guten Willen und die Macht der japanischen Regierung, uns zu schützen; sollte dies jedoch nicht der Fall sein, so fühle ich mich vollkommen fähig, auch dies selbst zu thun.“ Später ersuchte er mich, diese Nachricht dem preussischen Gesandten mitzutheilen, sowie seinen Wunsch auszudrücken, daß den Gesandten eine militärische Bedeckung gegeben werden möchte, die Soldaten scharfe Patronen erhalten und ihre Gewehre laden sollten.

Zur bestimmten Zeit langten die eingeladenen Gäste an, ebenso die Militärescorte unter Befehl des Lieutenants v. Imhoff (Seebataillon) von der „Arkona“; die nöthigen Vorbereitungen waren bald getroffen, und da die holländischen Seesoldaten nicht zeitig genug eintrafen, so vertraten preussische Matrosen ihre Stelle. Die Holländer schlossen sich jedoch dem Zuge an, ehe derselbe weit gegangen, und nahmen die ihnen zuerst angewiesene Stellung ein. Eine sehr bewegte See und Gegenwind hatten ihre Ankunft verzögert.

Die fünf japanischen Gouverneure, an der Spitze des Zuges, waren zu Pferde, in großer Staatskleidung und demselben Aufzug, wie wenn sie zum Taikun zur Audienz ziehen, und es ist für Männer ihres Ranges sehr ungewöhnlich, sich auf diese Art öffentlich zu zeigen. Bei dieser Gelegenheit wünschten sie sowol den Verstorbenen zu ehren,

als durch ihre Gegenwart die fremden Gesandten zu schützen.

Außer einer etwas zahlreichen Escorte von Jactunins waren keine japanischen Truppen herbeigezogen. Obschon der Kaiser oder Taikun im Kriege Millionen von Streichern versammeln kann, so hat dennoch bei gewöhnlichen Gelegenheiten die Regierung nur eine geringe Truppenzahl zur Verfügung. Japan hat ein Feudalsystem der Bertheidigung. Die verschiedenen Städte haben ihre Polizeileute, der Kaiser seine Haustruppen, kaum stark genug, sein Schloß zu schützen. Braucht man mehr Krieger, so wird einem oder mehreren Daimios oder Prinzen befohlen, sich mit ihren bewaffneten Vasallen einzufinden. Von diesen Daimios sind manche günstig gegen die Fremden gestimmt, andere betrachten ihre Gegenwart als beleidigend für Japan. Obschon die Regierung durch ihre Spione im allgemeinen von der herrschenden Stimmung unterrichtet ist, so herrscht dennoch mancherlei Zweifel über die wahre Gesinnung von Leuten, die besser als ein anderes Volk verstehen, ihre Entschlüsse geheim zu halten. Indem man die Daimios und ihr Gefolge herbeirief, konnte man leicht unsern Schutz Leuten anvertrauen, die gern unsere Mörder geworden wären. Ein ruhiger Beobachter muß das Benehmen der Gouverneure als richtig und ehrenhaft erkennen.

Der Begräbnißplatz für Fremde in Jeddo ist in Korinzhi. Durch ein kleines Thal windet sich ein Flüsschen, eine kurze Entfernung von demselben, an seinem nördlichen Ufer, ist die amerikanische Gesandtschaft gelegen. Etwa 1 Mile höher

hinauf erweitert sich das Thal, ein Tempel steht gleichfalls auf dem nördlichen Ufer, und zwischen Gruppen von Cypressen und Kiefern liegt der Begräbnißplatz. Das Grab unsers Freundes ist in der nordöstlichen Ecke, an der Seite eines Hügels, dessen Spitze von einem großen, auf einer Terrasse befindlichen Daimiograbe bekrönt wird. Hier ist bereits der Linguist der englischen Gesandtschaft begraben, der, ein geborener Japaner, schiffbrüchig nach England kam, dort englischer Unterthan ward und bei seiner Rückkehr nach Jeddo von einigen ihm feindlich gesinnten Japanern ermordet wurde.

Bei der Ankunft am Grabe ward jeder Theil des Zuges von Baron v. R. und Hrn. C. B., die als Marschälle fungirten, an die bezeichnete Stelle geführt. Die japanischen Gouverneure standen auf der Terrasse, die Gesandten vor ihren Flaggen am Kopfende des Grabes, die Freunde des Verstorbenen standen zur Rechten der Gesandten, die Linke ward durch die Musik und Seesoldaten gedeckt, während die Holländer die vierte Seite bildeten. So war es schwierig, sich der Person der Gesandten zu nähern.

Der Sarg war etwas schwer, und die Japaner fanden es nicht leicht, ihn in das Grab hinabzulassen. Ich fühlte mich unter den Umständen nicht ermächtigt, zu verursachen, daß ein Theil der Escorte die Waffen beiseite stellte, um Hand anzulegen; allein der Kapitän Bachmann, der die Schwierigkeit entdeckte, sandte einige Matrosen herbei, die dieselbe bald beseitigten.

Abbé Girard verrichtete die gottesdienstlichen Formen nach dem Ritual der römisch-katholischen Kirche. Ein buddhistischer Priester des Tempels von Korinzhi war zugegen, und als der Abbé geendet, begann er zu beten, ohne sich jedoch dem Grabe zu nähern. Der Abbé wünschte, daß dies nicht geschehen möge, und er stellte seine Gebete sogleich ein. Dieser Vorfall erinnert mich an das erste christliche Begräbniß in Yokuhama während Commodore Perry's Expedition. Rev. Mr. Jones, Kaplan der „Mississippi“, begrub einen Seesoldaten. Als seine Gebete geendet, näherte sich ein buddhistischer Priester und fragte, ob ihm erlaubt sei, gleichfalls auf dem Grabe zu beten. Mr. Jones antwortete, er glaube, einige Gebete mehr würden der Ruhe des Todten keinen Schaden thun, und ließ ihn gewähren.

Bei gegenwärtiger Gelegenheit ward wenig gesprochen. Hr. Harris dankte seinen Freunden für ihre Gegenwart, und alle zogen in tiefer Stille heim.

Hr. Heusken war in Amsterdam (Holland) geboren, wo seine Mutter, eine Wittve, noch lebt. Hoffen wir, daß die Regierung Preußens durch eine Pension der Mutter das vergelte, was der Sohn für die Expedition gethan. Eine solche Anerkennung würde vielleicht zur Folge haben, daß in Amerika, wo Pensionen nur durch Congressbeschuß gegeben werden können, ein Gleiches geschieht.*)

*) Ist von seiten der königl. preussischen Regierung bereits geschehen.

Infolge der Ermordung des Hrn. Heusken haben die europäischen Ministerresidenten den Aufenthalt in Jeddo nicht mehr genügend sicher gefunden und sich nach Kanagawa oder Yokuhama zurückgezogen; nur Hr. Harris bleibt auf seinem Posten. Ich wünsche nicht, diesen Entschluß der Gesandten zu kritisiren oder zu tadeln, sie selbst müssen am besten wissen, was die Interessen ihres Landes erheischen. Als Amerikaner bin ich stolz darauf, daß Hr. Harris sich nicht zu einem voreiligen Entschlusse hinreißen läßt und durch seine Gegenwart vielleicht die Gefahr eines Krieges abwendet.

Es kann wol kein Zweifel darüber herrschen, daß in Japan eine große Partei besteht, welche die Fremden als Eindringlinge betrachtet; es wird geraume Zeit dauern, bis ihre Vorurtheile überwunden sind. Jeddo, gleich allen großen Städten, beherbergt eine große Anzahl schlechter, verwegener Menschen, zu jedem Verbrechen fähig. Verliert ein Mann von gewissem Rang seine Anstellung, oder durch den Tod seines Fürsten sein Einkommen oder Vermögen, so ist es ihm nicht erlaubt, seinen Lebensunterhalt durch Arbeit zu verdienen, wenn er es nicht, was selten geschieht, im geheimen thut. Er ist auf einmal ohne Unterhalt und wird in den meisten Fällen ein Verbrecher, daher auch der Name dieser ganzen Klasse: Loning, oder Geächteter. Begeht er ein Verbrechen und flüchtet sich in das Haus eines Daimio, dem er dann angehört, so kann ihn die Regierung nicht erreichen. Dies sind die natürlichen Folgen einer Feudalherrschaft, von der noch heute im civilisirten

Europa gesetzgebende Körper bedauern, daß sie ausgerottet werden soll.

Wenige Personen von Rang zeigen sich des Nachts in den Straßen; sind sie genöthigt, es zu thun, so gehen sie mit einer zahlreichen Begleitung. Hr. Harris und die übrigen Gesandten sind erst aufgefordert worden, des Abends nicht auszugehen, und Hr. Heusken ist unzähligemal gebeten worden, nach Eintritt der Dunkelheit zu Hause zu bleiben. Oft werden während der Nacht in den Straßen Leute ermordet, allein von Einbrüchen in Häuser habe ich noch nicht gehört. Alle Mordanfälle auf Fremde fanden des Nachts und in den Straßen statt. Die Häuser der fremden Gesandten aber sind durch kaiserliche Truppen besser bewacht als die Eingeborenen des Landes. Seit dem 15. schläft jede Nacht einer der japanischen Gouverneure bei Hrn. Harris, ein anderer in Akabani. Ich halte es für sanguinisch, daß ein Land, welches erst seit wenigen Jahren einem weitem Verkehr mit Fremden eröffnet worden ist, in so kurzer Zeit seine ganzen Einrichtungen ändern soll. Zeit, Belehrung und vor allen Dingen gemäßigtes, untadelhaftes Betragen der Fremden allein können ein gutes Beispiel geben und eine Besserung der Umstände herbeiführen.

XVI.

Das Ende.

Unterzeichnung des Vertrages. Die Geschenke. Trennung. Abschied von Yokohama. In See. Der „Frauenlob“.

An Bord Sr. Majestät Schiff „Arkona“,
hohe See, 14. Febr. 1861.

Am 24. Jan. (dem Geburtstage Friedrich's des Großen) kamen die drei kaiserlichen Bevollmächtigten: Muragaki=Awaji=no-Kami, Takemoto=Ososi=no-Kami und Kurakawa=Satuw, gegen 1 Uhr mittags in Akabani an. Nachdem noch einige Maßregeln in Bezug auf die bereits in Yokohama anwesenden deutschen Kaufleute besprochen worden waren, fand die Unterzeichnung des Vertrages statt, von der einen Seite durch den Gesandten Grafen Eulenburg, von der andern durch die drei Bevollmächtigten oder Gouverneure. Sämmtliche in Akabani anwesende Mitglieder der Expedition wohnten diesem feierlichen Act als Zeugen bei; die Pinsel, mit welchen die Japaner ihren Namenszug gemacht hatten, erhielt ich nebst einem Certificat über die

Echtheit derselben durch den Dolmetscher Moriyama Takuziro. Die Feder, welche der Gesandte gebraucht hatte, nahm Muragaki-Uwasi-no-Kami an sich, als Wahrzeichen der redlichen Erfüllung des Vertrages. Wie gewöhnlich, wurden Erfrischungen umhergereicht, Gesundheiten getrunken, die Gouverneure erhielten verschiedene Geschenke und saßen auch noch den Herren Photographen für ihre Porträts. Muragaki, der im vorigen Jahre die Vereinigten Staaten als Gesandter besucht hatte, zeigte mit gewissem Stolz einen schönen Chronometer mit dem Porträt des Präsidenten Buchanan, den er von letzterm zum Geschenk erhalten. Kurakawa-Satow schien mit seinem Bilde nicht ganz zufrieden; er meinte, daß er nicht geglaubt, so alt auszufehen. Die Geschenke, welche die Gouverneure an den Gesandten, den Commodore und Kapitän, sowie an die diplomatischen Mitglieder der Expedition machten, bestanden aus jenen golddurchwirkten Seidenstoffen, die hier so schön gemacht werden.

Während des ganzen Aufenthalts hatten kaiserliche Beamte oder Yackunins die verschiedenen Mitglieder auf ihren verschiedenen Ausflügen begleitet. Jetzt zum Abschied erhielt ein jeder von diesen ein Geschenk, meistens Schwert, Hirschfänger oder Messer, worüber sie sich sehr zu freuen schienen, und es auf Deutsch mit „Danke, danke!“ auszudrücken suchten.

Die Geschenke des Taikun an den Prinzregenten, bestehend aus Seidenstoffen, Waffen &c. &c., wurden am 27. überbracht, und am selben Tage erhielt auch ich ein Erin-

nerungszeichen von einem japanischen Beamten, den ich vor jetzt beinahe sieben Jahren kennen gelernt. Als während Commodore Perry's Expedition Kapitän Adams am 22. Febr. 1854 in Uraga landete, um die Unterhandlungen mit den kaiserlichen Commissaren zu beginnen, ward er von Idzawa Mimasako-no-Kami, einem japanischen Prinzen, empfangen, dessen feines, würdevolles, dabei sehr zuvorkommendes Benehmen auf alle den günstigsten Eindruck machte. Als der Gesandte, Graf Eulenburg, seine erste Audienz bei dem japanischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten hatte, erschien derselbe Prinz, erkundigte sich, ob nicht einer der anwesenden Herren schon früher in Japan gewesen, und als man dieses bejahte, trat er auf mich zu und hieß mich mit freundlichen Worten willkommen. Er bekleidete jetzt die Stelle eines D=D=D-mitsky oder Großinspectors von Niphon, eine der höchsten Stellen im Staat, und hatte sich erinnert, daß ich ihm durch Kapitän Adams vorgestellt worden war.

Jetzt bei meiner Abreise machte mir das Schicksal meines Pferdes nicht wenig Sorge. Mitnehmen konnte ich es nicht, verkaufen wollte ich es nicht, denn der Gedanke war betrübend, ein Thier, welches mir seit beinahe fünf Monaten treu gedient, seine Tage als Packpferd schließen zu sehen, und hätte ich es einem der Beamten des Haushalts geschenkt oder an einen der Fremden in Yokuhama verkauft, so wäre sein Schicksal vielleicht dasselbe geworden. Ich schrieb zuletzt an Idzawa Mimasako-no-Kami und bat ihn, meinem armen Gaul einen Platz in seinem Stalle zu

gönnen und ihn zu solchen Diensten zu verwenden, wie sie sich für ihn eigneten. Am 27. erhielt ich seine Antwort zugleich mit einem Gegengeschenk von zwei Porzellan-gefäßen, deren größtes über 2 Fuß im Durchmesser hielt und von gleicher Höhe war. Dieses größere enthielt in erhabener Arbeit drei Schiffe auf bewegter See, die drei Schiffe unsers Geschwaders andeutend; die Vögel, welche dieselben auf einem tiefblauen Grunde umschwebten, waren emblematisch für eine glückliche Reise, während ein großer Königsreihher auf der kleinern Vase, in blauer Malerei auf weißem Grunde dargestellt, auf langes Leben und Glück deutete. Ich fand die Gefäße als so schöne Proben japanischer Kunst, daß ich sogleich beschloß, dieselben dem Prinzregenten zu verehren, was ich auch Idzawa Mimasakono-Kami mittheilte. Sie wurden, sorgfältig verpackt, dem Gesandten übergeben und ich wünsche, daß alle auf den Vasen angedeuteten Wünsche an ihrem künftigen Besitzer in Erfüllung gehen mögen!

Ein Stallmeister und ein Stallknecht waren gekommen, das Pferd in Empfang zu nehmen. Ich beschenkte beide, und sie versprachen mir, gute Sorge für das Thier zu tragen, welches fortan nichts mehr zu thun hat, als Bohren zu fressen, so viel es will, und manchmal hinter dem Norimon oder Tragsessel seines Herrn herzulaufer; denn vornehme Japaner steigen selten zu Pferde: sie lassen dasselbe meist ledig hinterdrein führen. So habe ich denn meinem guten alten Gaulle bis an sein Lebensende eine Pension gesichert, die ihm wol zu gönnen ist, nachdem er

während so langer Zeit und auf manchem langen Ritt eine Bürde getragen, die 200 Pfd. und darüber wiegt. Ich hatte ihm eine schöne neue Decke machen lassen, und die übliche Geschenkshleife am Gürtel nebst dem neuen Halfter fehlte auch nicht; ich umarmte ihn noch ein letztes mal, und er biß mich dankbar in den Arm; dann schieden wir, ich froh, das Thier einem gütigen Herrn zu überlassen, das Pferd wahrscheinlich noch froher, einen sorgsamen, aber leider ziemlich schweren Reiter nicht mehr tragen zu müssen. Sonst haben wir uns gegenseitig keine Vorwürfe zu machen. Ich habe stets Sorge getragen, daß es ihm nie an reichlichem Futter und einer weichen Streu gefehlt; es dagegen hat mich nie abgeworfen, ist nie gestolpert, und wenn kleine Kinder über den Weg liefen, stand es stets gehorsam still, sodaß ich während des ganzen Aufenthalts keinen Unglücksfall zu beklagen hatte.

Der 28. war der zur Einschiffung bestimmte Tag; ein Theil des Personals sowie das meiste Gepäck war schon vorher an Bord geschickt, der Gesandte mit seiner nächsten Umgebung sowie die militärische Escorte sollten bei Tagesanbruch folgen. In der Nacht brach wieder ein heftiger Schneesturm los, der die Erde mit einer dicken weißen Decke überzog und noch die Luft verdunkelte, als die Sonne schon hoch am Himmel stand, sodaß die Boote erst gegen Mittag das Ufer erreichen konnten. Die Gouverneure statteten noch einen letzten Abschiedsbesuch ab, die japanische Besatzung von Akabani stand im Hofe aufmarschirt, sämtliche Beamte des Haushaltes aber sowie alle Juckunins,

Stallknechte zc. zc. gaben uns das Geleit bis an den Landungsplatz. Japaner zeigen selten große Gemüths-
 bewegung, diesen Leuten schien jedoch der Abschied etwas
 nahe zu gehen; die meisten von ihnen hatten vom Tage
 der Ankunft an mit uns zusammengelebt und waren mehren-
 theils mit großer Leutseligkeit behandelt worden. Viele da-
 von gingen jetzt noch die Ufertreppe hinab bis an den Rand
 der Boote, schüttelten uns die Hände und riefen: „Danke,
 danke!“ Waren die Beziehungen zu den Japanern auch im
 Anfang nicht gleich so gewesen, wie sich billig erwarten
 ließ, so war dieser erste Eindruck später durch mehrere
 Umstände genügend verwischt worden, und wird diese jetzt
 bestehende Stimmung durch Discretion und kluges Beneh-
 men erhalten und genährt, so bleibt den Vertretern deut-
 scher Interessen in Japan für alle Zeiten eine würdige,
 einflußreiche Stellung gesichert.

Am 29. bei Tagesanbruch dampfte die „Arkona“ hinab
 nach Yokuhama, wo diesen und den nächstfolgenden Tag
 die letzten Geschäfte beendet und einige Abschiedsbesuche
 gemacht wurden. Ich selbst war mit den Herren Photo-
 graphen schon um 9 Uhr in Kanagawa, um noch einige
 Aufnahmen machen zu lassen; später nahm ich noch Ab-
 scheid von den Mitgliedern der Mission und dem guten
 alten Hrn. Dorr, der, obschon noch arg von der Gicht ge-
 plagt, jetzt etwas Hoffnung auf Besserung hatte. Am 30.
 war das Wetter trübe und stürmisch, allein noch war eine
 Arbeit übrig, welche zu unterlassen Pietät und kamerad-
 schaftliches Gefühl nicht erlaubten. In Yokuhama liegen

drei Mann der Expedition begraben: der Matrose F. A. Siebert und der Seesoldat Hageneur von der „Arkona“, sowie der Matrose Supel von der „Thetis“. Die Grabsteine waren erst am letzten Tage fertig geworden, und die Mannschaft, auf deren Kosten dieselben errichtet worden waren, wünschte sehr, Abbildungen derselben für die Hinterlassenen zu besitzen. Der Photograph Sachtler unternahm es, trotz des herabstürmenden Regens, eine Aufnahme zu versuchen. Das Instrument mußte im Zelt aufgestellt werden, das Stativ sank tief in den weichen Boden ein, und man hatte bis an die Knöchel im Schlamm zu stehen. Mit vieler Mühe und nach manchem vergeblichen Versuch gelang es, noch eine erträgliche Abbildung zu erhalten. Erst gegen Abend hatte sich der Sturm genügend gelegt, um wieder an Bord zu gehen.

Hier hatte man trotz des übeln Wetters verschiedene Abschiedsbesuche empfangen; denn nicht ohne Theilnahme sahen viele der fremden Residenten die beiden deutschen Kriegsschiffe scheiden, die während geraumer Zeit ihnen militärischen Schutz verliehen hatten, der, wie bereits mehrfach erwähnt worden, jedesmal mit der größten Promptheit geleistet ward. Das letzte mal war am 13. Jan. gewesen, wo ein Theil des Zollhauses abbrannte und man an Bord der „Arkona“ („Thetis“ war in Jeddo) zu gleicher Zeit Gewehrfeuer hörte. 25 Minuten nachdem der Alarm gegeben, befanden sich 300 Mann mit zwei Feldgeschützen am Ufer. Das Feuer war bald gelöscht, das Schießen rührte von kaiserlichen Truppen her, die eben exercirten,

deshalb kehrten die Boote an Bord zurück und begegneten auf halbem Wege den Engländern vom „Encounter“ und den Holländern von der Brigg „Cachelot“, die erst jetzt anlangten. Außerdem hat das gesetzte soldatische Benehmen der Mannschaft, wenn am Ufer auf Urlaub, das lebenswürdige anständige Auftreten der Offiziere den besten Eindruck gemacht, und der erste Besuch deutscher Kriegsschiffe in diesem fernen Lande hat auch hier der jungen Marine eine achtungsgebietende Stellung erworben.

Am 31. Jan. 7 Uhr morgens lichteten „Arkona“ und „Thetis“ die Anker und verließen die Bai von Jeddo nach einem Aufenthalt von 4 Monaten und 27 Tagen; die „Elbe“ war schon am 26. direct nach Schanghai gesegelt.

Bei Sonnenuntergang waren beide Schiffe nördlich von der Insel Djosima, als plötzlich der günstige Nordostwind, der sie bis hierher getrieben, untreu ward, während einiger Stunden sich um den ganzen Kompaß drehte, dann aber in einen regelmäßigen, ziemlich heftigen Südweststurm umsetzte, der beide Schiffe nöthigte, während dreier Tage beizulegen. Als gestern sich derselbe legte, waren wir beträchtlich in südlicher und östlicher Richtung getrieben. Am 3. Febr. gegen Abend hatten wir Fatsi-sio in Sicht, heute um Mittag befanden wir uns $1\frac{1}{2}$ Meile östlich von Kochy-Islet, in Kapitän Rodger's Register der Gefahren im Stillen Ocean als $31^{\circ} 56'$, und $140^{\circ} 10'$ östl. L. vom Schiff „Euphrosyne“, Kapitän J. K. Barras, gemeldet; Länge und Breite waren als nicht ganz zuverlässig bezeichnet und einer Verifikation bedürftig. „Arkona“ und „Thetis“

segelten in Entfernung von 1 Meile nebeneinander; die Längen- und Breitengrade der Schiffe trafen bis auf 1 Meile zusammen und stimmten in selbem Maße mit der Lage der Insel überein, es kann die Verifikation deshalb als correct betrachtet werden.

Jetzt dampfen wir mit „Thetis“ im Schlepptau durch eine Windstille nach Nangasaki. Indem wir diese Gewässer verlassen, wenden sich die Gedanken unwillkürlich an unsere wackern Kameraden vom „Frauenlob“ zurück. Seit jenem Teifun vom 2. Sept. vorigen Jahres hat man den Schooner nicht mehr gesehen, und kein überlebender Schiffbrüchiger, kein Mast, keine Planke haben auch nur die geringste Andeutung über sein Schicksal gegeben. Sträubte man sich auch noch so lange, an das Schrecklichste zu glauben, so muß jetzt auch der Hoffnungsvollste traurigen Befürchtungen Raum geben, um so mehr, da in demselben Monat die englische Kriegsbrigg „Camilla“ zwischen Hakodade und Yokuhama, und am selben Tage im Golf von Jeddo ein englisches Transportschiff und ein japanischer Kriegsschooner verloren gingen. In dem Commandanten Reyle hat die Marine einen ihrer besten jungen Offiziere verloren, und die Mannschaft stand ihrem Befehlshaber wenig nach. Möge Gott der Allmächtige die Tiefe, in der sie ruhen, leicht für sie machen und ihren Witwen und Waisen ein Vater sein!

An unsere todten Kameraden
vom Schooner „Frauenlob“.

† im September 1860.

Lebt wohl! Ein sanfter Schlaf in dunkler Flut
Ist euer Los, fern von der Heimat Strand.
Wir ziehn dahin mit festem, ungebeugtem Muth
In fernem Meere in ein fernes, fremdes Land;
Der alte Gott, der Vater ist den Witwen und den Waisen,
Er tröstet eure Lieben, die der bitt're Schmerz befällt;
Wir aber wollen seine Güte preisen,
Die in dem Schutze seiner Hand uns hält.
Das ist des Seemanns Los, ein wildbewegtes Leben,
Ein schneller Tod, ein Grab im Wellenschos,
Und keinen Kranz aufs Kreuz geflochten, und gegeben
Von Freundeshand. Das Weltmeer wild und groß
Dient euch als Friedhof; Friede sei mit euch!
Uns bleibt das Leben, uns die Pein, der Kampf, der Streit,
Wir leben, athmen, ringen, ihr liegt still und bleich;
Ihr habt vollendet, euer ist die Ewigkeit. —
Und schlägt die ernste Stunde auch für uns, erlischt das Leben,
Ist unser Lauf vollbracht, ruft Gott: Komm' treuer Knecht zu mir!
Oh, könnten wir, gleich euch, dem ird'schen Thal entschweben,
Ein Seemannstod das Seemannsleben enden hier.

XVII.

Nangasaki.

Die Einfahrt. Der Papenberg. Die Stadt. Fremde Schiffe. Decima. Gastfreundschaft. Grabstätten. Fest der Todten. Ausflug nach Awa und Mogi. Die Russen. Ausichten für die Reise durch Sibirien.

Schanghai, 25. März 1861.

Es war ein heller, klarer Morgen, an welchem die „Arkona“, mit der „Thetis“ im Schlepptau, nach dem Hafen von Nangasaki hineindampfte. Nach der langen und stürmischen Passage, die wir gehabt, war der Anblick der schönen, oft bis zum Gipfel mit terrassenförmig angelegten grünen Reisfeldern bedeckten Hügel, an deren Fuß Ortschaften oder Fischerhütten verstreut lagen und in deren Ravins, Schluchten oder Thälern oft kleine Gehölze, unter denen manchmal Tempel sichtbar wurden, malerische Ruhepunkte für das Auge bildeten.

Nangasaki liegt am Ende einer sich tief in das Land erstreckenden Bai von etwa 4 Miles Länge und durchschnittlich 1 Mile Breite. Die dieselbe umgrenzenden Hügel, unter denen manche bis zu 1200 oder 1500 Fuß

hoch sind, dienen dem vor der Stadt befindlichen Hasen zum vortrefflichen Schutz und verleihen der Landschaft einen sehr pittoresken Charakter. Der Eingang zum Hasen wird von zahlreichen Batterien gedeckt, in denen verschiedene Geschütze von ungeheurer Größe sich befinden. Die Stadt selbst sieht man erst, wenn man eine felsige Insel, den „Papenberg“, passirt, der durch das Märtyrerkthum so vieler Christen, die hier endeten, eine traurige Notorietät erlangt hat. Die Stadt dehnt sich auf der kleinen Ebene am untern Ende der Bai hin, kriecht hier und da in ein kleines Seitenthal hinein, oder klimmt am Fuß der Hügel empor, von denen einige wiederum in gewaltige Begräbnißstätten umgewandelt sind, auf deren terrassenförmigen Erhöhungen Tempel, umgeben von herrlichen alten Bäumen, malerische Gruppen bilden. Das Terrain zu Wohnsitzen für europäische und amerikanische Kaufleute nimmt eine kleine, zum Theil künstlich erzeugte Ebene auf der Ostseite der Bai ein; die Russen bewohnen ein Plateau von mäßiger Größe auf der Westseite, und unweit davon hat der Prinz von Fizen, dessen Territorium hier beginnt, ziemlich umfangreiche Maschinenwerkstätten und Schiffswerfte angelegt, die man bemüht ist, weiter auszudehnen. Vor der Stadt ankerte die russische Fregatte „Swetlana“, nebst drei oder vier kleinern Kriegsschiffen derselben Nation, einer englischen schwimmenden Maschinenwerkstätte und etwa einem Duzend Rauffahrer verschiedener Nationen. Das Ganze erinnerte mich lebhaft an den Hasen von Simoda, der jedoch von bedeutend geringerm Umfang ist.

Raum war der Anker nieder, so salutirte die „Swetlana“ mit 19 Kanonen den Gesandten, und die „Arkona“ erwiderte den Salut. Besuche russischer Offiziere und verschiedener Consuln folgten, und wer immer konnte, ging ans Land, um den schönen Nachmittag zu einem kleinen Spaziergang zu benutzen.

Man landet meist auf der Insel Decima, die in Form eines Fächers vor der Stadt künstlich erbaut wurde und mit dieser letztern durch eine kleine steinerne Brücke verbunden ist, — vielleicht das einzige Bauwerk, das so alt wie die Insel selbst. Mehrere Feuersbrünste, darunter besonders die des Jahres 1858, haben die meisten alten Häuser zerstört; einige, die noch unweit der Landungstreppe stehen, datiren aus dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts. Ich suchte angelegentlich nach einigen Reliquien vergangener Zeiten; einige Möbel, eine kleine Wanduhr und ein Flaschenfutter aus Doeff's Zeiten, im Besitz des Hrn. de B., war alles, was ich fand. Selbst alte Rechnungsbücher, Journale des Arztes der Factorerei oder sonstige Denkwürdigkeiten waren nicht zu finden; sie waren entweder nach Batavia geschickt oder zerstört. Die einzige Straße von Decima durchschneidet dasselbe der Länge nach und läuft parallel mit der das Segment eines Kreises bildenden Mauer nach der Säule und dem Graben nach der Stadtseite, einen solchen Grundplan bildend:



Die Wohnungen liegen nach dem Hafen zu und sind kleine Häuser, aus einem Erdgeschoß und obern Stockwerk bestehend, die vielleicht sechs oder acht größere oder kleinere Räume enthalten. Vor mehreren derselben läuft eine Galerie und Veranda, und einige stehen hinter einem kleinen Gärtchen. Der Raum nächst dem Graben an der Stadtseite ist von Waarenhäusern eingenommen. Die Mauer, welche sonst Decima an dieser Seite umgab, ist theilweise niedergerissen oder eingefallen, ein Gerüst dicht am Ausgang der Brücke von der Stadt her, wo früher die Japaner ihre Gesetztafeln und Polizeiregulationen aufhängten, ist alt und morsch, theilweise von Schlingpflanzen überzogen; das Wachthäuschen, wo sonst alle Personen, die nach Decima gingen oder daher kamen, durchsucht wurden, steht jetzt öde und vereinsamt mit geschlossenen Fensterläden, und vielleicht wird in Zukunft der stinkende Graben auch ausgefüllt. Nur die alte Brücke steht noch unversehrt, und ihr einziger Bogen überspannt die darunterliegende Schlammfläche ganz ebenso wie zu den Zeiten, wo Engelbert Kämpfer, wohlbestallter Medicus von Decima, mit gekreuzten Beinen auf einem Packpferde hockend dem Norimon des holländischen Residenten nach Heddo folgte, um nach Hofe zu gehen, oder wo Karl Peter Thunberg, der wackere Schwede, gefolgt von einem Trupp Polizisten, die er schwer dafür bezahlen mußte, nach den Hügeln ging, um da zu botanisiren, oder wie zu der Zeit, wo Doeff, keine Drohungen Kapitän Pellew's fürchtend, zum Gouverneur eilte, um ihn zum

energischsten Widerstand aufzufordern; oder, alle glänzenden Auerbietungen Sir Stamford Raffles' verschmähend, lieber in abgetragener Kleidung mit schlechten Strohshuhen dahinwandelte, als daß er die Flagge seiner Nation von dem einzigen Flaggenstock, wo sie noch wehte, herabgeholt hätte. Könnten die Steine, aus denen diese kleine Brücke erbaut ist, reden, so würden sie eine lange Geschichte erzählen von dem Uebermuth der Japaner, der Erniedrigung der Fremden, von Leiden und Duldung, von Schmach, Entwürdigung und einzelnen großartigen Charakterzügen, die in der dunkeln Umgebung desto heller glänzen.

Den heutigen Bewohnern von Decima ist eine zwar nicht sehr große, aber sehr vortheilhaft gelegene Lokalität für ihren Aufenthalt geblieben, und da alle frühern Beschränkungen weggefallen, so ist der Aufenthalt ein ganz angenehmer. Die Mitglieder der Expedition fanden eine sehr freundliche Aufnahme, und ich fühle mich besonders den Herren Gildemeister und de Vogel verbunden. Letzterer Herr bemühte sich auf die zuvorkommendste Weise, mich auf alles Sehenswerthe aufmerksam zu machen, und so ward es mir möglich, in den wenigen Tagen unsers Aufenthalts mehr von Rangasaki und seinen Umgebungen zu sehen, als sonst wol möglich gewesen wäre. Ich hatte den Wunsch geäußert, daß Photographien von japanischen Schauspielern gemacht werden sollten. Hr. de Vogel bestellte eines Tages mehr als dreißig Personen in seine Wohnung, alt und jung, Schauspieler, Tänzerinnen, Gaukler, Taschenspieler, Wunderkinder, und was weiß ich noch alles, die, solange

das Licht günstig war, Vorstellungen gaben und in den interessantesten Augenblicken abgebildet wurden.

Von den Hügeln hinter der Stadt hat man fast überall umfassende Aussichten über Stadt, Hafen und die schönen malerischen Hügel, die alles umgrenzen; die Gräber aber, welche terrassenförmig bis zu den höchsten Punkten reichen, bilden einen pittoresken Theil des Ganzen. Im August, wo die Japaner ihr Todtenfest feiern, werden vor jeder Grabstätte Matten ausgebreitet; alle Mitglieder der Familie versammeln sich dann hier, essen und trinken, wobei ein Theil der Speisen auf jedes Grab gestellt, später aber den Armen gereicht wird, und am Abend ist jedes Grab mit einer Papierlaterne erleuchtet. Personen, die dieses Fest gesehen haben, beschreiben den Anblick dieser mit vielen Tausenden von Lichtern bedeckten Hügel als höchst eigenthümlich, und meistens pilgert man am Abend des letzten Tages auf die Berge hinaus. Es werden dann die den Todten dargebrachten Speiseopfer und einige kleine Kupfermünzen in kleine aus Stroh gefertigte Boote gelegt, in jedes derselben ein Licht gestellt, und dann segelt diese Miniaturflotille dem Meere zu, den Todten ihren Antheil zuzuführen. Hier wartet eine Menge von Bettlern in Booten, um, sobald die Kerze erloschen ist, sich das kleine Fahrzeug mit seiner Fracht anzueignen.

Verschiedene Tempel stehen am Fuß dieser Hügel; in einem derselben, Sof-Kuzhi, wohnt eine Anzahl amerikanischer Missionare, und der Arzt der Mission, Dr. Schmidt, ein Amerikaner von deutscher Geburt, bot gleich den Herren

G. und de B. alles auf, um unsern Aufenthalt angenehm zu machen. In einem ziemlich weiten Thal, nordöstlich von Decima, findet man die Ueberreste einer sehr ausgedehnten Tempelanlage. Eine großartige Freitreppe, mit mehreren gewaltigen Portalen verziert, von denen einige von Stein, eins aber massiv aus Kupfer gegossen, führen auf ein großes Plateau, umgeben von majestätischen alten Bäumen. Hier kann man noch die Spuren vom Grundplan des vor mehreren Jahren durch Feuer zerstörten Tempels wahrnehmen. Jetzt stehen dort nur einige kleine Kapellen, wo Opfergaben empfangen werden, um die zum Wiederaufbau des Haupttempels nöthige Summe zu erlangen. Unweit von diesem Ort befindet sich auch die Wohnung des Gouverneurs, aus ziemlich weitläufigen, geräumigen Gebäuden bestehend, inmitten von anmuthigen Gärten gelegen, durch die ein schöner, malerischer Treppenaufgang führt. Die Seite des Hügels bis nahe dem Gipfel ist auch hier mit einem Gehölz bedeckt, in dem angenehme Spaziergänge angelegt sind. Nicht weit von diesem Ort stehen Kasernen, wo vor einigen Jahren japanische Truppen von holländischen Offizieren nach europäischer Weise einexercirt wurden.

Hr. de B. hatte einen kleinen Ausflug nach Awa und Mogi veranstaltet, östlich von Nangasacki, am Meeresufer gelegenen Orten, die häufig von den Fremden zu Pickenick-Excursionen gewählt werden. Es ist bequemer, bei solchen Gelegenheiten zu Fuß zu gehen, denn die Pfade über die oft ziemlich steilen Hügel sind mit durch langen Gebrauch

sehr glatt und schlüpfrig gewordenen Steintafeln gepflastert, auf denen Pferde leicht ausgleiten. Man folgt dem oben-erwähnten Thal etwa eine Stunde lang und übersteigt dann eine etwa 1500 Fuß hohe Hügelkette, deren höchster Punkt gleich weit von Nangasaki und dem etwa 10 Miles entfernten Awa liegt. Viele der Bäume in dieser Gegend behalten ihre Blätter auch im Winter, die Felder zeigten eben das frische Grün der jungen Saat, und einzelne Sträucher prangten in voller Blüte. Das Wetter war während der ganzen Zeit unsers Aufenthalts hell und klar, an diesem Tage aber strahlte die Sonne aus dem reinen tiefblauen Himmel ganz besonders mild und lieblich. Fast jede Wendung des Weges brachte entweder einen Blick in ein Seitenthal, auf Gruppen schöner alter Bäume, ein Dorf, eine Mia oder Kapelle, oder sonst etwas Interessantes, von der Höhe des Passes aber genoß man eine weite Fernsicht über ein großes Thal, die Küste, das tiefblaue Meer, ein jenseit desselben gelegenes Gebirge und den dieses letztere bekrönenden Vulkan Du-heng-hama, den Wuzendaken, oder Du-sin-daki der ältern Reisenden.

Das Dörfchen Awa ist auf einer kleinen Halbinsel erbaut, kurz vor demselben aber von einem etwas hochgelegenen Tempel hat man eine sehr hübsche Aussicht, von der Hr. B. ein Panorama photographirte, in der zum Tempel gehörigen Halle aber hatte Hr. de B. eine reichliche Collation aufgetischt, welche die Freuden des Tages nicht wenig erhöhte.

Von Awa nach Mogi fuhren wir in Booten entlang

einer hohen malerischen Felsenküste, verweilten dort wieder einige Zeit in einem dicht am Meer auf einem Felsen gelegenen Tempel, und traten dann bei Mondenschein unsern Rückweg nach Nangasaki an. Am Tage vorher hatte in einem auf der andern Seite von Mogi gelegenen großen Tempel der holländische Consul dem Gesandten ein Fest gegeben, bei dem die Musik der „Arfona“ spielte und verschiedene Mitglieder der Expedition und Offiziere des Geschwaders eingeladen waren.

Ich glaube, daß nicht ein einziger an Bord des Geschwaders ohne Bedauern schied, daß uns nur ein so kurzer Aufenthalt in Nangasaki vergönnt war; als wir zum Hafen hinaussegelten, waren alle Fernrohre nach der Stadt zurückgewandt, bis diese außer Sicht war, und die russische Fregatte „Swetlana“ gab dem Gesandten mit einem Salut von 18 Kanonen ihren Scheidegruß.

Die Russen hatten ein Hospital für Kranke am Lande, unweit von dem Consulat ihrer Nation. Als ich dort den Kapitän Rudakow von der „Swetlana“ besuchte, der als Passagier während eines Theils der Reise nach Singapore mit der Gesandtschaft zusammengetroffen, ward ich von ihm dem Major Hystrowo, Generaladjutanten des Grafen Murawiew Amursky, Gouverneurs von Ostibirien, vorgestellt. Dieser ermunterte mich sehr zu der Reise über Nikolajewsk nach Petersburg, und sagte mir die thätigste Unterstützung der Regierung zu. Er rieth mir sehr, das kleine Dampfboot „Vesta“ dahinzubringen, das von der kaiserlichen Regierung angekauft werden würde, die

bereits eins dergleichen für den Kurierdienst besitze und noch mehr wünsche. *) Etwa nöthige Reparaturen könnten in Nikolajewsk in den dort befindlichen Maschinenwerkstätten leicht vorgenommen werden, die nöthige Mannschaft, Maschinisten 2c. 2c. aber würden mir von der kaiserlichen Regierung zur Verfügung gestellt werden. So sah ich denn die Möglichkeit voraus, meinen contractlichen Verpflichtungen gegen die königlich preussische Regierung in vollster Weise nachzukommen, und diese Reise ganz nach dem aufgestellten Programm auszuführen.

*) Es sind seitdem von dem Erbauer der „Vesta“ noch zwei anderweitige gleiche Boote in Hamburg gebaut und nach Nikolajewsk gesendet worden.

XVIII.

Schanghai.

Privathäuser und Hotels. Der deutsche Club. Die Taipings oder Schangmoas. Vorbereitungen zu einer Excursion. Bootsausrüstung. Die Mission von Sikawè. Chinesische Truppen. Siegestrophäen. Tsipo. Belagerungszustände und chinesische Kriegsführung. Ein Militärgerichtshof. Rückzug. Eine Filialmission. Weiterreise auf dem Whampoasfluß. Eine kaiserlich chinesische Armee auf dem Marsch. Ein wandernder Westländer. Sangkiangsu. Eine zerstörte Stadt. Kaiserliche Dschunken. Manipulation des Handels. Schutt und rauchende Trümmerhaufen. Die Kriegsführung der Schangmoas. Rückkehr.

Schanghai, 30. März 1861.

Schanghai ist zu keiner Zeit ein angenehmer Aufenthaltsort, selbst nicht, wenn man umgeben vom opulentesten physischen Comfort, eins der Etablissements bewohnt, wie jede Firma von irgendwelchem Rang eins aufrechtzuhalten genöthigt ist. Kommt man im März an, wo es an schönen Tagen 24 Stunden lang regnet, bei schlechtem Wetter aber etwas mehr, bewohnt man eins der beiden Hotels,

deren sich dieser Ort rühmt, so macht sich kein Wunsch rege, den Aufenthalt ad infinitum verlängert zu sehen. Mehrere deutsche Firmen hatten dem Gesandten Wohnungen für sich selbst und die Mitglieder der Expedition angeboten; diese wurden vom Chef der Expedition, dem Legationssecretär, seinen Attachés, dem Geologen, Freihrn. v. Richthofen, dem Commodore und Kapitän bezogen, andere Mitglieder wohnten in besagtem Hotel.

Das Zimmer, welches mein Antheil geworden, rühmte sich einer eigenthümlichen Construction. Der Fußboden war der substantiellste Theil davon, die Decke, aus Baumwollstoff, über dünnes Lattenwerk genagelt, gebildet, hielt den durch Lücken des Daches eindringenden Regen nur unvollkommen zurück; die Seitenwände, aus dünnen Bretern, boten den Vortheil, daß man sich, ohne sehr laut zu sprechen, mit dem Bewohner des dritten oder vierten Zimmers unterhalten konnte, wenn nicht etwa der nächste Nachbar sang oder sehr laut sprach. Das Fenster war groß und luftig; ohne dasselbe zu öffnen, war das Zimmer stets gut ventilirt, allein zur Erhellung trug dasselbe nur wenig bei; eine 3 Fuß davon errichtete Mauer machte es unmöglich, etwas von den Wolken zu sehen, wenn man weiter als 1 Fuß von den Scheiben entfernt stand. Der Kamin war unter dem Fenster angebracht; wohin der Rauchfang führte, ließ sich nicht genau ermitteln, doch drängte sich die Vermuthung auf, daß gar keiner vorhanden sei; denn ließ man Feuer anzünden, so kam so viel Rauch ins Zimmer, als

das Brennmaterial hervorzubringen geeignet war; manchmal aber hatte man dem alten Sprichwort zum Trotz: „Ohne Feuer kein Rauch“, das Zimmer voll Rauch, ohne Feuer darin zu haben; der Kamin des Nachbarn genügte vollständig, denselben für zwei oder drei Zimmer zu liefern.

Der Preis von 3 Dollars den Tag war theuer zu nennen, wenn man die Accomodation nach Maßgabe der an andern Orten herrschenden Preise abschätzen wollte; für Schanghai war er ein verhältnißmäßig billiger. Ich glaube nicht, daß es einen theuerern Ort auf der Erde gibt, selbst San-Francisco kann nicht damit in Vergleich gebracht werden, denn dort waren immer nur einzelne Artikel unverhältnißmäßig theuer, andere oft billig, hier rechnet man alles nach den fabelhaftesten Preisen, importirte sowol als einheimische Waaren, sowie alle Arten von Lebensmitteln. Es gibt Handelsetablissements, in denen die Haushaltungskosten 40—50000 Dollars und mehr alljährlich übersteigen, und wie das ganz natürlich ist, bildet Geldinteresse die Triebkraft für alles, was hier gethan wird, sowie den Maßstab, nach dem die gesellschaftliche Stellung gemessen wird. Scheidemünzen, außer den schmutzigen schwerfälligen Chinesischen Kasch, die ein gebildeter Mensch nicht in die Hand nehmen soll, gibt es nur sehr wenige; es wird auch nicht vorausgesetzt, daß man sich mit diesen befaßt, man rechnet immer möglichst in runden Zahlen, und die Denomination der durch dieselben ausgedrückten Geldsorten bildet

zugleich die Classification des Individuums, das in denselben rechnet. In Dollars drückt sich nur der Kleinhändler aus, die niedrigste Sphäre der Gesellschaft; der gebildete Mittelstand rechnet nach Taels oder Unzen Silber, wer auf Stellung Anspruch machen will, muß sich nur mit Pfunden Sterling befassen, die Aristokraten aber würden sich etwas vergeben, wenn sie eine Ahnung davon hätten, daß es in der Welt eine kleinere Münze gibt als spanische Doublonen.

Es gibt in Schanghai auch einen deutschen Club, der sämtliche Mitglieder der Expedition auf die gastlichste Weise empfing und sein geräumiges freundliches Lokal, mit Lese- und Billardzimmer, für alle öffnete. Ein derartiger Zufluchtsort ist für alle solche, die nicht in Privathäusern eine Zuflucht suchen wollen oder können, von außerordentlichem Werth, denn außer einem solchen gibt es hier keinen Ort, wo jemand Unterhaltung suchen oder sich auch nur niedersetzen kann.

Die Taipings oder Schangmoas, wie die Rebellen von Nanking jetzt gewöhnlich benannt werden, hatten in letzterer Zeit viel von sich sprechen gemacht. Bis vor etwa einem Jahre von den Kaiserlichen noch in Nanking eingeschlossen, war es ihnen gelungen, mit Hülfe zahlreicher von außen herbeigezogener Streitkräfte die Belagerer zu schlagen, beinahe aufzureiben und, in ihrer Verfolgung vordringend, die reiche alte Stadt Sutschau zu erobern, Sungkiang, die Hauptstadt der Provinz, theilweise in Asche zu legen und

im August bis Schanghai vorzudringen, das sie auch genommen haben würden, wenn nicht die hier liegenden englischen und französischen Truppen die Stadt vertheidigt hätten. Die neuesten Nachrichten deuteten an, daß man jetzt beginne, die Bewegung, welche sich seither nur mit Umsturz des Bestehenden befaßt, ohne etwas Neues an die Stelle zu setzen, einer geregelten Organisation zu unterwerfen; daß die Führer sich damit beschäftigten, die verheerten Städte wieder aufzubauen, in freundliche Handelsbeziehungen mit den Fremden zu treten, und daß der englische Admiral Hope, der mit seiner Flotte den Yangtsekiang hinauf nach Hangkau, einer der neueröffneten Handelsplätze, 600 Miles von der Mündung gelegen, gegangen war, eine Convention mit ihnen abgeschlossen habe. Es schien sehr wünschenswerth, den neuen Zustand der Dinge einmal selbst zu sehen, und da einige Herren von der londoner Mission sowie der englische Consul für Hangkau, Hr. Forrest, nach Nanking reisen wollten, so gedachte ich mich ihnen anzuschließen, in Begleitung der Photographen und jener andern zur Expedition gehörigen Herren. Schon hatte ich, vom Gesandten dazu autorisirt, alle Vorbereitungen zu diesem Ausfluge getroffen, als plötzlich diesen Herren sowie den Photographen die Erlaubniß, zu gehen, versagt ward. Natürlich konnte ich nicht daran denken, etwas zu unternehmen, was andern Mitgliedern verboten war, und um das bereits gemiethete und theilweise vorausbezahlte Boot, sowie die mit ziemlichem Kostenaufwande be-

schafften Provisionen etwas zu verwerthen, beschloß ich, einen Besuch in Sungkiang und den unweit davon gelegenen Hügeln zu machen, was alles in dem Bereich von 100 Miles lag, in welchen sich alle in Schanghai aufhaltenden Fremden ungehindert wagen können.

Die hier üblichen Fahrzeuge, obschon nicht so angenehm und geräumig als die Kantonboote, sind doch groß genug, um zwei oder drei Personen mit Bequemlichkeit unterzubringen. In der That bietet die innere Einrichtung mehr, als das etwas unscheinbare Aeußere vermuthen läßt. Der Boden ist flach, der Bug vierkantig abgesehritten, darüber eine kleine Plattform 6—8 Fuß ins Geviert, hinter welcher 12 Fuß von dem hoch über das Wasser hinausgebauten Stern eine hölzerne Kajüte sich befindet. Diese hat drei Abtheilungen, in der ersten, etwa 7 Fuß langen, sind rechts und links breite Sitze, unter denen man verschiedenes Gepäck gut verstauen kann. Dann folgt das Hauptgemach, etwa 12 Fuß ins Geviert, das an drei Seiten Sitze hat, davon der hintere breit genug, um als Schlafstelle zu dienen, dabei auch einen Tisch und einige Stühle enthält. Nun folgt ein etwa 5—6 Fuß breites Gemach, als Vorrathskammer und Aufenthaltsort der Diener dienend. Die große Plattform am Stern dient zugleich als Küche und Wohnung der Bootleute.

Hr. M., ein Mitglied der londoner Missionsgesellschaft, hatte, als ich Anstalten machte, ihn nach Nanjing zu begleiten, ein Boot für mich gemiethet und den Preis von

54 Dollars (etwa 80 Thlr.) für vier Wochen oder eine kürzere Zeit accordirt. Als ich zur Abreise fertig, war das Boot nirgends zu finden, und ich sah mich deshalb genöthigt, ein anderes zum Preise von 4 Dollars per Tag zu miethen. Die Schwierigkeit, selbst um diesen Preis ein Fahrzeug zu finden, hatte, wie ich erst später erfuhr, darin ihren Grund, daß die Chinesen bereits von einem neuen Versuch der Schangmoas unterrichtet waren, Schanghai zu nehmen, in welchem Falle jeder, der es kann, ein Boot für sich und sein werthvollstes Eigenthum miethet, um nöthigenfalls zu entkommen. Dasjenige, in dem ich die Excursion machte, hieß „Puheide“, sein Kapitän Pianhe, und es befanden sich darin außer diesem noch sein Sohn, sein Schwiegersohn und zwei Bootleute, seine Mutter, seine Frau, zwei Töchter, deren eine ein Kind von fünf Jahren hatte, und seine Schwiegertochter, in allem 10 Personen. Unsere Gesellschaft bestand aus den Herren Photographen Bismark und Sachtler, dem Mechaniker Rose, einem chinesischen Dolmetscher und dem Koch. Wie 16 Menschen mit all den Apparaten und Vorräthen (wegen der Unmöglichkeit, im Lande Provisionen zu erlangen, hatte ich die volle Ausrüstung für vier Wochen gemacht) Platz fanden, ohne sich gegenseitig im Wege zu stehen, ist mir noch heute nicht ganz verständlich; ich nahm jedoch die Thatsache als angenehmes Factum hin, ohne darüber die Gründe zu erforschen, und habe alle Ursache, mit dem Boot und seinem Eigenthümer, der seinen Contract ge-

wissenschaft hielt, wohl zufrieden zu sein. Um einen Begriff über die Preise der Lebensmittel in Schanghai zu geben, führe ich einige aus meiner Ausrüstung an.

	Tael.	Thlr.
Präservirte Rindfleischsuppe (je 6 Pfd. 1 Tael)	12	= 24
Sardinen, das Duzend Büchsen	3	= 6
10 Pfd. Schiffsbiscuit	2 $\frac{1}{2}$	= 5
5 „ Macaroni	1 $\frac{1}{2}$	= 3
7 „ Käse	2 $\frac{1}{2}$	= 5
10 „ Butter	4 $\frac{1}{2}$	= 9
54 „ amerikanischen Schinken, außergewöhnlich billig	8 $\frac{1}{2}$	= 17
1 Pikul Reis	1 $\frac{1}{2}$	= 3
60 Pfd. Schiffszwieback, größerer Qualität	3	= 6
1 Sack Kartoffeln	5	= 10
3 Pfd. Kaffee	1 $\frac{1}{2}$	= 3
300 Eier	3	= 6
25 Laibe Weißbrot, jedes etwa 2 Pfd. wiegend	3	= 6
1 Hammel	5	= 10
An Gewürzen, Zucker, Thee, Pickles und Con- situren	—	= 15
Für Bier 2c. 2c.	—	= 10

Summa 138

Diese enormen Preise werden dadurch herbeigeführt, daß das Land zwischen Nanjing und wenige Miles von Schanghai durch die Schangmoas so verheert worden ist, daß unter den Eingeborenen großer Mangel herrscht. Außerhalb Schanghai ist es beinahe unmöglich, irgendwelche Lebensmittel zu kaufen, und so ist man selbst bei

einem kleinen Ausfluge genöthigt, sehr reichliche Vorräthe mit sich zu führen, um im Falle eines unvorhergesehenen Aufenthalts nicht Mangel leiden zu müssen.

Am 13. März, um Mittag, gingen wir mit der Flut den Whampoasfluß hinauf und ankerten um 5 Uhr etwa 6 Miles oberhalb der Stadt in einem Kanal, unweit einer Pagode. Ein freundliches Landhaus unweit derselben, im europäischen Stil erbaut, gehörte wahrscheinlich einem der fremden Residenten in Schanghai, schien aber von diesem schon lange nicht mehr bewohnt zu sein. Der Garten war vernachlässigt, die diesen umgebenden Mauern waren theilweise eingefallen, das Haus selbst vernachlässigt und eines Theils seiner Möbel beraubt, doch fanden sich noch Bettstellen, Waschtische zc. zc. vor, und nachdem im Kamin ein lustiges Feuer angezündet, bereiteten wir aus unsern Matratzen und Decken ein gutes Lager und verbrachten eine ganz angenehme Nacht.

Am nächsten Morgen ward fleißig photographirt, und gegen Mittag waren wir wieder unterwegs, auf einem Kanal, der mitten durch das Land ziemlich gerade auf das Ziel unserer Reise führte. Schon von der Höhe der Pagode konnte man am Morgen verschiedene Rauchsäulen aufsteigen sehen, im Laufe des Tages vermehrte sich die Zahl derselben, und als wir gegen Abend uns der französischen Mission von Sikawè näherten, deutete eine lebhafteste Kanonade an, daß ein feindlicher Zusammenstoß stattfinden würde. Vom Major des 101. französischen Linienregiments, der eine Compagnie zur Verstärkung der Garnison nach

Sikawè führte, hörte ich, daß die Schangmoas am Morgen die kaiserlichen Truppen angegriffen, zurückgedrängt hatten und jetzt etwa eine Stunde entfernt standen.

Da es nothwendig schien, genauere Nachrichten über den Sachbestand einzuziehen, so beschloß ich, die Nacht in Sikawè zuzubringen, das Boot mit dem Gepäck einzuweilen im Schutz der Garnison (zwei Compagnien mit zwei Berghaubigen) zurückzulassen und am nächsten Morgen zu Fuß nach dem Ort des Zusammenstoßes zu gehen.

Die Mission von Sikawè ist erst vor wenigen Jahren durch Jesuiten neu organisirt worden, allein schon im 13. Jahrhundert war der Grund und Boden im Besitz von Christen; noch kann man christliche Gräber aus jener Periode hier sehen. Später, wahrscheinlich im 17. Jahrhundert, wo die zwischen Jesuiten, Dominicanern und Franciscanern herrschenden Streitigkeiten Ursache wurden, daß das Christenthum in China viel von seinem errungenen Grund und Boden wieder verlor, ist auch diese Stelle in Vergessenheit gerathen. Als nach dem Vertrage von Nanjing vom 29. Aug. 1842 Schanghai den Fremden geöffnet ward, fanden sich bald auch Jünger des heil. Ignaz von Loyola ein, die in der südlichen Vorstadt eine große Kirche erbauten, später im französischen Viertel ein Missionshaus errichteten und zuletzt die Mission von Sikawè als Centrum einer großen Anzahl von Filialmissionen organisirten. Auf einer Karte, die man uns an diesem Abend zeigte, waren die Wohnorte dieser christlichen Gemeinden verzeichnet, die sich bis jenseit von Sutschau und dem See Ta

(Tahon) erstreckten. Man gab die Anzahl der Befehrten auf 80000 an.

Die gelehrten und gewandten Väter von Sikawè haben mit großer Umsicht, Beharrlichkeit, Energie und anscheinend mit ziemlichem Aufwand von Geldmitteln ihr Collegium in vortrefflicher Weise eingerichtet. Die ziemlich ausgedehnten Gebäude enthalten neben einer großen Kapelle, Hospital, Bibliothek, Apotheke, Lehrsälen 2c. 2c. Reihen von einfachen Zimmern als Wohnungen der Missionare sowol als zur Aufnahme von Gästen. Fünfzig oder sechzig chinesische Knaben wurden hier zu künftigen Dienern des Ordens und zu Lehrern herangebildet oder auch nur in den Classikern Chinas unterrichtet; ein umfangreicher Garten ist mit Obstbäumen, den für den Haushalt nöthigen Gemüsen und einigen Blumen bepflanzt. Als im August vorigen Jahres die Schangmoas jenen misglückten Versuch auf Schanghai machten, verheerten sie eine Anzahl der Filialmissionen sowie Sikawè. Eine Anzahl der chinesischen Zöglinge sowie ein französischer Priester verloren dabei ihr Leben. Einige Personen, mit denen ich über diesen Vorfall sprach, insinuirten, daß das Zerstören der katholischen Kapellen planmäßig angeordnet gewesen, indem die Schangmoas die Romanisten mit den buddhistischen Idolverehrerern auf Eine Linie setzten. Englische Missionare geben diese Vorfälle als unautorisirte Handlungen von Räuberbanden an, die im Verein mit den Aufständischen gefochten, den französischen Priester seiner chinesischen Kleidung wegen (alle Väter von Sikawè kleiden sich so) für

einen Eingeborenen gehalten hätten. Die Führer der Schangmoas selbst haben den ganzen Act formell desavouirt und Befehle erlassen, daß solches nicht mehr vorkommen solle.

Für die französischen Truppen hatte man einige Schuppen als Baracken eingerichtet, die Mauern des Hofes und Gartens waren für Infanterie crenelirt, ein hohes Gerüst von sieben Stockwerken aber diente als Observationsposten. Von hier hatte man einen weiten Ueberblick auf die Umgegend. Die nächste Feuersbrunst schien 5—6 Miles entfernt, eine lange Linie von neun oder zehn brennenden Dörfern aber dehnte sich bis zu den fernen Hügeln von Sungkiangsu, dem Ziel der Reise, aus. Hr. B. und ich schloßen die Nacht in einem der Gastzimmer des Collegiums, die Matrosen an Bord des Bootes. Am nächsten Morgen aber bei guter Stunde brachen wir alle nebst dem chinesischen Dolmetscher und zehn Kulis, welche die Apparate trugen, auf, um das Schlachtfeld zu besichtigen. Wir waren nicht lange marschirt, als uns Trupps kaiserlicher Soldaten begegneten, von denen einige Dschingahls oder lange Funtenflinten, je zwei Mann eine trugen, oder mit schlechten alten Musketen, wieder andere mit Schild und erbärmlichem Schwert, die meisten aber mit Bambusstangen, an deren Spitzen ein langer eiserner Nagel befestigt, bewaffnet waren. Elende, schäbige Gefellen, schlecht gekleidet, oft barfuß, und fast jeder dritte Mann eine bunte Fahne an seinem Bambus tragend. Einige Mandarinen und ihre Begleiter ritten kläglich magere zottige Gänse und

nahmen gewöhnlich die Mitte ihres im Gänsemarsch dahinschleichenden Trupps ein. Am Schluß der einige hundert Mann starken Proceßion trugen zwei Mann an einer Stange einen abgeschlagenen Kopf als Siegestrophäe, die sie mit großer Ostentation paradirten. Derselbe war mit dem unvermeidlichen Appendix eines Chinesen, einem langen Haarzopf, versehen; das übrige Haar des Schädels war etwa 3—4 Zoll lang. Die echten Schangmoas (langhaarige Rebellen) tragen ihr Haar, das oft bis tiefer als die Schultern herabhängt, gewöhnlich in einem Sack oder Netz eingebunden. Bewohner von Districten, die manchmal von den Kaiserlichen, manchmal von den Aufständischen besetzt sind, lassen ihr Haar wachsen, bewahren aber ihren Haarzopf sorgfältig. Man kann dann aus der Länge des Haares und dem Zeitraume, wo die Rebellen zuerst den District innehatten, darauf schließen, ob das Individuum ein lothaler Unterthan des Bruders der Sonne, ältesten Betters des Mondes sei, oder ob gesetzwidrige Umsturzideen ihn bewogen haben, das Rasirmesser beiseite zu legen. Im gegenwärtigen Fall lag die Vermuthung nicht weit, daß irgendein unglückliches Individuum, das nicht sehr sorgsam auf seine Toilette geachtet hatte, von den grimmigen Kriegern in Ermangelung eines wirklichen Schangmoa geköpft war, um nicht ganz mit leeren Händen aus der Schlacht heimzukehren, und wahrscheinlich war der Unglückliche auf die grausamste Weise abgeschlachtet worden, denn der Hals und ein Theil der Kinnlade waren eine zerhackte Masse von Knochen und Muskeln, als ob

unzählige Hiebe mit einem stumpfen Schwert darauf geführt worden seien.

Die Kanonade dauerte noch in der Ferne fort; die Brandstätten sandten noch immer ihre Rauchwolken empor, und so marschirte unser kleiner Zug weiter, bis wir gegen 10 Uhr das Städtchen Tsipo erreichten. Hier fanden wir eine Menge kaiserlicher Soldaten. Der Kanal aber, welcher durch die Stadt führt, war bedeckt mit Booten, gefüllt mit Flüchtlingen aus den weiterhin liegenden Gegenden.

Die Leute waren noch in großer Aufregung, am vergangenen Nachmittag hatte der Angriff stattgefunden und bis spät in die Nacht gedauert, von allen Seiten hatten die Bewohner der verheerten Dörfer Zuflucht in der Stadt gesucht, und füllten nun, entblößt von allen Existenzmitteln, die Straßen oder saßen in dichtgedrängten Booten auf dem Kanal. Unsere Kulis brauchten jetzt eine kurze Rast und wollten essen, ich aber bestieg einen Hügel, um mich nach den Schangmoas umzusehen. Die Kanonade war noch immer hörbar, die Dörfer brannten fort, sonst aber konnte man keine Spur vom Feinde wahrnehmen; ebenso wenig zeigte das Schlachtfeld, daß hier vor kurzem ein Kampf gewüthet, und in der That will eine Schlacht zwischen Chinesen nicht viel bedeuten. Beide Parteien marschiren in angemessener Entfernung voneinander auf, d. h. ungefähr 2 — 3 Miles, schwenken ihre Fahnen, gesticuliren und schreien. Manchmal avanciren zwei oder drei Mann mit einer ungeheuer langen Luntensflinte einige hundert Schritte, feuern, meist ohne jemand zu treffen, und retiriren dann

so schnell als möglich. Ein Gefecht, nach solchen Principien geführt, könnte ewig währen, wenn nicht manchmal eine oder die andere Partei plötzlich glaubte, besiegt zu sein, die Flucht ergriffe, wobei sie dann bisweilen von der Gegenpartei verfolgt wird, und in solchen Fällen werden dann auch nicht selten viele der Flüchtlinge getödtet. Belagern diese Leute eine Stadt, so werden gewöhnlich ein oder mehrere befestigte Lager vor derselben errichtet, die verschiedenen Heeresabtheilungen handeln aber auch oft ohne Zusammenwirken.

Die zum Entsatz der Stadt herbeiziehenden Heerhaufen beziehen nun ihrerseits auch wieder befestigte Lager und schließen die Belagerer mit einem zweiten Gürtel von Truppen ein, wie dies während der Belagerung von Nan-king durch die Kaiserlichen während der Jahre 1854—59 stattfand, wo dann Mangel und Krankheit unter den Belagerern sowie heftige Regengüsse, die das Land unter Wasser setzten, den Schangmoas es möglich machten, ihre Gegner theilweise aufzureiben und, die fliehenden Ueberbleibsel der Armee verfolgend, eine große Landstrecke zu erobern, wobei die alte, reiche und blühende Stadt Sutschau in ihre Hände fiel und zerstört, Schanghai aber nur durch den Widerstand der englischen und französischen Truppen geschützt ward.

Als ich wieder nach der Stadt zurückkehrte, fand ich den chinesischen Dolmetscher in großer Noth; einige Soldaten hatten ihn ergriffen und nöthigten ihn, zum Mandarin zu gehen, der hier befehligte. Ich begleitete ihn,

und nachdem wir einige enge, schmutzige Straßen passirt, gelangten wir in einen Tempel, der jetzt zur Halle der Ungerechtigkeit diente; eine Menge von Soldaten füllte den Vorhof, im Hintergrunde aber befanden sich zwei oder drei Mandarinen, die sogleich ein scharfes Verhör begannen. Der insolente Ton der Leute gefiel mir nicht, sie schienen zu glauben, die Kisten, welche die Apparate enthielten, seien mit Waffen und Ammunition für die Rebellen gefüllt, und zeigten Lust, den Chinesen festzuhalten. Ich machte der Sache ein Ende, indem ich dem Mandarin sagen ließ, ich komme von Sikawè, um zu sehen, ob der Feind sich zurückgezogen; lehrte ich nicht bald dahin zurück, oder belästigte man meine Leute, so würden Truppen kommen, um sich nach mir umzusehen; dann befahl ich dem Chinesen, fortzugehen, applicirte einigen Soldaten, die sich in den Weg stellten, ein paar Fußtritte und zog unbehindert von dannen.

Nach dieser Demonstration fand ich es nicht rathsam, noch lange in der Stadt zu bleiben, und so traten wir denn den Rückweg nach Sikawè an. Raum 2 Miles von Tsipo passirten wir ein unansehnliches Dorf; ich ließ durch den Dolmetscher einen ziemlich gutgekleideten ältlichen Mann fragen, ob es möglich sei, Reis für die Kulis zu erlangen, und als dieser bejahend antwortete, folgten wir ihm. Eine Anzahl unscheinbarer Häuser aus ungebrannten Ziegelsteinen war mit einem ziemlich breiten Graben umgeben; diesem eine Strecke lang folgend, gelangte man an ein gewöhnliches Bauerngehöft und durch eine enge Thür desselben in

eine ziemlich große römisch-katholische Kapelle, an die sich mehrere Gemächer reihten, die denen gleichen, welche man in den Häusern wohlhabender Chinesen findet. Mit Ausnahme der Schnitzereien an Säulen, Balken und dem Dachstuhl glich die Kapelle den katholischen Kirchen Frankreichs; Bilder, Meßgefäße und andere Sachen waren aus Frankreich gebracht worden, denn dieser verborgene kleine Tempel gehörte einer der Filialgemeinden von Sikawè an. In einem ziemlich großen Gemach trug uns der Priester, denn als solchen erwies sich unser Führer, Erfrischungen auf, bestehend aus Thee, eingemachten Früchten, Zuckerwerk &c.; als ich ihm aber beim Weggehen einen Dollar geben wollte, lehnte er denselben ab. Ich deutete auf das Geld, die Kapelle und machte mit den Händen die Pantomime des Betens, da nahm er das angebotene Geschenk, und hat ohne Zweifel eine entsprechende Anzahl Messen dafür gelesen.

Nach halbstündiger Ruhe ging es weiter, und wir stießen bald auf einige französische Offiziere, die auf die Jagd nach dieser Richtung gegangen waren, um Nachrichten über den gestrigen Kampf einzuziehen. Um 3 Uhr waren wir wieder in Sikawè und schifften uns ein, um unsere Excursion fortzusetzen.

Der Kanal, in welchem wir uns befanden, führte durch Tsipo und in der Richtung, nach welcher sich die Schangmoas zurückgezogen. Die am Morgen mit den Soldaten und Mandarinen gemachten Erfahrungen sowol als der

Rath der Missionare von Sikawè bestimmten mich, diesen Weg nicht fortzusetzen, sondern nach dem Whampoasfluß zurückzukehren und auf diesem Umweg Sungkiangsu zu erreichen, von wo, wie ich aus der Karte gesehen, ein anderer Kanal nach den Hügeln führte. Einer der Missionare, der zugleich Arzt und Apotheker war, beschäftigte sich mit Photographie, allein es fehlte ihm an einigen Chemikalien; wir versahen ihn mit einer kleinen Quantität davon und erhielten ein Gegengeschenk von Milch und frischer Butter, das höchst acceptabel war. In der Nacht erreichten wir die Pagode, und am nächsten Morgen segelten wir mit günstigem Winde den Fluß hinauf.

Gegen 11 Uhr rief uns ein Mann in Matrosenkleidung am südlichen Ufer zu, ihn aufzunehmen. Ich schickte mein kleines Francisboot und ließ ihn holen. Seiner Kleidung nach mußte er zu einem englischen oder amerikanischen Kriegsschiff gehören, und da er keine befriedigende Auskunft über sich geben konnte, so beschloß ich, ihn wieder ans Land zu setzen, ließ ihm aber, da es gerade Frühstückszeit war, erst etwas zu essen geben. In der Zwischenzeit begegneten wir einer Flotte, die vielleicht tausend kaiserliche Soldaten in der Richtung von Schanghai flußabwärts transportirte. Der Deserteur, denn ein solcher schien er zu sein, ward jetzt etwas ängstlich, und es entspann sich folgende Conversation:

Deserteur: Sind das Mandarinsoldaten?

Ich: Ja wol, das sind Mandarinsoldaten, sie werden uns wahrscheinlich anhalten und nach den Pässen fragen.

Des.: Wenn man aber deren keine hat, wird man dann festgehalten und enthauptet?

Ich: Zuweilen, doch nicht immer.

Des. (gerieth in Nachdenken und fragte plötzlich sehr abrupt): In welcher Richtung befinden sich die Rebellen?

Ich (nach Südosten deutend): In jener Richtung.

Des.: Wie weit ist es, bis man sie findet?

Ich: Gestern waren es 5—6 Miles, heute werden es vielleicht 30 sein.

Neues Nachdenken des Deserteurs, dann wieder plötzlich die Frage: Ist es wahr, daß die Rebellen den Fremden die Köpfe abhauen?

Ich: Nicht immer, das kommt ganz auf die Umstände an.

Des.: Wie weit ist's nach Schanghai?

Ich: Zu Wasser etwa 20 Miles, zu Land weiter.

Des.: Da kann ich aber heute nicht mehr zurück, und komme ich auf das Schiff, erhalte ich Hiebe.

Ich: Das ist wahrscheinlich, Hiebe aber lassen sich leichter ertragen als der Verlust des Kopfes. Wäre ich in einer ähnlichen Lage, so würde ich versuchen, Schanghai möglichst schnell zu erreichen, dabei aber vermeiden, den Ortschaften nahe zu kommen.

Des.: Wo soll ich aber die Nacht schlafen?

Ich: In einem leeren Sarge, deren stehen genug auf den Feldern, und jetzt, mein Freund, da Ihr gegessen habt, ist hier noch ein Brot und ein Stück Hammelfleisch auf den Weg, und damit setzte ich ihn wieder ans Land. Er

wandelte eine Zeit lang unschlüssig am Ufer auf und ab, dann wandte er sich stromaufwärts; das Boot aber machte wegen des geringen Windes und der eben eingetretenen Ebbe nur langsamen Fortschritt. Die hellen Lehmwände des Ufers mit den darin befindlichen dunkeln Klumpen boten hier ein gutes Ziel zum Scheibenschießen auf 500, 800 und 1000 Schritt, und so wurden eine Anzahl Patronen verbraucht. Um diese Zeit befanden wir uns zwischen den letzten Booten der kaiserlichen Flotille, einige Kugeln ricochetirten vor dem Ziel auf dem Wasser und gingen dann saufend weiter. Unser westländischer Gast am Ufer mochte sie vielleicht in nicht großer Entfernung singen hören und sich von den Mandarinen verfolgt glauben, denn plötzlich drehte er sich um und lief in wilder Hast stromab. Bei der Rückkehr hörte ich, daß er am nächsten Abend daselbst eingetroffen, ganz matt und erschöpft, und nach Schanghai zurückgekehrt sei.

Gegen 5 Uhr nachmittags langten wir in Mingwang an, einem kleinen unbedeutenden Städtchen von vielleicht 500 Häusern, wo wir, der eingetretenen Ebbe halber, für die Nacht ankerten, etwas Feuerungsmaterial einkauften und einen Spaziergang durch die Straßen machten, ohne irgendetwas Bemerkenswerthes aufzufinden. Um 3 Uhr morgens, am Sonntag den 17. März, waren wir wieder unterwegs und fuhren mit Wind und Flut den Fluß hinauf.

Bei Tagesanbruch befanden wir uns in einem 40—50 Fuß breiten Kanal unweit von Sungkiangfu. Die Land-

schaft vereinigte hier die charakteristischen Züge dieses Theils von China. Große, sorgfältig cultivirte Ebenen dehnten sich bis zum Horizont aus, in denen kleine von Bäumen umgebene Dorfschaften und Grabhügel gleich Inseln lagen.

Vor uns breitete sich die Stadt aus, überragt von einigen Pagoden; in einem kleinen Gehöft bereiteten sich die Bewohner zu ihrer Feldarbeit vor oder brachten ihre Geräthe in Ordnung, darunter die großen Wasserräder, mit denen in der halb eintretenden trockenen Jahreszeit das Wasser aus dem Kanal auf die Felder gehoben wird. Die Ruhe und Stille des Morgens, der milde Schein der Frühlingssonne stimmten zu dem Ganzen und verliehen ihm so viel Reiz, als eine chinesische Landschaft dieser Provinz sich rühmen kann.

Um 7 Uhr waren wir in Sungkiang, einer Stadt von anscheinend 8—10000 Häusern, die in ihrer Blütezeit gegen 100000 Einwohner gehabt haben soll. Zwei enge Straßen laufen zu beiden Seiten und parallel mit dem Kanal, so daß die Häusermasse unverhältnißmäßig lang bei geringer Breite ist; nur da, wo kleine Zweigkanäle einmünden, ziehen sich kleine Häusertrupps auf einige hundert Schritt entlang derselben und unterbrechen das regelmäßige Oblongum der Stadt. An vielen Stellen werden diese Kanäle von größern und kleinern Brücken überwölbt, von denen viele von großartigen Dimensionen und gewaltiger Höhe sind, so daß Boote mit Masten unter ihnen passiren können. Manche spannen die ganze Breite von 60 Fuß in einem gewaltigen Rundbogen, andere haben neben dem großen

Mittelbogen noch zwei kleinere. Die Aufgänge sind steil, mit steinernen Geländern versehen; einige haben auf der Höhe ein kleines Wachthäuschen und bieten Stoff zu verschiedenen malerischen Ansichten. Die Stadt war zweimal in den Händen der Aufständischen, und mehr als die Hälfte der Häuser liegt in Trümmern; die noch stehenden aber sind verödet, denn ihre Bewohner haben sich nach Aufenthaltsorten von größerer Sicherheit umgesehen. Nur wenige Leute aus den niedern Klassen sind in den verödeten Straßen zu finden, und einige unansehnliche Kaufläden, die nöthigsten Lebensbedürfnisse enthaltend, sind alle Ueberreste eines blühenden Handels und großen Wohlstandes.

Wir hielten uns nicht lange auf, denn ich wünschte, die Hügel noch vor Mittag zu erreichen und dort Kasttag zu halten. Außerhalb der Stadt passirten wir noch ein unbedeutendes Fort, aus bloßen Erdaufwürfen bestehend, welches einige schlechte Hütten und nur einige Zelte als Wohnung für die Garnison enthielt. Als wir uns gegen 10 Uhr den ersten Hügeln näherten, bemerkte ich eine Anzahl bewaffneter Dschunken mit rothen Flaggen, welche die Bootsleute als Schangmoas bezeichneten; ich ließ das Boot halten und ging mit Sachler und dem Dolmetscher zu Fuß näher; da sich die Fahrzeuge aber bald als kaiserliche Kriegsdschunken erwiesen, ließ ich das Boot folgen, und bald hatten wir den Mandarin mit zwei andern Beamten an Bord, andere aber, die an Bord kommen wollten, wurden zurückgewiesen. Die Leute waren hier manierlicher als in Tsipo; der Vornehmste erkundigte sich, wohin ich wollte,

ob ich Waffen und Ammunition an Bord habe &c.; als ich ihm den Zweck meiner Reise erklärt hatte, gab er sich zufrieden, und nachdem er einige Gläser Wein getrunken, entfernte er sich mit einem Geschenk von etwas Ammunition, mahnte mich aber zur Vorsicht gegen Rebellen und Piraten, die noch ganz in der Nähe ständen und mit denen er gestern ein Gefecht gehabt.

Um jetzt in Schanghai den Handel mit Gewinn zu treiben, ist es nöthig, Boote nach den Thee- und Seidendistricten zu senden, um die Artikel an Ort und Stelle einzukaufen; jedes Handlungshaus hat fortwährend einen oder mehrere seiner Agenten in derartigen Aufträgen auf Reisen. Die Rebellen leiden großen Mangel an Waffen und Munition, und es sind bereits sehr hohe Preise für dieselben zu zahlen. Nach den mit der kaiserlichen Regierung abgeschlossenen Verträgen sind diese Artikel, die man den Aufständischen zuführen will, Kriegscontrebände, der Confiscation ausgesetzt, und die Mandarinen, welche meist die mit Beschlag belegten Sendungen selbst behalten, lauern darauf, wen sie verschlingen können. Da sieht man denn nicht selten Boote, welche Excursionen in das Innere unternehmen, sehr wohl mit Waffen aller Art versehen. Flinten von jener Sorte, die nicht losgehen, wenn sie losgehen sollen, und die auch losgehen, ohne daß man es wünscht; Pistolen mit unmöglichen Schöffern und Drückern, billige japanische Schwerter und Ammunition ohne Ende werden „zur Sicherheit gegen Piraten“ mitgenommen, und genügende Quantitäten Opium „gegen Dysenterie“. Kehren

dann die Boote zurück, so haben sich wie durch Magie alle diese Sachen in Silber verwandelt, das manchmal eingeschmolzen, manchmal in seiner ursprünglichen Form von allerhand Hausgeräth und Zierathen geblieben ist, wie sie seit den Plünderungen von Sutschau und Sungkiang in nicht geringen Quantitäten circuliren.

Revenons à nos moutons, d. h. zu den Mandarinen, denen ich für ihren freundlichen Rath dankte, sowie für ihr Anerbieten, das Haus von einem derselben zum Nachtquartier zu wählen. Der Kanal führt hier durch einen engen Einschnitt zwischen zwei Hügeln von einigen hundert Fuß Höhe, dann durchschneidet derselbe eine sorgfältig behaute Ebene von etwa 4 Miles Breite und erreicht dann die zweite Hügelreihe, an deren Fuß ein Dorf von 4—500 Häusern liegt. Die aus demselben emporsteigenden Rauchwolken zeigten an, daß auch hier ein Conflict stattgefunden, und bald konnte man wahrnehmen, daß die Anhänger des Tienwang oder „jüngern Bruders Jesu Christi“ auf eine eigenthümliche Art versucht hatten, Proselyten für ihre Lehre zu gewinnen. Nach einer Stunde hatten wir das Dorf erreicht, und einen traurigen Anblick bot es dar. Beinahe die Hälfte der Häuser waren rauchende Trümmerhaufen, was noch stand, war geplündert, und selbst die Ernten auf den Feldern oder in den Höfen waren zum großen Theil niedergebrannt; runde Haufen weißer Asche zeigten den Ort an, wo der Reis aufgestapelt war, von dem die Leute leben sollten, bis die neue Ernte gemacht sei. Am Abhang eines Hügels war ein Kloster mit einem daranstoßenden

Tempel und einer Pagode gelegen, zu denen eine lange Treppe emporführte; alles war zerstört, und von den früher das Ganze umgebenden Bäumen waren nur verkohlte Stämme übrig.

Die Bewohner wühlten entweder in den Trümmerhaufen nach Ueberresten ihres Eigenthums, suchten sich die verkohlten Stücke Holz zusammen, oder saßen apathisch und traurig auf den Thürschwellen. Das Häuschen des Hrn. Cummingham, wo ich einige Tage zu verweilen gedachte, war geplündert, niedergebrannt, die alte Frau, welche Sorge für dasselbe getragen hatte, aber erschlagen worden. Es war ein trauriger, trübseliger Anblick, und doch sah man nur einen kleinen Theil der unendlichen Verwüstung und Zerstörung, die in den letzten Tagen angerichtet worden war.

Solche Vorfälle sprechen nun eben nicht zu Gunsten der Insurgenten, ihre Kriegsführung ist von den scheußlichsten Greueln begleitet, so abscheulich, wie sie die Geschichte der Hussiten und des Dreißigjährigen Krieges erwähnt. Es ist für die Kaiserlichen sowol als für die Aufständischen von größter Wichtigkeit, Schanghai zu besitzen, dessen Zollhaus eine jährliche Revenue von ganzen 4 Millionen Thlr. abwirft, und wo es möglich wird, Kriegsvorräthe zu erlangen. Da verschiedene Anschläge auf die Stadt mißglückt sind, so scheinen jetzt die Schangmoas die Absicht zu haben, das Land ringsumher zu verwüsten, den Handel zu zerstören und dadurch die Fremden zu nöthigen, mit ihnen in Verbindung zu treten. Dieses wird früher oder später nicht ausbleiben, denn die Revolution hat jetzt einen solchen

Umfang erreicht, daß sie schwer zu dämpfen scheint. Von einem verhältnißmäßig kleinen Territorium hat sie sich über einen großen Theil des Reichs verbreitet; durch die Siege der Allirten, die Zerstörung des kaiserlichen Sommerpalastes und die Flucht des Kaisers ist die herrschende Dynastie ihres letzten Nimbus beraubt; gewaltige Armeen rücken nach Norden, ohne daß die kaiserlichen Truppen ihre Fortschritte hemmen können; Hankau, die große bedeutende Stadt am Yangtsekiang, im Range gleich nach Nanking stehend, ist in ihren Händen, und vielleicht dauert es nicht lange, so wird auch Peking ein gleiches Schicksal theilen. Ein günstiger Augenblick, Einfluß bei ihnen zu gewinnen, ist bereits vorübergegangen, sie sind jetzt zu mächtig und berauscht von ihren Erfolgen, um sich viel um die Fremden zu kümmern, und es scheint nicht unmöglich, daß, sollten sie einst Herren des ganzen Landes werden, die Fremden die jetzt errungenen Vortheile durch neue Kriege werden sichern müssen.

Das sogenannte Christenthum der Schangmoas ist wol noch weit entfernt, diesen Namen zu verdienen, denn gleich der erste Hauptsatz ihres Glaubens: „Tienwang, der jüngere Bruder Jesu Christi“, ist die abscheulichste Blasphemie. Die Hoffnung liegt jedoch nicht fern, daß es den Missionaren gelingen wird, ihnen eine bessere Lehre zu bringen als die, welche sie jetzt haben. Die Leute sind begierig nach Belehrung, und fast kein Missionar hat Nanking besucht, ohne zur Disputation über ihre Religion aufgefordert zu werden. Fortwährend sprechen sie auch aus, wie sehr sie

wünschen, eine kräftige Reorganisation ihrer Provinzen vorzunehmen, woran sie durch fortwährende Kriege verhindert worden sind, und Personen, die kürzlich von Nan-king zurückgekehrt sind, berichten, daß man den Wiederaufbau der Stadt jetzt ernstlich in Angriff nehme. Hoffen wir, daß aus der unendlichen Trübsal sich eine bessere Zukunft gestalte.

Während des Nachmittags wurden nun verschiedene interessante Ansichten genommen, gegen Abend aber ließ ich das Boot zu den ersten Hügeln zurückkehren, wo wir mit den Mandarinen zusammengetroffen waren, denn ich wünschte nicht, die meiner Obhut anvertrauten Personen und die Instrumente zu exponiren. Wir fanden die Kriegsschunken nicht mehr vor, sie waren am Nachmittag westlich gesegelt, um eine Bande Piraten anzugreifen, und waren, wie eine ziemlich nahe Kanonade andeutete, im Gefecht verwickelt. Ich ließ für die Nacht anfern und mit der um 3 Uhr morgens eintretenden Ebbe waren wir wieder auf dem Rückweg nach Sungkiang, wo wir gegen 9 Uhr anlangten. Eine Anzahl Ansichten von den Forts, den Brücken und Ruinen wurden hier genommen und für die Nacht in der Nähe der großen Pagode, etwa in der Mitte der Stadt, geankert. Ich machte mit Hrn. B. vor Einbruch der Dunkelheit noch eine Fahrt auf dem Kanal in dem von der Zerstörung verschont gebliebenen Theil der Stadt. Die Häuser am Wasser waren schlecht und schmutzig, die bessern Wohnungen lagen jenseit der Straße, alles aber war öde und wie ausgestorben; selten nur zeigte sich ein Kopf hinter den halbgeöffneten

Fensterläden, neugierig nach den Fanquais (fremden Teufeln) zu blicken, und verschwand, sobald man nach jener Richtung sah.

Am nächsten Morgen ward die Pagode bestiegen und ein Panorama der Stadt genommen, die einen interessanten Typus chinesischer Städte darstellte. Die Blünderer hatten hier ihrem Werk Einhalt gethan, nur der zur Pagode gehörige Tempel trug Spuren der Zerstörung; ein Theil der Idole war von ihren Fußgestellen herabgestürzt und zertrümmert.

Um auf der Höhe der Pagode zu photographiren, wo kein Platz zum Aufstellen des dunkeln Zeltes vorhanden, war es nöthig, eine lange Bambusstange aus einer der Galerien über das Dach hinauszustecken, eine Rolle ward an das Ende derselben befestigt, und die präparirten Platten an einer durch dieselbe laufenden Schnur heraufgezogen, in der Kammer exponirt und dann zum Hervorrufen des Bildes wieder hinabgelassen. Mit vieler Mühe gelang es, ein ziemlich gutes Panorama zu vollenden. Die Leute drängten sich in sehr störender Weise um das Zelt und stießen mehrmals fertige Platten um. Ich versuchte sie durch Vorstellungen zum Fortgehen zu bewegen, da dies aber nichts half, machte ein tüchtiger Stoß bessern Eindruck. Es nimmt einen wunder, wie, ganz im Gegensatz zu den Japanern, die Leute so gleichgültig gegen Schläge sind. Selbst Soldaten mit Schwertern in der Hand liefen vor dem erhobenen Stoß davon, ohne an Gegenwehr zu denken.

Am nächsten Morgen waren wir bei Zeiten unterwegs, machten aber wegen des heftigen Gegenwindes nur langsame Fortschritte, und ankerten am Nachmittag in Tak-sang, um den ermüdeten Bootsleuten Erholung zu gönnen und die Rückkehr der Ebbe abzuwarten. Es war ein kleines Dörfchen von vielleicht 150 Häusern, an den Ufern des Whampoa, in dem Kanal aber, der hier einmündet, ankerten eine Menge Boote mit Flüchtlingen aus den obern Districten. Gegen 5 Uhr erhob sich plötzlich ein gewaltiger Sturm und das Geschrei „Taiping, Taiping!“ Alles sprang in wilder Hast in die Boote, von denen nach wenigen Minuten nicht ein einziges mehr am Strande verweilte. Nur wenige Personen, meist alte Weiber, blieben im Dorfe zurück. Bald darauf kam ein Trupp von 10—12 Männern, bewaffnet mit schlechten Speeren, auf denen immer eine schwarze dreieckige Flagge mit rothem Rand befestigt, dahergezogen und vertheilten sich in die Häuser, ohne daß ihnen jemand Widerstand leistete. Wahrscheinlich theilte bald darauf dieses Dorf das Schicksal so vieler andern, und die zu Grunde gerichteten Bewohner mußten entweder als Bettler weiterziehen, oder, was häufig der Fall ist, sie schlossen sich den Plünderern an, um sich später an fremdem Eigenthum für den gehaltenen Verlust schadlos zu halten. Wir hatten alle die Waffen zur Hand genommen, um einem möglichen Angriff zu begegnen, da aber niemand sich um uns kümmerte, so folgten wir der Masse flüchtiger Boote, die gleich einer Schar aufgeschreckter Wasservögel stromab wackelten. Eine Stunde später ankerten wir, und

alsbald waren wir von vielen Fahrzeugen umringt, die sich in unserer Nähe sicherer zu fühlen schienen. Als später die Ebbe eintrat, gingen wir weiter und blieben während der nächsten Flut bei einem kleinen Dorfe Tangkai am jenseitigen Ufer. Dicht dabei waren in einem Käfig auf hoher Stange eine Anzahl abgeschlagener Köpfe aufgehängt.

Der nächste Tag brachte uns bis Sikawè, wo wir einige dort zurückgelassene Apparate abholten und am 22. nach der Stadt zurücksegelten. Wir ankerten vor dem Hotel um Mittag, just als von den zur Feier des Geburtstages des Königs festlich geschmückten Schiffen der herkömmliche Salut ertönte.

XIX.

Nach Tientsin.

In See. Das Gelbe Meer. Tshigre. Die Taluforts. Besuch am Lande. Englische und französische Garnison. Verkäufer und Gaukler. Englische Pontons. Abschied von der „Arkona“. Reise in Maulthierkarren. Die große Ebene. Ortschaften. Grabhügel. Aufbewahrung von Früchten, Salz, Gemüse und Eis. Viehzucht. Tientsin.

Tientsin, 15. Mai 1861.

Der Aufenthalt in Schanghai dauerte länger, als man anfänglich erwartet hatte, und mehr als die Hälfte des April war verstrichen, ohne daß der Tag der Abreise bestimmt war. Inzwischen trat ein mildes Frühlingswetter ein, und die sonst reizlose flache Gegend bot nun einen weniger unangenehmen Anblick dar als zur Zeit unserer Ankunft, wo die ganze Herrlichkeit aus grauem Schlammboden unter den Füßen, grauem, regnerischem Himmel über dem Haupte bestand, und die monoton weitausgedehnte Ebene, unterbrochen von Ortschaften, deren Häuser aus grauen Ziegeln, umgeben von unbelaubten grauen Bäumen, gleich kleinen Inseln, in diesem Ocean von Schlamm und

Schmutz lagen, oder Grabhügeln und großen auf den Feldern stehenden Särgen, welche die Felsen und Klippen vorstellten. Jetzt deckte ein reiches volles Grün die Felder, die Bäume begannen sich mit Blättern zu bedecken, und die Blüten der Pfirsichen und Pflaumen webten rosige und weiße Tinten in die goldigen, lichten und saftigen Schatten des jungen Laubwerks. So trat jetzt in der Landschaft die Farbe versöhnend für den Mangel reizvoller Formen ein, und die hohen Masten der Dschunken, welche nach allen Richtungen scheinbar auf den grünen Saatsfeldern segelten (das Delta des Yangtsekiang ist von einem ausgedehnten Netz von Kanälen durchschnitten), boten gleichfalls eine angenehme Unterbrechung der sich immer wiederholenden Horizontallinie.

Die letzte Arbeit, die ich in Schanghai zu verrichten hatte, war das Verpacken und Verschiffen von 600 photographischen Platten, die bis jetzt fertig geworden waren, dann schied ich ohne Bedauern vom „Astorhaus“ und begab mich an Bord. Die Post, deren Ankunft noch abgewartet wurde, traf endlich ein, und am 23. verließ die „Arfona“ den Hafen von Wusong, nahe der Mündung des Flusses, wo sie seit mehr als einer Woche segelfertig gelegen hatte. Schanghai hat vor manchen andern Orten den Vorzug, daß der Abschied davon nicht sehr schwer fällt und man die gelben schmutzigen Fluten des Yangtsekiang verläßt, ohne den Wunsch zu hegen, sie je wieder zu sehen. Drei Tage ward durch das Gelbe Meer fortgedampft, dessen Fluten bei ruhigem Wetter einer Auflösung von grüner

Seife und Wasser, bei bewegter See aber einer dünnen Erbsensuppe nicht unähnlich sind. Am 26. nachmittags ward im Hafen von Tshifau geankert, den nächsten Morgen weiter durch den Golf von Petscheli gedampft, und am 28. fielen die Anker im 5. Faden Wasser 10 Miles östlich von den Takuforts. Tshifau, das während des letzten Feldzugs der Allirten im Norden den Franzosen zum Rendezvous diente, ist eine Bucht von etwa 10 Miles Länge und von 3 — 5 Miles Breite, nach der Seeseite durch eine Reihe von Inseln und Sandbänken ziemlich gut geschützt, und enthält eine nicht sehr große Ortschaft, am nordwestlichen Ufer auf dem Festlande gelegen; die Inseln dienten einem Theil der französischen Armee zum Aufenthalt, die in Baracken untergebracht war.

Der Ankergrund der „Arkona“ vor den Takuforts war etwas südlich von der Stelle, wo sich im vorigen Sommer die allirten Flotten versammelten. Die Gewässer des Golfs von Petscheli, an keiner Stelle sehr tief, werden hier so seicht, daß Schiffe vom Tiefgang der „Arkona“ außer Sicht der fast mit dem Niveau des Wassers gleichliegenden Küste ankern müssen. An schönen klaren Abenden kann man die Cavaliers der Forts und den Rand ihrer Wälle sowie das Dach des Tempels vom Dorf Taku sehen; wehen aber, wie an den meisten Tagen, die ich an Bord zubrachte, westliche oder nordwestliche Winde, so ist die Atmosphäre stauberfüllt, sodaß man selbst die kleinern Schiffe, welche etwa 5 — 6 Miles von den Forts ankern,

nicht mehr sehen kann. Am 30. verließ der Gesandte auf einem französischen Kanonenboot das Schiff; da aber die zum Aufenthalt in Tientsin bestimmten Gebäude noch nicht in Ordnung gebracht waren, so konnte ein Theil der Mitglieder der Expedition erst in der nächsten Woche nachfolgen. An jenem Morgen begleiteten ihn der größere Theil der Offiziere und die zurückgebliebenen Mitglieder bis nach den Forts in der ersten Pinasse und kehrten am Abend an Bord zurück.

Den Takuforts ist durch die Wichtigkeit, welche sie als Schlüssel zum Weg nach Peking besitzen, und die verschiedenen blutigen Kämpfe, welche von den Allirten um ihren Besitz bestanden wurden, ein nicht ungewöhnliches Interesse verliehen worden. Zwei große Werke, von denen das nördliche etwa 1 Mile lang und 500 Schritt breit, das südliche etwa 2 Miles lang bei gleicher Breite ist, decken die Mündung des Peiho, der sich da, wo er sich in das Meer ergießt, noch gegen 3 Miles durch Bänke von Sand und Schlamm windet und zur Ebbezeit auf der Barre nur $2\frac{1}{2}$ — 3 Fuß Wasser hat. Zwei andere Forts, resp. 1000 und 1500 Schritt von dem erstern, nahe der Mündung gleichfalls auf beiden Seiten und nahe dem Ufer gelegen, decken die Befestigungen nach der Landseite, und ein fünftes, südlich vom Südfort, deckt dieselben nach dem Strande zu. Alle diese Werke sind mit einem doppelten Graben umgeben, das große Südfort enthält drei Cavaliere, das große Nordfort zwei, jedes der andern einen dergleichen. Der Fluß war mit Hindernissen jeder Art gesperrt, 7 Zoll

dicke Bambustäue waren in Intervallen darübergespannt, Palissaden bildeten feste Barrieren, und große eiserne Stangen mit scharfen Spitzen, hart unter der Oberfläche verborgen, drohten dem sich nähernden Kanonenboot auf gefährliche Weise. Die Umgebung der verschiedenen Forts war mit sogenannten Krähenfüßen reichlich bestreut. Dies sind nur 3—4 Zoll lange eiserne Spitzen, in solcher Weise vereinigt, daß, wie sie auch liegen mögen, stets eine derselben nach oben steht; ähnliche Fußangeln von größern Dimensionen waren in den Gräben verborgen, die mit Schilfrohr überdeckt, und in denen eine Masse Glöckchen und Schellen angebracht waren, deren Geräusch unter den Füßen eines in der Nacht sich nähernden Feindes die Garnison alarmiren sollte. Unter den Wällen war eine dichte Masse spitzer Bambuspfähle eingerammt, welche die Annäherung erschwerten. Die zahlreichen Geschütze, oft von sehr schwerem Kaliber, stehen hinter Erdwällen, die an der Basis gegen 15 Fuß messen, an manchen Stellen über 20 Fuß hoch sind. Die Seiten und Decken der Schießscharten sind mit starkem Holzwerk verkleidet. Die Raffen der Geschütze drehen sich auf einem Zapfen, nach erfolgtem Feuer ward das Geschütz zur Seite gedreht und im Schutz des Walles geladen. Sämmtliche Kanonen nach der See-
seite zu waren auf das sehr enge Fahrwasser gerichtet, wo kaum mehr als zwei Kanonenboote nebeneinander sich nähern konnten. Bei dem misglückten Versuch des englischen Admirals Sir Hope im J. 1859 liefen die Kanonenboote bei

der Hochflut über die Barre und ankerten in halber Kanonenschußweite. Die zum Sturm beordneten Truppen waten oft bis an die Knie im Schlamm und Wasser auf die Forts zu, wo sie, an den Gräben angelangt und durch dieselben verhindert, in das Fort zu dringen, ein so mörderisches Feuer aus Dschingals und Flinten empfingen, daß sie mit dem Verlust von zwischen 4—500 Mann an Todten und Verwundeten sich zurückziehen mußten, von den Kanonenbooten aber drei verloren, die sanken und erst im folgenden Jahre wieder gesehen wurden.

Im Feldzug des Jahres 1860 ward mit mehr Umsicht zu Werke gegangen. Die Armee landete in Peh tang, etwa 10 Miles nördlich von den Takuforts, bestand ein größeres und einige kleinere Gefechte mit der tatarischen Reiterei, nahm die kleinen Städte Sinho und Tonfu ein und griff am 21. Aug. das westliche der beiden auf den nördlichen Ufern gelegenen Forts an. Wie dieses nach hartnäckigem Widerstand eingenommen ward und der Rest capitulirte, ist in den Zeitungen ausführlich beschrieben worden.

Wir landeten an einem aus abgetakelten chinesischen Dschunken gebildeten Werft am Südfort, und Commandeur Lee, der Senioroffizier der hier ankernden englischen Kanonenboote, führte uns in dasselbe. Dreihundert Mann vom 31. Regiment mit einer halben Batterie und etwa ein Duzend Sikhyreiter bilden jetzt die Garnison, die ziemlich bequem untergebracht ist, theils in einer fortlaufenden Reihe von Hütten hinter den Wällen, theils in einer Anzahl von backofenähnlichen Gebäuden aus Schilf und Lehm, deren

mehr als 100 vorhanden sind. Diese dienten früher den Mandarinen zur Wohnung, eine davon ward als der Aufenthalt des Tatargenerals Sankolinjin bezeichnet, die Truppen aber lebten in Zelten. Die Pulvermagazine befanden sich früher je zwei hinter den beiden Cavalieren, ebenso enthielt jedes Fort mehrere Eiskeller, deren Inhalt später den Truppen der Allirten sehr willkommen war. Die englischen Offiziere empfingen die Gesellschaft mit jener Herzlichkeit, die ich noch überall bei jener Nation gefunden habe, und luden alle ein, später Frühstück mit ihnen zu nehmen. So beschränkt das Meßzimmer war, fanden dennoch alle Platz an einem wohlbesetzten Tisch; allein das Geschirr und die Stühle reichten eben nur für die Gäste, und während diese es sich wohlschmecken ließen, standen die Wirthe hinter ihnen und luden sie ein, zuzulangen. Der Major hatte sein rechtes Auge vor Sewastopol verloren, und eine Wunde hatte sein steuerbordsches Bein beträchtlich kürzer gemacht als das auf der Backbordsseite, er schien aber nicht Lust zu haben, sich bald auf Halbsold setzen zu lassen. Am darauffolgenden Sonntag (ich war an Land gekommen, um Vorbereitungen zu meiner Abreise zu treffen) hielt er Gottesdienst. Die Truppen waren in Quarré formirt, der Major las die Kirchengebete, die ganze Ceremonie trug jenen Stempel der Einfachheit, der den Gottesdienst im Feldlager so ergreifend macht. Im französischen Fort auf der Nordseite ward der Gesellschaft ein gleich freundlicher Empfang. Hier sah es aus, als ob dasselbe permanent occupirt bleiben sollte. Die Engländer hatten außer der

halben Feldbatterie keine Geschütze, die Franzosen hatten 10 schwere Schiffskanonen in Position. Die Soldaten halten ihre Quartiere in sehr guter Ordnung, einige der frequentirtesten Passagen sind mit Ziegeln gepflastert, und selbst ein bescheidener Versuch, ein Gärtchen anzulegen, ist gemacht worden. Begleitet von einigen französischen Offizieren, ging die Gesellschaft nach dem Nordfort, welches den Angriff gebildet hatte; dasselbe ist jetzt gänzlich zerstört, ebenso sind es die beiden Außenforts der Südseite. Die Bresche war an der nordwestlichen Ecke gelegt worden, die stürmenden Truppen aber drangen an der Südwestseite ein, mit Ausnahme einiger wenigen, welche die Bresche ersteigen wollten und fast alle ihren Tod fanden. Sie liegen an der Stelle begraben, wo sie fielen und wo ihnen später ein Denkstein gesetzt werden soll. Der Raum zwischen den beiden Forts der Nordseite ist ein großes Grabfeld, und wer Geschmack an dergleichen Reliquien findet, kann mit leichter Mühe Schädel und Haarzöpfe der gefallenen Tartaren sammeln.

Vor jedem der beiden Forts war ein Markt improvisirt, wo Lebensmittel verschiedener Art zu ziemlich billigen Preisen zu haben waren. Fette Hammel konnten für $2\frac{1}{2}$ — 3 Thlr. gekauft werden. Eier gab es 200 — 250 für einen Dollar, also etwa 2 Pfennige das Stück, große Birnen, gut zum Kochen, 100 Stück für einen Dollar. Gemüse und Kartoffeln waren etwas theurer, letztere jedoch sehr gut. Ein Gaukler hatte sich gleichfalls eingefunden, der verschiedene gewöhnliche Kunststückchen ausführte. Sein «Tour de

force » bestand aber darin, daß er sich auf die Erde legte, einen Ziegelstein unter seinen Kopf schob, einen andern darauflegte und einen dritten daraufwerfen ließ; letzterer zerbrach in viele Stücke, der, auf welchem der Kopf lag, war gleichfalls zersprungen. Ich glaube, daß der unterste Stein vorher zerbrochen, der, welcher geworfen wurde, aber vorher geglüht und darauf in kaltes Wasser geworfen wurde, wodurch er eine Menge kleiner Risse erhielt und so leicht zerbrach.

Im Südfort hatten die Engländer das Material für eine Pontonbrücke liegen. Die Pontons waren Cylinder aus Eisenblech, 15 Fuß lang, 1 Fuß im Durchmesser, an beiden Enden konisch geformt. Auf der obern Seite waren Querhölzer angebracht, zwischen welchen die laufenden Hölzer der Brücke befestigt werden. Jedes Ende hatte einen starken eisernen Ring zur Befestigung der Ankertaue. Der ganze Apparat, zwar klein und nur für Infanterie und auf kleinere Flüsse berechnet, hatte wenig Gewicht und war handlich. Die Sectionen konnten außerhalb des feindlichen Feuers zusammengesetzt und dann leicht nach dem Wasser getragen werden. Es existiren Brücken von größern Dimensionen, nach demselben Princip gebaut, das sich als sehr zweckmäßig bewährt haben soll. Wie leicht denkbar, muß ein solcher Cylinder sehr bedeutende Tragfähigkeit besitzen; selbst wenn die Brücke ganz voll Menschen, Pferde, Geschütze 2c. gepackt würde, könnten die Pontons höchstens etwas unter das Wasser gedrückt werden, ohne ganz zu sinken, während sie durch das Wasser selbst gegen Beschä-

digung durch Geschützfeuer gesichert sind. Da überdies das Innere wiederum aus mehreren wasserdichten Abtheilungen besteht, so würde der Ponton noch Tragsfähigkeit besitzen, wenn eine oder mehrere dieser Abtheilungen durchlöchert und mit Wasser gefüllt wären.

Die Reise über Nikolajewsk sah ich mich genöthigt, aufzugeben, da das kleine eiserne Dampfsboot „Vesta“, das ich mir in Schanghai vom Gesandten erbeten, von diesem noch anderweitig gebraucht werden sollte; von Siam aus dasselbe nach dem Amurfluß zu bringen, war aber unausführbar.

Tientsin, 18. Mai.

Montag den 16. verließ ich die „Arkona“. Schon am Samstag vorher war der Commandant desselben Kanonenbootes, das den Gesandten nach Tientsin gebracht hatte, langseits gekommen, um mitzunehmen, wer mitzugehen wünschte; allein Wind und bewegte See machten es unmöglich, das Gepäck von Bord zu nehmen, und gut war es, daß dieses nicht geschah. Die frische Brise ward in der Nacht zum Sturm; an der Barre angelangt, fanden die Franzosen noch nicht Wasser genug, um über dieselbe zu gehen, und als die Flut hoch genug gestiegen, war die See so schwer geworden, daß ihre kleinen Fahrzeuge nicht mehr vor dem Winde segeln konnten, sondern alle drei

ankern mußten. In der Nacht verloren zwei ihre Boote, mit Vorräthen für die Armee geladen, die sie im Schlepptau vom Transportschiff „Marne“ gebracht, das vor einigen Tagen angekommen war. Am Montag brachten die Schiffsboote mich und das Gepäck nach den Takuforts, von wo aus der Landweg nach Tientsin genommen werden sollte.

Da mir von der preussischen Regierung Autorisation ertheilt war, von Peking durch die Mongolei und Sibirien zurückzukehren, so war es möglich, daß ich das Schiff erst bei der Rückkehr nach Deutschland wiedersehen würde, und der Abschied war so für lange Zeit. Der Empfang an Bord war ein so freundlicher gewesen, daß man sich nicht ohne herzliches Bedauern von den Offizieren trennen konnte, welche durch ihre Zuverlässigkeit und Freundlichkeit den Aufenthalt unter ihnen so angenehm gemacht hatten. Bedenkt man, daß selbst unter den günstigsten Umständen am Bord eines Kriegsschiffes die Accommodationen für die Offiziere beschränkt sind, daß die kleinste Veränderung in der bestehenden Routine mit Störung und Beeinträchtigung des Comforts jedes einzelnen verbunden ist, zieht man in Betracht, daß in dem durch die Dampfmaschine noch mehr beschränkten Raum zehn Passagiere untergebracht wurden, von denen sieben den Tisch und Messraum der Offiziere theilten, so kann man die Liebenswürdigkeit, mit der diese Herren uns allen entgegenkamen, und die während meines ganzen Aufenthaltes gleichmäßig dieselbe geblieben, nicht dankbar genug anerkennen. Oft blickte ich nach dem schönen

Schiffe zurück, bis seine zierlichen Masten, vom Dunst der Ferne umhüllt, unsichtbar geworden, und meine besten Wünsche geleiteten dasselbe auf seiner langen Heimreise. Eine Anzahl Offiziere, darunter Lieutenant S., der erste Offizier, waren mit uns Land gekommen, und als die kleine Wagenkaravane, die den Prediger, mich, Sachtler und das Reisegepäck weiterführte, sich in Bewegung setzte, sagten sie uns auf Seemannsweise mit drei Hurrahs Lebewohl.

Man bedient sich hier als Transportmittel kleiner, zweiräderiger überdeckter Karren, gezogen durch zwei Maulthiere, von denen das eine in der Gabel geht, während das andere mit zwei an der rechten Seite der Achse befestigten Strängen zieht. Der überdeckte Raum mißt 3—5 Fuß, eine Matratze wird auf den Boden gelegt, und auf dieser sitzt der Reisende, der seinen Koffer zur Rücklehne benutzen kann. Da keine Federn die durch die Löcher des Weges verursachten Stöße mildern, so thut man wohl daran, eine Quantität Heu unter die Matratze zu legen; bei alledem ist aber diese Art zu reisen eine höchst beschwerliche. Es war nicht möglich, mehr als etwa 600 Pfund Gepäck in einem Karren unterzubringen, sodaß vier dergleichen nöthig wurden, um Koffer, Instrumente und Provisionskisten unterzubringen. Etwa 5 Miles von den Forts gelang es mir, einen Pony zu miethen und auf demselben vorauszureiten, um Tientsin vor Einbruch der Nacht zu erreichen.

Die Gegend, durch welche sich der Weg windet, ist

flach, für die ersten 10 Miles baumlos, und jetzt, wo viele Monate kein Regen gefallen ist, sieht das Land dürr und verbrannt aus. Die fast täglich wehenden westlichen Winde treiben den Staub in die Luft und hüllen den Horizont nach allen Seiten in dichte Dunstschichten. In den Mittagstunden, wenn die Sonne hoch steht, ist das Thermometer in den heißen Monaten bis auf 96° F. (28° R.) gestiegen. Des Morgens und Abends, wo sie, mit weißlichem Licht scheinend, kaum in den dichten Dunstschichten zu erkennen ist, fällt die Temperatur bis auf 8°, ja während eines Sandsturmes am 13. habe ich in Hosiwa (45 Miles südöstlich von Peking) 5° beobachtet. Der Peiho, ein unbedeutendes Flüsschen, schlängelt seinen Lauf durch die Ebene in so vielen Windungen, daß zu Wasser von den Forts bis Tientsin 65 Miles sind, während der Landweg nur 35 Miles beträgt. Die erste Ortschaft, welche man passirt, ist das Dorf Tongku von vielleicht 1000 Häusern, wo sich ein Yamun und Wohnungen verschiedener chinesischer Beamten befinden, da hier zugleich der Hafen ist, in welchem oft zahlreiche Dschunken ankern. Seit der Zeit, wo Nanjing in die Hände der Insurgenten fiel und die Verbindung auf dem Kaiserkanal schwierig wurde, der gleich einer großen Arterie einen beträchtlichen Theil des Reiches von Norden nach Süden durchschneidet, ward die Verbindung zwischen der Hauptstadt Peking und den südlichen Provinzen zum größern Theil auf den Seeweg beschränkt. Als die Engländer im J. 1859 die Forts zum ersten mal einnahmen und Lord Elgin in Kanonenbooten den Fluß

hinaufdampfte, fand man mit Schwierigkeit den Weg durch die Massen der hier ankernden Dschunken. Während des Feldzuges von 1860—61 beschränkte die Blokade des Peiho den Handel etwas, seit dem Friedensschlusse aber scheint derselbe wieder in Schwung zu gerathen. Bei jeder Flut konnte man eine große Zahl Dschunken, meist in einem großen Geschwader, nach der Barre segeln sehen, wo sie denn entweder die nächste Flut abwarteten, um jene zu passiren, oder ihre Fracht, meist in Reis bestehend, in kleinere Fahrzeuge für den Transport nach dem Innern verluden. Der Hafen war wieder mit einem dichten Wald von Masten bedeckt, und die Windungen des Flusses ließen sich aus den vielen Segeln, stromauf oder stromab fahrend, leicht errathen.

Die Ebene ist hier nach allen Richtungen mit größern oder kleinern Erdhaufen bedeckt: theils Gräber, theils Haufen von Salz oder auch Gemüsen, ja in einigen Fällen Eis; alles ist erst mit Hirsenstroh zugedeckt und dann durch einen dicken Erdaufwurf geschützt. Die Särge, welche in der Umgebung von Schanghai entweder ganz bloßgestellt oder höchstens mit einem Stück Matte bedeckt auf den Feldern stehen, werden hier mit Erdhügeln umgeben, die, von konischer Form, 10—15 Fuß an der Basis messen und 12—15 Fuß hoch sind. Die Spitze ist bei den meisten mit einem konischen Erdkloß bekrönt, dessen Apex nach unten gekehrt ist. Die ersten Bäume trifft man an dem Punkte, wo eine große Krümmung des Flusses von der Straße tangirt wird, halbwegs zwischen Taku und Roku,

einem größern Dorfe, zwei Drittheile des Weges zwischen der Mündung und Tientsin. Von da an sind Bäume häufiger, und in der Nähe des Ufers bewässert man die Felder, die durch ein frisches Grün dem Auge eine willkommene Erholung bieten.

In Koku, einem Dorfe von gleichfalls vielleicht 1000 Häusern, ankerten wiederum eine ziemlich große Anzahl Dschunken, und aus der Menge von Verkaufsläden sowie der etwas besser gekleideten Bevölkerung zu schließen, muß hier ein ziemlich lebhafter Verkehr stattfinden. Das Land wird hier besser, Bewässerung war häufiger, infolge deren grünt die Felder, Bäume zogen sich fast ohne Unterbrechung längs dem Flußufer bis Tientsin, und die Häuser, von denen manche vereinzelt, manche in Gruppen oder Ortschaften vereinigt, kamen viel häufiger vor als in den trostlosen Flächen von Staub oder Schmutz näher der Mündung. Auf den Feldern, die noch nicht besäet waren, weideten zahlreiche Heerden. Diese bestanden aus Maulthieren, Eseln, Pferden, erstgenannte in überwiegender Anzahl, und etwas Rindvieh. Eigenthümlich ist es, daß in einem Lande, wo Pferde und Esel so klein, die Maulthiere so groß, stark und tüchtig sind; man sollte meinen, daß sie aus einem andern Theil des Landes kämen, wenn nicht die vielen Maulthierfüßen, welche man in den Hürden sieht, darauf hindeuteten, daß sie hier geboren seien. Zwischen Koku und Tientsin berührt die Straße den Fluß noch drei mal, und an den beiden ersten Punkten stehen Pagoden von drei Stockwerken aus Ziegeln erbaut, ebenso in Koku, wo die

Engländer einen Posten irregulärer Sittreiter haben. An der dritten Biegung ist eine Anzahl von Forts und Batterien aufgeworfen, die den Fluß beherrschen, und bei denselben war während des Krieges ein ausgedehntes verschanztes Lager, dessen Erdwälle jetzt beginnen einzusinken und dessen Umfang allmählich wieder unter den Pflug gebracht wird. Etwa 2 Miles von Tientsin befinden sich ebenfalls Batterien, Forts und eine Mine. Das Lager dicht vor der Stadt aber ist ein Raum, groß genug, um 20000 Mann zu fassen, umwallt und befestigt, der jetzt gleichfalls wieder der legitimen Bestimmung des Ackerbaues anheimfällt.

Es war ein heißer, mühevoller Tag, an dem ich auf dem kleinen Tatarenpony, nicht viel größer als ein starker Esel, auf der staubigen Straße dahintratete, mit dem Wind entgegen, der den Staub in mehr als unangenehmer Weise in Augen, Nase, Ohren und alle Falten der Kleider trieb, Haare und Bart aber mit derselben gelbgrauen Farbe bedeckte, welche den Grundton der ganzen Natur bildete. Die heiße dunstige Luft verursachte sehr oft Luftspiegelungen, ähnlich denen der Wüste. Schlechte Lehnhütten oder Grabhügel nahmen die Form von großartigen Schlössern oder Thürmen an, kleine elende Sträucher und Büsche wurden zu Gehölzen, die sich in imaginären Seen spiegelten, an deren Ufern sie scheinbar lagen; kam man näher, so sank alles in traurige nackte Realität zurück. Die Straße war ziemlich belebt. Außer den vorher beschriebenen kleinen Karren kamen auch größere zweirädrige vor,

oft von 6—8 Maulthieren bespannt, oft mit zwei oder drei und einigen Ochsen, Pferden oder Eseln in buntem Gemisch; stets jedoch zog ein starkes Maulthier in der Gabel. Diese Karren waren entweder mit Stroh, Haushaltsgeräth, Waaren, oder gleich einem Omnibus mit einer bunten Menge von Leuten jeden Alters und Geschlechtes besetzt; andere Reisende gingen zu Fuß oder bedienten sich auch wol eines Schiebkarrens als Transportmittel. Diese bestanden aus einem Rad von 3 Fuß im Durchmesser, das in der Mitte einer auf der Achse ruhenden Plattform von Gitterwerk lief. Auf dieser saßen manchmal zwei Reisende, manchmal einer, während sein Gepäck auf der andern Seite das Gleichgewicht hielt, ein Mann schob und trug den ganzen Apparat in einer Gabel.

Mit Einbruch der Dunkelheit erreichte ich Tientsin; es gelang mir, den Missionar, Hrn. B., aufzufinden, der für die Nacht mich, den Prediger, Sachtle, und unsern chinesischen Diener unterbrachte, bis wir am nächsten Morgen den Gesandten auffuchen und das für uns bestimmte Haus beziehen konnten.

Es ward nun nöthig, in Peking nähere Nachrichten über meine Reiseroute nach Sibirien, die Transportmittel und sonstige Details zu erlangen, und so beschloß ich, ohne weitem Zeitverlust dahin abzureisen. Die im vergangenen Winter ratificirten Verträge geben jedem einer der vier Vertragsnationen angehörigen Fremden das Recht, alle Theile von China frei und ungehindert besuchen zu können. Zu diesem Zweck muß die betreffende Person beim

nächsten Consul ihrer Nation einen speciellen Paß einholen, dessen Inhalt, ins Chinesische übersetzt, vom Tautai des Districts visirt wird, sich aber nicht auf die im Aufstande begriffenen Theile des Landes erstreckt. Um nicht die Verhandlungen mit den chinesischen Behörden durch einen Nebenpunkt zu compliciren, hatte ich mich in Schanghai mit den nöthigen Papieren vom amerikanischen Consul versehen lassen, und am 8. Mai trat ich diese Reise an. Als Dolmetscher war Hr. K., Missionar einer englischen Gesellschaft, von Schanghai aus mitgekommen, fand jedoch einige Schwierigkeit, sich im Dialekt der Provinz Chili verständlich zu machen, deshalb erbot sich noch Hr. B., der bereits den Winter hier zugebracht, uns zu begleiten, und nahm gleicherweise seinen chinesischen Schreiber mit. So ward es möglich, uns vollkommen zu verständigen und verständliche Auskunft über alles zu erhalten, was wir zu erfahren wünschten. Hr. Prediger K. von der „Arkona“ hatte sich gleichfalls unserer Gesellschaft angeschlossen, und so rollten wir denn in fünf jener zweiräderigen Karren, ein jeder mit zwei guten starken Maulthieren bespannt, dahin.

XX.

Nach Peking.

Die Heerstraßen. Die Reisenden. Pferde, Maulthiere, Esel, Reiter und ihre Sättel, Wirthshäuser. Originelle Städtenamen. Die Hauptstadt. Die Mauern und Thore. Besuche. Rückkehr nach Tientsin. Die Stadt. Der Fluß. Straßen und Gebäude. Handel. Bevölkerung. Bettler. Nahrungsmittel. Preise derselben. Englische Truppen. Unterhaltungen. Theater. Der Geburtstag der Königin.

Tientsin, 18. Mai 1861.

Liest man in Berichten über China von den mit großen Granitblöcken gepflasterten Wegen und Straßen der Städte, so kann man leicht vermuthen, daß ein Wagen über dieselben hinrollen könne wie auf einem Tische; persönliche Bekanntschaft mit denselben belehrt uns eines andern. Bei der grenzenlosen Vernachlässigung aller öffentlichen Anstalten und Bauwerke ist vielleicht schon seit vielen Jahren nichts mehr gethan worden, um das Pflaster etwas im Stande zu halten; in Folge davon durchschneiden tiefe Geleise, unterbrochen von großen Löchern, dasselbe; gleitet ein Rad hinein,

so gibt es einen Stoß, der einen gegen die Seite oder das Dach des Wagens wirft, daß man blaue Flecken davonträgt. Besonders sind diese Hindernisse in der Nähe der Thore häufig, wo ein lebhafter Verkehr das Pflaster mehr ruinirt hat, und Rückerinnerungen an den Eintritt oder Auszug aus einer größern chinesischen Stadt sind immer gepaart mit einem Nachgefühl dieser gelinden Tortur der Reisenden. Tientsin liegt an der Mündung des Kaiserkanals in den Peiho, das englische Viertel, welches die Gesandtschaft bewohnt, liegt östlich von ersterm, den wir auf einer Brücke von Booten passirten und dann auf dem südlichen Ufer des Peiho die große Straße nach Peking verfolgten. Die Vorstädte jenseit des Kanals und auf dem nördlichen Ufer des Flusses sind von den Franzosen besetzt. Nach einer halben Stunde passirten wir die äußersten chinesischen Verschanzungen, bestehend aus einem niedrigen Erdwall, 20 Miles im Umfang, wo wir wieder Spuren eines großen Lagers vorfanden. An manchen Stellen ist die Ebene wie besäet von Gräbern, Erdhügeln, in denen Salz, Eis und Gemüse aufbewahrt werden, und zwischen diesen sind große Ziegelföfen gleich gewaltigen Thürmen vertheilt.

Man gibt die Entfernung zwischen Tientsin und Peking auf 86 Miles an, und für mehr als die Hälfte des Weges behält die Landschaft ihren monotonen Charakter bei; erst wenn man sich der Hauptstadt nähert, wird das Terrain wellenförmig. Der Peiho verfolgt seinen gewundenen Lauf zwischen künstlich erhöhten Ufern, und in der Regenzeit ist

sein Wasserspiegel oft über dem Niveau der Umgegend. Jetzt war der Wasserstand niedrig, an manchen Stellen nur 1—2 Fuß. Dschunken, mit Reis für den Verbrauch der kaiserlichen Residenz geladen, segelten hinauf oder wurden gezogen und mit Stangen fortgeschoben, manchmal auch, wenn zu tief gehend, saßen sie auf versandeten Stellen fest. Die lehmigen Ufer zeigten, daß zu gewissen Jahreszeiten das Wasser 10—12 Fuß höher steige. Die Landstraße war belebt mit Fuhrwerken aller Art, noch mehr als die von Taku, und Reiter mischten sich häufig unter dieselben; entweder Mandarinen, gefolgt von einigen unbewaffneten Soldaten mit kleinen konischen Kopfbedeckungen, von deren Spitze rothe Quasten wehten, wohlgekleidete, wohlbeleibte Bürger, die auf guten, starken, wohlgenährten Maulthieren dahertrotteten, oder Individuen aus bescheidenern Sphären der Gesellschaft, deren kleine Esel emsig ihre kurzen Beine bewegten. Die Sättel gleichen den in Ungarn üblichen sehr und scheinen zweckmäßig zu sein. Ein starker hölzerner Bock hält den Druck vom Rückgrat ab und vertheilt denselben gleichmäßig auf die Rippen, und selten habe ich in den Herbergen, wo manchmal eine große Zahl Pferde und Maulthiere gefüttert wurden, wundgeriebene Rücken gesehen. Die Bäume, welche weiter oben am Flusse häufiger werden, sind größtentheils Weiden verschiedener Arten; in der Nähe der Dörfer und Städte aber sind Obstbäume häufig. Die Namen der verschiedenen Orte sind oft sehr bezeichnend für die Lokalität, in der sie liegen; mit Hülfe des Hrn. B.

und seines chinesischen Schreibers habe ich dieselben auf dem ganzen Wege erlangt und übersetzen lassen.

Die erste Ortschaft, welche man passirt, ist Hsiko (die westliche Wasserstelle), ein unbedeutendes Dorf am Peiho. Die zweite, nicht viel größere, heißt Tingsoku, da hier der Flußlauf die Form des Buchstabens Ting (Nagel) bildet. Dann folgt Wangdschiaoang, die Stadt der Familie Wang. In Pantschang (Stadt der nördlichen Kornspeicher) werden große, dem Kaiser gehörige Vorräthe von Korn aufbewahrt. Hier passirte die amerikanische Gesandtschaft, die im J. 1859 in Pehtang, nahe der nördlichen Mündung eines Armes vom Peiho, gelandet war, um in Peking den Vertrag zu ratificiren, den Fluß. Nun kommt das kleine Dorf Tsapang (die Veranda der Theetrinker) und die größere Ortschaft Khanhuakhan (die Stadt der Pfirsichbäume), von ihren zahlreichen Obstgärten so genannt. Huangdschinzwang ist die Stadt der Familie Huang, und Dschin, Madschang, die Stadt der Pferdezucht oder Pferdeställe, ward so genannt, weil der Kaiser Kienlong einst seine Pferde hierher sandte, um sie pflegen zu lassen. Dschütiandzü ist die Stadt der Familie Dschü; Puhkan, der Schilfrohrhafen; Madschia, der Hafen der Familie Ma; Lanmitian, der Gasthof für alten Reis. Yangt'zun (die Stadt der Weidenbäume) zählt vielleicht 10000 Häuser, darunter viele aus Ziegeln erbaut, und hier hielten wir Rast, um zu frühstücken.

Das Gasthaus, in welchem wir einkehrten, glich den vielen andern, die man in jeder Stadt, jedem Dorfe sieht. Ein Gebäude mit einem breiten Thorweg nach der Straße

bildet den Eingang zu dem dahinterliegenden größern oder kleinern Hofe. Auf einer Seite von dem breiten Thorweg befindet sich die Küche, auf der andern ein Zimmer von mäßiger Größe, wo Reisende der untern Klassen essen und Thee trinken. In der Küche sind allerhand Lebensmittel auf Tischen ausgelegt, von denen man aussucht, was einem zusagt. Ein oder mehrere Köche, starrend von Schmutz, sind vor dem Kohlenfeuer beschäftigt, die bestellten Speisen zuzubereiten, und die Unreinlichkeit des ganzen Lokales dämpft den guten Appetit, den einem das Schütteln und Stoßen des Karrens verursacht hat. Im Hintergrund und an den Seiten des Hofes laufen Reihen größerer oder kleinerer Zimmer, deren Boden mit Ziegeln gepflastert und deren Wände in den bessern Gasthäusern tapezirt sind. Die Hälfte des Appartements nimmt eine aus Lehm und Stroh erbaute Plattform ein, die am Tage als Sitz, in der Nacht als Bett dient. Mittels einiger darunter angebrachten Züge kann dieselbe geheizt werden, und während im Sommer bei nassem Wetter die darüber gebreitete Strohmatten nur unvollkommen gegen die Feuchtigkeit dieses Lagers schützt, wird der Schläfer im Winter halb gebacken. Sobald man seine Bagagen hat in das Zimmer schaffen lassen, erhält man eine Schüssel oder ein hölzernes Gefäß voll warmen Wassers zum Waschen, — die einzige Reinlichkeitsmaßregel in dieser schmutzigen Wirthschaft. Der Unterschied zwischen einem solchen Gasthause, wo Schmutz und Staub Tische und Stühle mit einer dicken Kruste überziehen, wo das Geschirr, fettig und unsauber, mit unappetitlich aussehenden

Speisen von einem noch unsauberern Diener aufgetragen wird, bildet einen unangenehmen Contrast zu den netten einladenden Wirthshäusern Japans, wo alles mit der sorgfältigsten Nettigkeit gehalten ist und selbst die einfachsten Speisen durch die artige Weise, wie sie von einer Schar geschäftiger, dienstfertiger junger Mädchen aufgetragen werden, appetitlich erscheinen. Bleibt man hier über Nacht, so werden die Maulthiere ausgespannt, die Gabel des Wagens durch eine davorgestellte Bank gestützt, und die sehr gutgezogenen Thiere nehmen paarweise ihre Plätze vor ihren Krippen ein, an die man sie in den meisten Fällen nicht einmal anbindet. Sie sind auffallend gutmüthiger Natur, und selten habe ich sie schlagen oder beißen sehen, was sonst sehr in der erraticen Natur des Maulthieres liegt.

Nach einer einstündigen Rast setzten wir unsern Weg fort und kamen durch Schüatschiat'zuan (Dorf der Familie Schüa), Nanging (das südliche Lager), Madschiat'zuan (Dorf der Familie Manach), Tingsuh'tzuan (Dorf der gewissen Glückseligkeit). Worin dieselbe in dieser Gegend und unter diesen Leuten bestehen mag, ist schwer zu ergründen. Tsait'zuan (Stadt der Gemüse), von großen Gärten umgeben, gibt an Umfang Yangtzun nicht viel nach. Die zahlreiche Bevölkerung Chinas wird dadurch recht ersichtlich, wenn man bedenkt, daß in einer kurzen Tagereise von etwa 40 Miles oder 10 deutschen Meilen zwischen Tientsin und Hohsiwu (der Hafen an der Westseite des Flusses) wir nicht weniger als 23 Ortschaften passirten, von denen keine weniger als 1000 Einwohner, zwei hingegen mehr als

50000 Einwohner hatten. Ehe wir das Nachtquartier erreichten, passirten wir noch Mongtschiat'zuan (Dorf der Familie Mong), Wangtschiat'zuan (Dorf der Familie Wang) und Paimian (Dorf des Tempels der weißgekleideten Göttin), dann aber waren wir froh, nach einem wenig einladenden Nachtmahl uns auf den mitgebrachten Matratzen zur Ruhe auszustrecken.

Am folgenden Morgen, am 9., befanden wir uns mit Tagesanbruch unterwegs; die Luft war kühl, und die mitgenommenen Decken erwiesen sich sehr nützlich. Der Peiho hat hier einen geradern Lauf; wir verloren ihn selten aus den Augen, und oft führte der Weg lange Strecken auf dem ihn einschließenden Damme. Das Terrain ward wellenförmiger, der Boden ward oft sandig, Steine aber waren nirgends zu sehen. Das Wasser der Brunnen am Wege war meist sehr gut, die Ortschaften ebenso zahlreich als auf der Strecke, die am vorigen Tage zurückgelegt worden. Um 10 Uhr hielten wir in T'halint'shu (Dorf der großen Weidenbäume) in einem überaus schmutzigen Gasthause an, nachdem wir vorher vier große Ortschaften, Schangmotu (Stadt des Landungsplatzes für Boote), Mot'shang (Dorf der Holzflöße), Nuangpingt'schoung (Dorf des Nuangpingdistricts) und T'sienpingt'schoung passirt. Es ist auffallend, wie selbst in so kurzen Entfernungen sich der Dialekt ändert. Die Endsilbe verschiedener Städtenamen ward gleichmäßig geschrieben, je mehr man sich aber Peking näherte, desto mehr nahm das t'zu den Laut des t'sho an und der Endlaut ward immer nasal, bis es zuletzt von

t'zuan in t'shoang sich änderte. Nachdem wir noch Tshu-t'zhan (Dorf der steinernen Pferdekrippe) passirt, gelangten wir nach Mat'han (Stadt des Landungsplatzes), beinahe ebenso groß als Yangt'zun. Hier hatten am 18. Sept. vorigen Jahres die alliirten Truppen ein Gefecht gegen eine zahlreiche feindliche Macht zu bestehen, die erst an der Brücke von T'shangt'shiawan, einer andern großen befestigten Stadt, ein Ende fand. General Sir Hope Grant war mit der Armee am Morgen des 17. Sept. von Hot'simu aufgebrochen, Mr. Parkes (chinesischer Dolmetscher), Mr. Koch, Lord Elgin's Secretär, mit einer Escorte und einigen andern Herren, darunter Mr. Bowlby, Correspondent der Times, waren vorausgeritten, um den Platz für das Lager zu wählen. Ihre verrätherische Gefangennahme und die darauf folgende grausame Behandlung, von den verschiedenen Zeitungen ausführlich beschrieben, ist lange der Gegenstand allgemeiner Entrüstung gewesen. Zwischen diesem Ort und T'shang, t'shiawan (Krümmung), wo die Familie T'shang lebt, liegen noch Changwing (das lange Lager), Nauyangt'zun (südliches Dorf der Weiden) und Duh't'shiaying (Lager der Familie Duh), alle im Kriege mehr oder weniger zerstört. Jenseits davon liegen Tamat'shoang (Stadt der großen Pferde), wo Mr. Parkes angehalten ward. Hant'shuang (Dorf der vertrockneten Ernten), der Hafen von Peking, etwa 3 Miles von der großen Stadt Tungtschan, Nüht'shiawe (Wohnplatz der Familie Nüht'shia) und Kai-fangtsu (der Tempel des Seewindes), ein kleines Dorf mit einer Pagode. Tungtschan berührten wir nicht, sondern

nahmen statt der großen, gepflasterten, unbequemen Heerstraße die weniger beschwerlichen Seitenwege. Von den Spitzen der Hügel, die hier beginnen, hat man den besten Anblick von Peking, dessen gewaltige Mauern sich lang ausdehnen, auf denen große thurmartige Gebäude die Thore markiren. Außer einigen Pagoden und den Dächern des kaiserlichen Palastes liegt aber die ganze übrige Stadt hinter den gewaltigen Steinmassen versteckt.

Um 4 Uhr nachmittags erreichten wir die Mauer der chinesischen oder südlichen Stadt (die Nordseite wird auch die Tatarenstadt genannt), erlitten von dem schlechten Pflaster unter dem gewaltigen Thore verschiedene Stöße und befanden uns endlich am Ziel der Reise in Kint'shang (Hauptstadt), wie Peking gewöhnlich genannt wird. Der Weg führte noch eine gute Strecke zwischen den niedrigen unscheinbaren Häusern hin, bis wir unweit des mittlern der drei Südthore, welche in die Tatarenstadt führen, in Ching-taitien (Gasthof der magnifiquen Wohlfahrt) abstiegen und eine durch mehrere Höfe von der Straße getrennte Wohnung nahmen. Die Straße hieß Tamot'shang (Straße des Hammers und Drehens), von den vielen Schmieden, Gelbgießern und Schreibern, die hier wohnten.

Der Grundplan von Peking zeigt uns zwei große mit Mauern umgebene Parallelelogramme. Das erste derselben hat seine größte Ausdehnung von Süden nach Norden, das zweite, dessen größte Ausdehnung von Osten nach Westen ist, stößt südlich an dasselbe, und seine Mauern dehnen sich um etwa den vierten Theil ihrer ganzen Länge auf beiden

Seiten über das schmalere Ende der nördlichen Stadt aus. Der nördliche Theil der Tatarenstadt ward zur Zeit des Sturzes der Mingdynastie von den Siegern ihren Truppen zur Wohnung angewiesen, später jedoch brachten Chinesen wieder den größten Theil davon käuflich an sich, der südliche Theil ward erst später mit einer Mauer eingeschlossen. Neun Thore befinden sich in den Mauern der nördlichen Stadt, sieben in denen der südlichen. Die Mauern sind im Durchschnitt 30 Fuß hoch und etwa 25 Fuß dick an der Basis. Jedes der Thore ist überragt von einem ungeheuern massiven Thurm, vor demselben aber befindet sich ein großes halbrundes Außenwerk, das man durch zwei Thore, auf beiden Seiten nahe der Stadtmauer gelegen, passiren kann. Ein Theil der Mauern ist aus Steinen, ein anderer aus sehr großen Ziegeln erbaut. Ein Graben von mäßiger Tiefe, jetzt gänzlich ausgetrocknet, zieht sich am Fuß der Mauern hin. Die daraus genommene Erde hat wahrscheinlich dazu gedient, den Raum zwischen dem innern und äußern Steinwerk auszufüllen. Die Thore öffnen sich auf die großen Hauptstraßen, welche die Stadt in ihrer ganzen Länge und Breite durchschneiden. Die vornehmsten derselben sind gegen 100 Fuß breit, ungepflastert, und der mittlere, für die Fuhrwerke bestimmte Theil ist mehrere Fuß über den Seiten und den an sie stoßenden Gebäuden erhaben. Der kaiserliche Palast, in der nördlichen Stadt gelegen und von einer besondern Mauer eingeschlossen, sowie einige öffentliche Gebäude machen einen imposanten Eindruck; die Häuser der Einwohner sind klein, und obwol vielfach

mit reichem Schnitzwerk, Vergoldung und Malerei in grellen Farben verziert, sehen sie doch vernachlässigt und verfallen aus. Ein lebendiges Treiben von Wagen, Reitern und Fußgängern füllt die Straßen; Soldaten oder Mandarinen eines niedern Ranges trottirenen nach allen Richtungen auf trefflichen Maulthieren oder kleinen, tüchtig aussehenden Pferden; die bunten Farben ihrer Kleidung, die rothen Franzen auf ihren gelben kleinen Hütchen, und die gelbseidenen Tücher, in denen sie kaiserliche Depeschen eingewickelt tragen, passen gut zu dem Gewühl einer asiatischen Stadt. Große starke Kameele mit zwei Höckern ziehen in Reihen von sechs bis acht Stück, eins hinter dem andern, durch die Straßen, beladen mit allerhand Waaren, der Treiber auf dem vordersten reitend, dessen am Halse hangendes Glöckchen den Takt zum Marsche läutet. Als Cement füllen eine Masse von Bettlern die Fugen dieser Menschenmasse, entweder am Wege sitzend oder zwischen den Wagen und den Reitern umherlaufend und schreiend: „Laudia, Laudia, Tshautshau!“ (Vortrefflichster, zu essen, zu essen!!)

Am 11., 12. und 13. Mai stattete ich dem französischen und dem englischen Gesandten und der russischen ecclesiastischen Mission Besuche ab, zog die nöthigen Erkundigungen ein, und trat am 14. nachmittags wieder den Rückweg nach Tientsin an, nachdem ich in diesen Tagen noch so viel von Peking gesehen, als die Umstände gestatteten.

Tientsin, 24. Mai.

Die Stadt Tientsin, in ihrer Grundform einem Quadrat ziemlich nahe kommend, ist gleich den meisten größern chinesischen Städten mit einer etwa 20 Fuß hohen Mauer umgeben, die sich in einer Entfernung von 2—300 Schritt vom Flußufer und am Kanal, der rechtwinkelig in erstern mündet, hinzieht. Dieser Zwischenraum ist mit schlechten, meist aus Lehm und Stroh erbauten Häusern ausgefüllt, mit einigen bessern größern Gebäuden aus grauen Ziegeln und einigen Tempeln dazwischen. Eine ähnliche Vorstadt befindet sich auf den nördlichen und westlichen Ufern. An der Vereinigung von Kanal und Fluß und in Front von letzterm steht eine Anzahl von Gebäuden, von einer wenige Fuß vom Ufer entfernten Mauer umgeben, theils als Tempel, theils als Wohnung für Personen von Rang dienend. Der Kaiser Kienlung residirte einst hier für geraume Zeit, und in Folge davon erhielt der Ort den Namen „Tempel der höchsten Glückseligkeit“. Lord Elgin und Baron Gros bewohnten denselben gleichfalls während ihres ersten Besuches im Juni 1859. Ueber der Mauer erhoben sich zwei ziemlich geräumige leichte Gebäude, von Verandas umgeben, und zwei kleine Pavillons, alle reich mit Schnitzwerk verziert; einige Bäume, die einzigen, die man auf diesem Punkt sehen kann, machen die Höfe schattig und angenehmer als andere Orte dieser Stadt. Ein anderer sehr großer Complex von Gebäuden auf dem südlichen Flußufer ward von den Gesandten der Allirten und dem General Sir Hope

Grant in diesem Jahre bewohnt. Die preußische Gesandtschaft hat ein Haus dicht dabei bezogen. Der Fluß ist jetzt weniger belebt als zu den Zeiten von Lord Macartney's und Lord Amherst's Gesandtschaften, wo geschrieben ward: „Wir passirten die Brücke über den Fluß, dessen Oberfläche kaum von den dieselbe bedeckenden Dschunken zu sehen war. Ich zählte 200 Zuschauer auf einer Dschunke, und die Menge dieser Fahrzeuge war unzählig.“ Krieg und Revolution haben die Verbindungen unterbrochen, und Tientsin ist nur noch der Schatten von dem, was es früher war.

Die Stadt wird von zwei etwa 25 Fuß breiten Straßen von Osten nach Westen und von Norden nach Süden durchschnitten; auf dem Punkt, wo sich dieselben kreuzen, steht eine Pagode von zwei Stockwerken, durch deren untern Theil die frequenteste Passage stattfindet. Die Gebäude der Bewohner sind unansehnlich, zum großen Theil gleichfalls aus Lehm erbaut und mit Dächern aus Stroh und Lehm. Man gibt die Einwohnerzahl auf 500000 Seelen an, und vielleicht ist dieselbe in der blühendsten Periode so groß gewesen; nach dem Umfang der Stadt und der in den Straßen befindlichen Menge sollte man aber denken, daß dieselbe jetzt bedeutend geringer sei. Ohne Zweifel wohnen auch jetzt noch viele wohlhabende Personen hier. Der Handel ist immer noch beträchtlich; man hat mir versichert, daß in der kurzen Zeit seit dem Friedensschluß für eine halbe Million fremder Waaren, größtentheils baumwollene Stoffe, umgesetzt seien; allein das Aussehen von Stadt und Leuten ist ärmlich. Auffallend ist die enorme Zahl von Bettlern.

Es ist kaum möglich, sich das tiefste Elend in einer abschreckendern Form vorzustellen; entweder nackt oder in Lumpen gekleidet, sind diese beklagenswerthen Menschen der Hitze des Sommers, der oft schneidenden Kälte des Winters bloßgestellt, manchmal mit einem Stückchen alter Matte zugebedekt auf der offenen Straße oder auf der Schwelle eines Hauses schlafend, und am Tage oft die Haufen von Abfall vor den Verkaufsläden der Fleischer und Fischhändler nach Speise durchsuchend. Durch diese traurige Existenz und die ungesunde Nahrung sind diese Armen abgemagert und oft so mit Ausatz und Geschwüren bedeckt, daß man unwillkürlich ihnen so weit als möglich ausweicht; man scheut sich, dieselbe Atmosphäre zu athmen, fürchtend, durch diese von diesen abscheulichen Krankheiten angesteckt zu werden.

Fleisch und gute Gemüse sind hier zu billigen Preisen zu haben, Fische aller Arten werden in Eis gehalten, sind daher immer frisch zu bekommen, Früchte werden gleichfalls lange aufbewahrt; noch jetzt kann man Trauben des vorigen Jahres von vortrefflichem Geschmack haben. Trinkwasser wird aus dem Fluß geschöpft, eine Menge Wasserträger sind den ganzen Tag beschäftigt, die schmutzige gelbe Flut in Eimern auf den Schultern oder den großen Schiebekarren des Landes vom Fluß und Kanal nach der Stadt zu schaffen. Enge, ausgetretene Pfade führen zu diesem Zweck nach dem Wasser hinab, die von den beiden langen Straßen der Vorstadt auf Brücken gekreuzt werden. Wie sich leicht denken läßt, sind dieselben stets naß und schlüpfrig, regnet es aber, so gleichen alle Straßen einem Sumpfmeer.

Unfiltrirt ist das Wasser kaum trinkbar, die englischen Militärärzte schreiben den darin vorkommenden Insectenlarven die vielen Fälle von Bandwurm zu, die unter den Truppen vorgekommen sind. Man klärt dasselbe mit Alaun; bei uns aber haben sich die portativen Kohlenfilter der berliner Gesellschaft als ganz vorzüglich erwiesen, und wir erfreuen uns eines vollkommen reinen Wassers, das, auf Eis gekühlt, bei den jetzt manchmal sich einstellenden heißen Tagen sehr schätzenswerth ist. Letzterer Artikel ist sehr billig, für 50 Kasch oder 2 Sgr. bekommt man einen Block, 1 Fuß nach allen Richtungen messend, der zwei Tage lang vorhält.

Europäische Lebensmittel und Getränke waren im Lauf des Winters theuer, Bier wurde bis zu 8 oder 9 Dollars das Duzend Flaschen verkauft. Seit die Schiffahrt wieder offen, die verminderte Truppenzahl aber die Nachfrage vermindert hat, sind die Preise gefallen und nicht viel höher als in Hongkong oder Schanghai, ja manche Kaufleute schicken ihre Vorräthe wieder zurück. Tatarische Ponies kann man zum Preise von 15 — 30 Dollars kaufen, Maulthiere von 40 — 60. Als Probin's Regiment von Sikhreitern nach Indien zurückkehrte, wurden schöne indische, australische und Cappferde zu den allerniedrigsten Preisen verkauft, die besten auf Speculation nach Schanghai und Hongkong gebracht, andere von den Chinesen gekauft, leider viele davon nur, um sie zu schlachten und zu essen.

Die englischen Truppen sind in Tempeln, Mandarinwohnungen und den bessern Häusern der Stadt untergebracht, ein kleiner Theil campirt in Zelten. Sie scheinen

gut verpflegt, sehen wohlgenährt und wohlgekleidet aus, und die traurigen Erfahrungen der Campagne in der Krim scheinen nicht ohne Nutzen geblieben zu sein. Man hat, um den langen Winter zu kürzen, mancherlei Unterhaltungen veranstaltet, unter denen ein recht angenehmes Theater nicht die letzte Stellung einnimmt. Der Saal faßt 400 oder 500 Personen, die Bühne ist sehr gut eingerichtet, mit hübschen Decorationen, zum Theil von Capitän Fahne von der irregulären Reiterei gemalt, die Rollen sind gut besetzt, und die komischen Stücke werden mit vielem Humor gespielt; besonders wurden Damenrollen von jüngern Offizieren ganz vorzüglich vorgetragen, obschon es komisch genug war, zu denken, daß die schmachtende blonde Heldin, die so zärtlich am Arme ihres Liebhabers hing, zu andern Zeiten eine Compagnie härtiger Sikhreiter commandirte, die reizende kokettirende Soubrette aber als tapferer Lieutenant sich mit seinen Jägern bei der Erstürmung der Takusforts ausgezeichnet hatte.

Den 25. Mai.

Gestern zum Geburtstag der Königin Victoria fand eine Parade der englischen Garnison statt. Theile des 31., 76. und eines Jägerregiments, zwei Batterien Artillerie und etwa 300 Sikhreiter mit einigen 30 Transportwagen waren auf den Ebenen östlich von der Stadt versammelt, feuerten drei Salven, hurrahten und marschirten an der

Standarte der Königin vorüber. Der Gesandte begleitete den Commandirenden bei der Revue. Eine Batterie hatte Armstrongkanonen, deren Knall sich zu dem eines Sechspfünders so verhielt, wie der einer Büchse zu dem einer gewöhnlichen Infanteriemuskete. Betrachtete man dieses Häuflein von höchstens 2000 Mann, dessen Gegenwart genügt, um einen beträchtlichen Theil des Himmlischen Reiches in Schach zu halten, und denkt man daran, daß die dasselbe bewohnenden Tataren einst mit ihren Scharen den größten Theil Europas überschwemmt, verheerten und brandschatzten, so wird man wieder gewaltsam an das alte «*Tempora mutantur, et nos mutamur in illis*» erinnert.

XXI.

Peking.

Unterwegs. Schlechte Wege. Eingeborene. Ackerbau. Hr. Klockerts. Peking. Die französische Gesandtschaft. Diplomatische Formalitäten und Schwierigkeiten. Die Stadt und ihre Abtheilungen. Der kaiserliche Palaß und seine Umgebungen. Missionare der vergangenen und Neuzeit. Ihre Wirksamkeit. Chinesische Examen der Literati. Die Wohnungen der Gesandten von England und Frankreich. Die russische Mission. Eine Moschee. Die Kathedrale. Verschiedene Religionsformen. Bedürfniß eines umfassenden Schutzes für alle Missionare. Lamatempel, Tempel des Himmels, Ackerbau 2c. 2c. Der Jesuitenkirchhof. Ausflug nach den Hügeln. Ankunft von zwei andern Mitglieðern der Expedition. Hoffnung. Täuschung. Die Brigg „Smogen“. Rangasaki.

An Bord der englischen Brigg „Smogen“,
10. Juli 1861.

Endlich waren, so schien es, die nöthigen Vorbereitungen zur Reise nach Kiachta vollendet, die sobald als möglich anzutreten war, um in Peking noch vor Abgang der jedes Frühjahr nach Kiachta ziehenden Karavanen einzutreffen, deren einer mich anzuschließen ich beabsichtigte, um die ohnedies ziemlich schwierige Reise durch die Wüste Gobi nicht noch umständlicher zu machen.

Am 29. Mai früh 8 Uhr verließ ich Tientsin, sechs zweirädrige Karren trugen Gepäck, Instrumente und für drei Monate Provisionen zur Reise durch die Wüste; ich selbst und mein Begleiter Sachtler waren zu Pferde, denn es war mir gelungen, Ponies von genügender Stärke aufzutreiben. Dies machte die Reise angenehmer, als wenn man in dem engen unbequemen Kasten des Wagens eingeschlossen, von der Gegend nur so viel sehen kann, als die 3 Fuß große Oeffnung des Vordertheils erlaubt, und da einige langanhaltende Regengüsse das Wachsthum auf den Feldern sehr befördert hatten, so erquickte ein frisches volles Grün die Augen, die früher auf der staubigen grauen Fläche vergebens nach einem Ruhepunkt gesucht hatten. Hatte aber der Regen die Landschaft verschönert, so hatte er die Wege verschlechtert; ein zäher Schlamm erschwerte das Fortkommen, Vertiefungen waren in Wassertümpel verwandelt, die oft für große Entfernungen die Straße bedeckten, sodaß die Wagen genöthigt waren, dieselbe zu verlassen und auf dem erhöhten Damm zu fahren, welcher die Ufer des Peiho einschließt. Die Entfernung ward auf diese Weise vielleicht um den vierten Theil verlängert und so gelangte ich am Abend nur bis Ngangping statt bis Hohsiwon.

Der nächste Tagemarsch war ein langer und beschwerlicher, denn die Straße wurde schon schwerer zu passiren, je mehr man sich dem hügeligen Terrain von Peking näherte, die Wasserlachen zahlreicher und größer, die Umwege länger. Da jedoch hier häufig in der Nähe der Dörfer oder Gräben Baumgruppen oder kleine Haine vorkommen, so ward

es möglich, im Schatten derselben zu warten bis die Wagen nachkamen, denen ich, querselbein reitend, einen Vorsprung abgewann. Wäre ich im Stande gewesen, mich mit den Einwohnern der Dörfer zu unterhalten, so würde meine Reise viel an Interesse gewonnen haben, denn hielt ich in einem Dorfe, so traten die Männer an mich heran, suchten sich mit mir zu unterhalten oder unterhielten sich untereinander über uns, brachten Thee, Feuer für die Cigarre und behandelten den fremden Barbaren auf ganz manierliche Weise. Das schöne Geschlecht war minder zutraulich; überraschte man Frauen bei der Feldarbeit, so rafften sie ihre Harken und Körbe schnell auf, um sich schleunigst hinter einen Strauch, Grabhügel oder in einer Vertiefung des Terrains zu verbergen; bog man um eine Ecke und sah vielleicht zwei oder drei, mit Spinnen beschäftigt, vor der Hausthür sitzen oder im Hof auf einer Handmühle Hirse mahlen, so ward Rocken und Spindel schnell zusammengepackt, der konische Block, der auf der Steintafel gerollt ward, um die Körner zu zerquetschen, schnell liegen gelassen, und alle humpelten auf ihren verkrüppelten kleinen Füßen davon, so schnell die Beine sie tragen wollten.

So weit ich wahrnehmen konnte, waren die Felder mit Gerste, etwas Weizen, hauptsächlich aber mit Hirse bepflanzt, zu denen in der Nähe der Dörfer Gemüsegärten kamen. Wie schade, daß der tüchtige Agriculturfundige der Expedition diese Gegend nicht bereisen konnte.

Ich war um 3 Uhr des Morgens aufgebrochen, allein erst um 8 Uhr des Abends erreichten wir das Nachtquartier

in Nühtshiwè, nachdem ich wegen der vielen Umwege mehr als 50 Miles gemacht und einer der Wagen in einem sumpfigen Hohlweg umgeworfen war, wo mit dem Aufrichten desselben ziemlich viel Zeit verloren ging. Im Gasthof dieses Dorfes traf ich den Missionar Hrn. Klockerts an, der sich nach der Rückkehr von Peking von mir getrennt, da er einestheils nicht glaubte, genügende Kenntniß der nördlichen Dialekte zu besitzen, um mir als Dolmetscher nützen zu können. Jetzt hatte er seit einigen Wochen seinen Wohnsitz in einem engen schlechten Zimmer des Gasthofes aufgeschlagen, einen Lehrer angenommen, und beschäftigte sich emsig, den Peking-Dialekt zu lernen. In solcher gänzlichen Abgeschlossenheit lebend (er hatte seit dem Tage seiner Ankunft noch nicht das Zimmer verlassen) war Hr. K. sehr erstaunt über ein Packetchen Briefe, die man mir in Tientjin für ihn übergeben. Das Leben eines Missionars in China ist keine Psünde, ich werde später Gelegenheit nehmen, mehr über diesen Gegenstand zu sagen.

Am nächsten Vormittag langte ich in Peking an und stieg in der Wohnung des Hrn. v. Bourboulon, französischen Gesandten, ab, den ich schon in den Jahren 1854—55 in Macao kennen gelernt, und in dessen Hause ich damals viele Gastfreundschaft erfahren. Diese ward mir jetzt in nicht geringerem Grade zu Theil, in der That, man suchte mir meinen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Ohne eine specielle Autorisation aber war es nicht möglich, die Reise zu unternehmen, da es unmöglich war, Führer und Packthiere anders als mit der Genehmigung des Rifan-

huen zu erlangen (die Branche der Regierung, welche die sogenannten fremden Colonien, d. i. die Mandschurei, Mongolei und Tibet regiert, und ohne deren Erlaubniß selbst kein Chinese jenseit der Großen Mauer reisen darf).

Diese Genehmigung für mich zu erlangen, hatte Hr. v. B. gleichfalls versprochen, und da die russische Mission fortwährend Kuriere nach Kiachta sendet und eine regelmäßige Postverbindung besteht, so erwartete ich, bald alle Schwierigkeiten beseitigt und alle nöthigen Formalitäten erfüllt zu sehen.

Während der drei Wochen, die ich im Hause des Hrn. v. B. zubrachte, hatte ich Gelegenheit, von Peking eine große Anzahl interessanter Ansichten zu sehen und theils selbst zu zeichnen, theils photographiren zu lassen. Ich konnte jedoch bei diesen Arbeiten nicht ganz meinen Wünschen genügen, da Hr. v. B. fortwährend seine Besorgnisse aussprach, daß die Chinesen argwöhnen könnten, ich nähme Pläne der Stadt auf, um dieselben zu militärischen Zwecken zu benutzen. Ich hielt diese Befürchtungen für gänzlich unbegründet; in der That schienen die Eingeborenen vollkommen gleichgültig gegen das, was ich that. Zeichnete ich, so ward ich kaum von jemand beachtet, selbst beim Photographiren sammelte sich immer nur eine mäßige Anzahl von Leuten um den Apparat, und ich glaube, daß die sehenswürdigsten Ansichten mit wenig mehr Mühe hätten genommen werden können als in irgendeiner großen Stadt Europas, wenn ich nicht durch Rücksichten auf die Wünsche des Hrn. v. B. mich beschränkt gefunden hätte. Trotzdem

fühlte ich mich sehr dankbar, zu einer Zeit, wo außer den Gesandtschaftspersonalen kein Fremder sich in Peking aufhalten durfte, diese Arbeiten vornehmen zu können. Besonders werth war mir die Gelegenheit, ein volles Panorama der Stadt zu erlangen. Der Standpunkt war der Kirchturm der katholischen Mission von Pehtang, in der sogenannten Gelben Stadt innerhalb der zweiten Umwallung des kaiserlichen Schlosses, und westlich von den Hauptgebäuden desselben. Man hat von da sowol einen ziemlich guten Ueberblick über das Schloß, die dazugehörigen Gärten, einen großen Theil der Stadt, mit verschiedenen hervorragenden öffentlichen Gebäuden, als auch nach der die Ebene im Westen und Norden begrenzenden malerischen Bergkette, an deren Fuß man in der Ferne den kaiserlichen Sommerpalast Yuenminyuen (den Garten der Gärten) liegen sieht.

Ich erwähnte früher, daß Peking in zwei Abtheilungen zerfällt, die nördliche oder sogenannte Tatarenstadt und Waitshing (Platz, wo die Chinesen wohnen) oder äußere Stadt, die südlich an dieselbe stößt. Die Bevölkerung ist jetzt vielleicht in beiden Theilen gleich gemischt, doch enthält ersterer das kaiserliche Schloß; auch wohnen hier die fremden Gesandten sowie die russischen Priester und katholischen Missionare.

Der kaiserliche Palast bildet ein Oblongum, nahe der Mitte dieses Stadttheils gelegen, an das sich an der Südseite mehrere Vorhöfe schließen, die ihren Eingang unweit am mittlern Thor der Südseite haben. Das Oblongum

des Palaſtes, deſſen ſüdweſtliche Ecke jedoch durch einen nach innen gekehrten rechten Winkel gebildet wird, iſt mit einer von gelbglafirten Ziegeln bedeckten Mauer umgeben. Ein 50 Schritt breiter, an den Seiten mit Quaderſteinen ausgemauerter Graben, der die innere Enceinte umgibt, iſt jetzt ſo trocken geworden, daß das darin wachſende Gras entweder abgeſchnitten oder abgeweidet wird. Die hinter demſelben den Palaſt umgebende Mauer iſt gleichfalls mit gelbglafirten Ziegeln bedeckt, und längs derſelben laufen im Innern lange Gebäude oder bedeckte Galerien. Dieſer Theil wird Kiching oder die Verbotene Stadt benannt. Der Raum zwiſchen der erſten und zweiten Enceinte durfte früher nur von beſonders dazu berechtigten Perſonen betreten werden, jetzt haben aber auch die in Peking ſich aufhaltenden Fremden ein Recht, denſelben zu beſuchen.

Das Sanctuarium des Palaſtes iſt nach chineſiſchen Begriffen die Quinteſſenz von Pracht und Herrlichkeit. Die Bewohner des Reiches der Mitte können ſich ihren Herrſcher nicht anders vorſtellen als in einer Wohnung von goldenen und ſilbernen Dächern, auf goldenen und ſilbernen Säulen ruhend, die mit Diamanten, Smaragden und Rubinen bedeckt ſind. Teppiche von Sammt und Seide, geſtickt mit Gold und Perlen, bedecken Wände und Fußboden; goldene Pfannen ſenden ununterbrochen Wolken des köſtlichſten Weihrauches empor, und ſilberne Vaſen ſind mit den herrlichſten Blumen oder mit Gold- und Silberfiſchen gefüllt. Die Plünderung von Yuenminyuen, dem Sommerpalaſt des Kaiſers, hat gezeigt, daß an

Gold, Silber und Edelsteinen ein Erkleckliches vorhanden ist; für den Westländer dürfte aber ein Aufenthalt in diesem irdischen Paradies nicht so angenehm sein, als man von einer solchen Pracht erwarten sollte. In der That liegt die Idee nicht fern, daß der Sohn des Himmels, Bruder der Sonne und des Mondes, eine ebenso schmutzige verkommene Existenz ablebt als seine Unterthanen, und die ursprüngliche Pracht seines Palastes ist mit einer dicken Kruste von Schmutz, Vernachlässigung und Verkommenheit bedeckt. An solchen Stellen, wo das Terrain einen Blick nach dem Innern gestattet, bemerkt man eine verworrene Masse von Gebäuden, deren Dächer mit bunten Ziegeln der verschiedenartigsten Farben in phantastischen Formen bedeckt sind. Im neunten Band des «Chinese Repertory» finden wir eine detaillirte Beschreibung dieses vom Fuß der fremden Barbaren noch nicht erreichten Stückes Erde.

Das südliche oder sogenannte Thor der Mittagslinie führt in die mittlere Abtheilung des Palastes; dasselbe ist für den ganz besondern Gebrauch des Kaisers bestimmt, und wenn er durch dasselbe ein- oder ausgeht, wird die in dem hier befindlichen Thurme hängende große Glocke, und ein ebendasselbst befindliches Gong geläutet. Nach beendigtem siegreichen Feldzug führen ihm seine Truppen hier die Gefangenen vor, und Geschenke von Vasallen und Gesandten werden hier mit großem Pomp überreicht. Auf fünf mit Bildwerken reichverzierten Brücken gelangt man in einen großen, reichgeschmückten Vorhof, und durch diesen in einen zweiten, der mit Marmor gepflastert ist, und des-

fen Seiten mit Thoren, Hallen und Laubgängen geziert sind. Das nächste Gebäude am obern Ende dieses Hofes ist die „Halle des ausgedehnten Friedens“, ein prachtvolles Marmorgebäude von 110 Fuß Höhe. Auf dem Balcon desselben empfängt der Kaiser am Neujahrstag, seinem Geburtstag, und bei andern Gelegenheiten, die Glückwünsche seiner im Hof versammelten Vasallen; fünf mit ornamentirten Balustraden versehene Treppen führen nach der Plattform, fünf Thore bilden den Zugang nach dem nächsten Hof.

Hier befinden sich zwei weite Hallen, deren eine dem „Vollkommenen Frieden“ gewidmet, wo der Kaiser die bei den alljährlichen Ceremonien des Pflügens zu benutzenden Werkzeuge inspiciert; die andere, dem „Sichern Frieden“ gewidmete Halle, dient als Speisesaal, wo der Kaiser fremde Gäste und andere ausgezeichnete Personen am Neujahrstag bewirthet.

Wenn man eine andere Treppe passirt, gelangt man in ein anderes Thor, in den Kientsingkieng oder den „Ruhigen Palast des Himmels“, den niemand ohne specielle Erlaubniß betreten kann. Hier hält der Staatsrath seine Sitzungen, und Candidaten für Staatsämter werden hier ihrem Souverän vorgestellt. Dieses Gebäude ist eins der größten und prächtigsten des ganzen Palastes. Im Hofe vor demselben befindet sich ein kleiner Thurm aus vergoldetem Kupfer, der mit einer Menge Figuren und reicher Sculptur verziert ist, und an dessen Seiten große Urnen aufgestellt sind, in denen bei gewisser Gelegenheit Weihrauch verbrannt wird. Im J. 1722 feierte der Kaiser Kanghi in

dieser Halle ein eigenthümliches Fest, zu welchem alle seine Unterthanen geladen waren, die mehr als 60 Jahre zählten, denn es war das sechzigste Jahr seiner Regierung. Sein Großvater Kienlung feierte 1785 ein ähnliches Fest im fünfzigsten Jahre seiner Regierung, und die Zahl der geladenen Gäste soll über 3000 gewesen sein. (Gab es in jener Zeit wirklich unter 300 Millionen Einwohnern nur 3000, die älter als 50 Jahre waren?)

Diese Halle wird von den Chinesen als die vornehmste von allen öffentlichen Gebäuden betrachtet. Weiterhin steht der „Palast der Ruhe der Erde“, wo die Kaiserin, die „Gefährtin des Himmels“ im kaiserlichen Harem ihren Miniaturhof regiert. Den Raum zwischen diesen Gebäuden und der nördlichen Mauer der „Verbotenen Stadt“ füllen die kaiserlichen Gärten aus, die mit reichverzierten Pavillons, Tempeln und Blumenbeeten geschmückt sind, zwischen denen Kanäle, Springbrunnen und kleine Teiche die Anlagen beleben.

Hier befindet sich auch der sogenannte „Kohlenberg“, ein künstlich angelegter Hügel von vielleicht 200 Fuß Höhe und fünf mit ebenso vielen Pavillons bekrönten Spitzen. Man sagt, derselbe sei aus Kohlen aufgeschüttet, um im Fall einer Belagerung die Stadt mit Feuerungsmaterial zu versehen. Dieser ganze Theil scheint jetzt nicht bewohnt zu sein, denn obschon mir der Zutritt versagt blieb, habe ich mehrmals durch die geöffneten Thore die ganze Anlage übersehen können.

Die Gebäude des Staatsministeriums, wo jetzt Prinz

Kieng im Namen des Kaisers den Vorsitz beim Ministerrath führt und die Botschaften der fremden Gesandten empfängt, liegen an der Ostseite der „Verbotenen Stadt“. Hier befindet sich gleichfalls die Schatzkammer und die „Halle des tiefen Nachdenkens“, wo man dem Andenken des Confucius und anderer Gelehrten Opfer darbringt, sowie die „Halle des Abgrundes der Gelehrsamkeit“ oder die kaiserliche Bibliothek.

Prinzen von Geblüt und Verwandte des kaiserlichen Hauses haben hier ihre Paläste, und in einem kleinen Tempel „Tungfientien“ verrichtet der Kaiser seine Andacht vor den Motivtafeln seiner Ahnen, wenn immer er den Palast verläßt oder nach demselben zurückkehrt. Andere öffentliche Gebäude sind westlich vom Palast gelegen, unter welchen die vornehmsten der Chinghwangmian oder „Tempel des Schutzgottes der Stadt“, die „Halle der ausgezeichneten Herrscher, Staatsmänner und Gelehrten“, deren Motivtafeln hier aufgestellt sind, die Staatsdruckereien, das Hofmarschallamt, von wo aus alle für die Bedürfnisse des Hofes erforderlichen Bestellungen gemacht, und alle Bezahlungen für dieselben geleistet werden.

Unweit von Kinching, doch in der zweiten Umwallung, dem Hwangching oder der „Kaiserlichen Stadt“, befindet sich der Shietfichtan oder „Altar des Gottes von Land und Getreide“, wo der Kaiser im Frühjahr und Herbst persönlich Opfer darbringt; derselbe besteht aus zwei Stockwerken, von je 5 Fuß Höhe, von denen das obere 58 Fuß im Quadrat mißt. Kein zweiter Altar dieser Art darf bei

Strafe des Hochverraths in China errichtet werden; die Ceremonien, welche bei den hier dargebrachten Opfern beobachtet werden, sollen ihren Ursprung aus der frühesten Periode chinesischer Geschichte herleiten.

Im östlichen und nördlichen Theil dieser zweiten Umwallung befinden sich Arsenale und Werkstätten zur Anfertigung von Waffen und Kriegsmaterial; auf den sehr breiten Straßen, offenen Plätzen und trockenen Gräben sieht man häufig junge Soldaten sich im Bogenschießen, Fechten mit Schwert und Lanze und gymnastischen Spielen üben. Die Bogen sind nur etwa 3 Fuß, die Pfeile beinahe 2 Fuß lang, und auf 50 Schritt wird das Ziel nur selten getroffen.

Die Schützen nehmen eine sehr gespreizte Stellung an, und scheinen mehr Gewicht darauf zu legen, möglichst größte Bewegungen auszuführen, als ihre Waffen mit Gewandtheit zu handhaben.

Die westliche Hälfte dieses Stadttheils bietet viele interessante malerische Ansichten, denn hier befindet sich der Siyuen oder „Westliche Park“. Ein künstlicher See, mehr als 1 Mile lang und durchschnittlich 500 Schritt breit, wird da, wo in der Mitte sich beide Ufer bis auf etwa 300 Schritt nähern, von einer Brücke, die in neun Bogen aus weißem Marmor erbaut ist, überspannt. Die Ufer dieses Sees sind von Wiesen und Gruppen schöner alter Bäume umgeben, unter denen anmuthige Spaziergänge nach verschiedenen Richtungen führen. Am südöstlichen Ende verliert sich der See in einer Menge kleiner Kanäle,

die sich zwischen Gartenanlagen und Pavillons, von denen manche am Rande des Wassers, andere auf Pfeilern über demselben stehen. Am nordöstlichen Ende kann man von verschiedenen Seiten über zierliche Marmorbrücken nach einer ziemlich großen, von einem Hügel bekrönten Insel gelangen, auf deren höchstem Punkt ein thurmartiges Monument, eine Reliquie des Buddha enthaltend, steht. Die Seiten des Hügels sind mit Gartenanlagen, Gebüsch und hohen Bäumen verschiedener Art bedeckt, zwischen denen Tempel und Pavillons von malerischen phantastischen Formen verstreut liegen, die der Aussicht nach dieser Seite ein großes Interesse verleihen, besonders wenn man auf der großen Marmorbrücke steht. Es gelang mir, an diesem Punkt einige Skizzen zu machen.

Unweit von dieser Insel, am Norden des Sees, kann man einen großen Tempel wahrnehmen, der Juenfi, Entdeckerin der Seidenraupe, gewidmet, zu deren Andenken eine Maulbeerpflanzung und eine Seidenspinnerei mit geräumigen Häusern für die Zucht von Seidenraupen hier erhalten wird. Alljährlich bringt die Kaiserin, unter deren besonderm Schutz dieser Tempel steht, hier mit großen Ceremonien Opfer dar. Dicht dabei und so, daß sich die Anlagen beider vereinigen, befindet sich der „Tempel des höchsten Glückes“, aus einer großen Anzahl reichornamentirter Gebäude bestehend, von denen mehrere Pavillons gleichfalls auf Pfeilern über dem Wasser erbaut sind. Timkowsky, der 1827 die Mitglieder der russischen Mission, welche alle neun Jahre abgelöst werden, begleitete, erwähnt einer an

dieser Stelle befindlichen 60 Fuß hohen Statue des Buddha aus vergoldetem Kupfer; da ich jedoch das Innere des Tempels nicht besuchen konnte, so hatte ich keine Gelegenheit, dieselbe zu sehen.

Dieser ganze Park ist, wie man mir sagte, in ähnlicher Weise angelegt wie Yuenminhuen, der kaiserliche Sommerpalast, und bietet somit ein gutes Abbild chinesischer Gartenkunst und Architektur. Der Gesamteindruck ist ein angenehmer; obschon die sonderbaren Formen der Gebäude auf das nicht darangewöhnte Auge eines Westländers vielleicht nicht so effectreich wirken, so stehen dieselben dennoch in guter Harmonie mit dem gleichfalls etwas barock zugestuzten landschaftlichen Theil der Anlagen, der mit seinen in ungewöhnliche Formen gezogenen Bäumen, seinen phantastischen Blumenbeeten, Teichen mit Goldfischen und künstlichem vielzackigen Felsenwerk einen ähnlichen Uebergang zur ursprünglichen Natur bildet, als die geradlinig geschorenen Hecken, die verschnittenen Baumgänge, die Terrassen, Treppen und Wasserkünste mit ihren Göttern und Nymphen in Versailles, Sanssouci oder Schönbrunn, den Blick des Beschauers allmählich von der geradlinigen, barock ornamentirten Architektur der Gebäude nach den romantischen oder idyllischen Umgebungen von Wald, Wiese und Gebüsch hinüberleiten.

Zur Zeit, wo alle Beete voll reicher Blumen prangten, der See mit Gondeln aller lustfahrenden Hofleute bedeckt, die Pavillons mit allerhand berühmten asiatischen Hoffschönheiten gefüllt waren, die hier vielleicht in schönen

lauen Sommernächten beim Schein bunter Laternen, den Sohn des Himmels oder seine erwählten Freunde mit Musik und Vergnügungen unterhielten; in jener Periode, wo das Himmlische Reich in tiefem Frieden ruhte und reiche Schätze aus allen Provinzen nach der Hauptstadt flossen, dem kaiserlichen Hof unbegrenzte Mittel zur Befriedigung des ausschweifendsten Luxus boten, mag diese Lokalität vielleicht gleichen Reiz gehabt haben wie Versailles zur Zeit Ludwig's XIV. oder Ludwig's XV. Jetzt ist alles in Verfall, in Staub und Schmutz verkommen.

Westlich von Sijuen befindet sich eine Anzahl von großen Hallen, umgeben von geräumigen Höfen; hier finden die Prüfungen der Candidaten für militärische Stellen statt, wo dieselben in Gegenwart des Kaisers Proben ihrer Geschicklichkeit in Handhabung des Bogens, der Lanze und des Schwertes ablegen. Unweit von denselben stand früher eine katholische Kirche, die zur Zeit, wo Adam Schall, als Erzieher des Thronerben und Mandarin erster Klasse, bei Hofe in so großer Gunst stand, von ihm und andern Missionaren der Gesellschaft Jesu erbaut, später, zur Zeit der Christenverfolgung, aber wieder zerstört wurde.

Die Jesuiten richteten gleich bei ihrer Ankunft in China ihr Hauptaugenmerk auf Erlangung einer festen einflußreichen Stellung bei Hofe. Mattheo Ricci langte im J. 1601 in Peking an, wo seine große Gelehrsamkeit und sein liebenswürdiges Benehmen sowie werthvolle Geschenke ihm die Gunst hochgestellter Männer erwarben. Der Kaiser Wanleih empfing ihn auf huldreiche Weise, erlaubte ihm,

ein Haus zu miethen, und gewährte ihm eine Pension aus der kaiserlichen Chatouille. Obschon später, 1617, die Missionare mancherlei Verfolgungen zu leiden hatten, darunter auch eine temporäre Ausweisung aus Peking inbegriffen, so wußten sie dennoch ihre Stellung zu behaupten, und im J. 1628 ward Adam Schall im Rang über die Brüder des Kaisers gestellt, nahm die erste Stellung im Reich ein und genoß größere Ehren, als irgendeinem Fremden vor ihm oder nach ihm zu Theil wurden. Von 1630 — 60, während der Kriege, die den Sturz der Mingdynastie und die Thronbesteigung der jetzt herrschenden begleiteten, hatten die Missionare mancherlei zu leiden, allein ihr Takt, ihre Klugheit und Gelehrsamkeit verschafften ihnen bald am neubegründeten Hof die höchsten Stellen. Der Kaiser ernannte Schall zum Präsidenten des Kintienkien, oder „Großen Raths der astronomischen Facultät“. Als solcher erbaute er das Observatorium, das noch jetzt auf einem Thurm an der östlichen Mauer der Tatarenstadt besteht, reformirte den Kalender und berechnete denselben 400 Jahre voraus. Außer der Kirche von Penang erbaute er noch die Kathedrale nahe der südlichen Mauer, und zwei andere Kirchen im nördlichen Theil der Stadt. Auf dem Observatorium stehen noch die reichverzierten gewaltigen bronzenen Gestelle der Sextanten, Transitinstrumente und ein gewaltiger bronzener astronomischer Globus, alles Meisterstücke von Metallarbeiten. Ich brachte mehrere Tage daselbst zu, um Skizzen von denselben zu machen und Photographien nehmen zu lassen, denn nach allen Unruhen, die das Land bewegt

haben, ist das Observatorium unangetastet geblieben, nur die Fernrohre sind von den Gestellen herabgenommen worden und in besonders dazu bestimmten Gebäuden aufbewahrt. Auch der Kintienkien und die astronomische Facultät bestehen noch, und während der Arbeiten auf dem Observatorium besuchten mehrere Mitglieder derselben den Ort, um zu sehen, was die fremden Barbaren daselbst vorhatten. Da die Instrumente anscheinend schon seit langer Zeit unbenutzt liegen, so fürchte ich, daß die Wissenschaft hier nach denselben Principien gehandhabt wird, wie Staberle seine meteorologischen Beobachtungen machte, wenn er ein Stück glattgehobeltes Holz aus dem Fenster hielt, und je nachdem er beim Hereinziehen dasselbe naß oder trocken befunden, auf Regen oder schönes Wetter schloß.

Obgleich die Missionare zu verschiedenen Perioden die härtesten Verfolgungen zu erleiden hatten, so hat dennoch die Kirche von Rom stets Sorge getragen, daß eifrige Apostel ihren Glauben in China predigten, und durch die heldenmüthige Aufopferung vieler begeisterter Männer, sowie einen gewissen Hang, sich herrschenden Ceremonien und Vorurtheilen anzuschmiegen, ist der katholische Einfluß selbst zu Zeiten der heftigsten Verfolgungen ein mächtiger geblieben.

Ricci hatte den Gebrauch der Chinesen, vor den Botivtafeln ihrer Vorfahren Opfer darzubringen, als mit der christlichen Religion vereinbar erklärt; in der Disputation dieser Frage zwischen den Jesuiten und Dominicanern, welche mit den Franciscanern das Gegentheil behaupteten,

entschied sich Papst Clemens XI. zu Gunsten der erstern und untersagte allen Missionaren in China, sich gegen Ricci's Lehre aufzulehnen. Da vielleicht in keinem Lande der Erde die Verehrung der Ahnen einen höhern Grad erreicht hat als in China, so führte dieses zu günstigen Ansichten über die neue Religion, und die Zahl der Befehrten wuchs unglaublich schnell. Dazu kam der Feuereifer der Missionare. Selbst zu Zeiten der später wüthenden bittersten Verfolgungen ließen sich diese Männer nie abhalten, das Land nach allen Richtungen zu durchwandern. Bei der Ankunft wird der künftige Glaubenslehrer so lange im Collegium seines Ordens untergebracht, bis sich ein sicherer zuverlässiger Führer gefunden, der ihn ins Innere zu einer jener vielen christlichen Gemeinden führt, die hier verstohlen die Formen des christlichen Gottesdienstes ausüben. Selbst wenn der neue Ankömmling noch nicht der chinesischen Sprache sehr mächtig ist, nimmt er sogleich die chinesische Kleidung an, und da er die Nächte nicht in den öffentlichen Wirthshäusern, sondern entweder in der Wohnung einer christlichen Familie oder, wenn keine solche vorhanden, in Gräben, Felbern, Gebüsch, oder andern Verstecken zubringt, so gelingt es ihm in den meisten Fällen, den Bestimmungsort zu erreichen. In den «Annales de la foi» finden wir Beispiele angeführt, wie der drohenden Gefahr einer Entdeckung oft vorgebeugt war. Der Missionar muß manchmal zu Fuß, und zu andern Zeiten in Booten, hier gleich einem reichen Mann in einem Tragsessel, dort in der Kleidung eines Mandarin in einem Wagen reisen. Wenn er

wegen der blauen Farbe seiner Augen, der Form seines Gesichts, oder seiner weißen Hautfarbe halber beargwöhnt wird, so kehrt er sein Gesicht gegen die Wand; wenn man ihn mit verfänglichen Fragen in die Enge zu treiben sucht, so stellt er sich entweder taub oder gibt vor, den Dialekt des Fragers nicht zu verstehen. Läßt sich der Fragende gar nicht beschwichtigen, und gelingt es dem Führer des Missionars nicht, seine Aufmerksamkeit abzulenken, so gibt er vor, daß er einen Wahnsinnigen nach einem entfernten Theil des Landes zu seiner Familie zurückbringe, oder beide suchen ihr Heil in der Flucht, um sich an einem bestimmten Ort wiederzufinden. In den zahlreichen Werken katholischer Missionare, wie Martinez, Magaillans, Du Halde, le Comte, Amiot, Trigault, Maillet, Grossier, Peipa und den officiellen Berichten der Missionare, stoßen wir fortwährend auf derartige Beispiele von Religionseifer, und aus dem Munde des P. Provicair apostolique der Mission von Penang, sowie anderer Missionare, habe ich oft Erzählungen der Entbehrungen, Beschwerden und Gefahren, denen sie ohne Unterlaß ausgesetzt waren, gehört; wie sie oft wochenlang in Kellern oder Höhlen versteckt sein, monatelang selbst ohne ihre Gebetbücher reisen mußten, um nicht als Fremde erkannt zu werden. Wenn sie aber in der Wohnung einer christlichen Familie Ruhe zu finden hofften, nöthigte sie oft die Ankunft eines Mandarin sogleich wieder das Weite zu suchen, oder manchmal sich in einem Brunnen zu verbergen, bis die Gefahr vorüber war. Und so wandern sie, wenn sie sich genügende Kenntniß der Sprache erwor-

ben haben, von einem Ort zum andern, taufen, predigen, lesen Messe und suchen die Zahl der Bekehrten zu vermehren. Die heldenmüthige Aufopferung, mit welcher diese Männer ihr Leben aufs Spiel setzen und eine mühselige entbehrungsreiche Existenz führen, muß gewiß Bewunderung erregen, und es ist um so bedauerlicher, daß sich in die Begeisterung für eine so heilige Sache soviel Sophisterei und religiöse Taschenspielererei mischt. Das Hauptaugenmerk scheinen die katholischen Missionare darauf zu richten, eine möglichst große Anzahl Täuflinge zu erhalten; besonders erwünscht kommen Nothtaufen an sterbenden Kindern, und um eine solche zu vollziehen, wendet man allerhand Kunstgriffe an. In den «Annales de la foi» findet man wiederholte Erwähnungen, wie zu diesem Zweck alte Frauen benutzt werden, die einige Kenntniß von Kinderkrankheiten besitzen. Mit einigen einfachen Heilmitteln und einem Fläschchen Weihwasser versehen, begeben sie sich in die Wohnungen der Kranken und preisen besonders das Weihwasser als ein höchst wirksames Heilmittel an, bestreichen die Stirn des Kindes mit demselben, indem sie die Taufformel aussprechen, und drücken oder quetschen den Täufling ein wenig, um ihn zum Schreien zu bringen, was als Antwort in der Taufe gilt. Ein Fall dieser Art kam mir während meines Aufenthalts in Peking bei Gelegenheit meines Besuches auf dem Kirchhof der Jesuiten vor. Ein eingeborener katholischer Priester, der zugleich Arzt war, empfing hier täglich Besuche von Kranken, denen er gratis Arznei verabfolgte; bei der Taufe, welche er in meiner

Gegenwart vollzog, hatte er das Weihwasser in einer Schale auf einem Tisch vor einem an der Wand gemalten Kreuz stehen, über welches jedoch einige chinesische Bilder gehängt waren, um es zu verdecken. Der Mann tauchte ein Schwämmchen in das Weihwasser, bekreuzte sich, ging zu dem Kinde, und nach vollendeter Taufe legte er den Schwamm wieder in das Gefäß und bekreuzte sich von neuem vor dem verhüllten Kreuz. Dies erinnerte sehr an die Lehren Ricci's, der es für erlaubt hielt, selbst vor einem heidnischen Götzenbild niederzuknien, wenn nur an irgendeinem Theil desselben oder auf dem Altar vor demselben ein Kreuz verborgen ist, das man auf diese Weise verehrt. Es ist mir nicht bekannt geworden, ob man sich später noch sehr um die fernere geistige Wohlfahrt des Täuflings kümmert.

Außer den früher erwähnten öffentlichen Gebäuden in der Verbotenen und der Gelben Stadt befinden sich noch verschiedene andere in der Tatarenstadt, darunter die Halle für literarische Prüfungen sowie die Wohnung des Commandanten der tatarischen Truppen, vor welcher letztern in einem thurmartigen Gebäude eine Glocke von ungeheuern Dimensionen hängt, die von Timkowsky als eine der größten Glocken der Erde bezeichnet wird. Die Examinationshalle befindet sich inmitten eines großen Hofes, umgeben von einer Menge langer schuppenartiger Gebäude, deren eins eine bestimmte Anzahl kleiner Zellen enthält. Hier findet alle drei Jahre eine große Examination statt, wo der dritte Grad, der „Tsinß“ oder die Doctorwürde ertheilt

wird, und zu derselben werden nur solche Candidaten zugelassen, die bereits zwei literarische Grade in ihren Provinzen erhalten haben. Das erste Examen wird in der Hauptstadt eines jeden Districts alljährlich einmal unter Aufsicht des ältesten Professors der Literatur, des „Sching“ (Verbesserer der Gelehrsamkeit), oder „Kiauhu“ (Lehrer der Gebote), abgehalten. Der Magistrat des Districts wählt ein Thema aus Confucius oder Mentzü; die Candidaten werden, nachdem man sie vorher sorgfältig untersucht, damit sie keine Bücher mit sich bringen, ein jeder einsam in seine Zelle eingeschlossen, wo er nach 24 Stunden seine Abhandlung über das Thema beendigt haben muß. Hat seine Arbeit die Zufriedenheit der Examinatoren erregt, so wird sein Name in die Liste der Literatur eingetragen, in der Halle des Magistrats aufgehangen und er wird der Ehre des „Hienming“ theilhaftig, d. h. „er erhält einen Namen im Dorf“. Er darf nun das zweite Examen machen, das von dem Kiaushau (Spender des Unterrichts) in derselben Art, wie das vorige, doch mit größerer Strenge, in der Hauptstadt des Departements abgehalten wird. Diese Prüfung findet alle drei Jahre zweimal statt, die glücklichen Candidaten sind jetzt „Fuming“, d. h. haben einen Namen im Departement und bereiten sich für das dritte Examen vor, das alle drei Jahre in der Hauptstadt der Provinz abgehalten wird. Ist auch dieses glücklich überstanden, so erhält der glückliche Candidat den ersten literarischen Grad „Sintfai“ (das knospende Talent), so benannt, weil er jetzt zu weitem Erwartungen berechtigt.

Er kann jetzt keine körperlichen Strafen mehr erleiden und darf sich zum zweiten Examen vorbereiten.

Der zweite Grad „Küjin“ (die erhöhten Männer) kann nur alle drei Jahre in der Hauptstadt der Provinz erlangt werden; die hierzu erforderliche Examination wird mit der größten Schärfe geführt. Personen, die mehr Geld als Kenntnisse besitzen, können sich den ersten literarischen Grad erkaufen und werden dann „Kienfang“ genannt, was vielleicht der Würde eines Studirenden, der das Abiturientenexamen passiert hat, entspricht.

Der zweite Grad kann nicht erkaufte werden, und die Candidaten, welche sich zur Examination melden, werden beim Eintritt in die Examinationshalle untersucht, ob sie nicht in ihren Taschen, Kleidern, Schuhen, Schreibzeug oder auf irgendeine andere Weise eine vorbereitete Ausarbeitung versteckt haben. Entdeckt man eine solche oder eine Miniaturausgabe der chinesischen Classiker, so wandelt der Delinquent in die „Kangin“, d. h. sein Kopf und seine Hände werden zwischen zwei Pfosten, in denen Löcher für dieselben angebracht sind, angeschlossen, er verliert den bereits erworbenen ersten Grad, und es wird ihm nie mehr gestattet, sich für eine anderweitige Examination zu melden. Außerdem werden noch andere Strafen über seinen Vater und seinen Lehrer verhängt. Trotzdem scheint dennoch derartige literarische Contrebande eingeschmuggelt zu werden, denn zu verschiedenen malen haben die Examinatoren Petitionen eingereicht, um die Veröffentlichung und den Verkauf von Miniaturausgaben der Classiker zu verhindern.

Die Examinatoren sind zehn Beamte der Provinz mit dem Tuhuen als Vorsitzendem; das Examen findet in dem Kungyuen statt, ein Gebäude, welches der weiter oben beschriebenen Examinationshalle von Peking gleicht und gewöhnlich sehr groß ist, da sich in einigen der bevölkerststen Provinzen oft bis gegen 10000 Candidaten auf einmal melden; jeder von diesen muß in seinem Anmelde-schreiben genaue Auskunft über seine Abstammung, Geburtsort, Alter, Aufenthaltsort u. u. geben; ebenso, wo und zu welcher Zeit er den ersten Grad erlangt hat. Ist dies geschehen, so wird er nach seiner Zelle geführt, die, 4 Fuß lang und 3 Fuß breit, nur einen Tisch und Stuhl enthält. In Peking sind diese Zellen in langen Reihen nebeneinander gelegen, der Eingang von einem langen zwischen je zwei Reihen gelegnem Hof, wo zur Zeit des Examens Wachen aufgestellt sind, um zu verhindern, daß die Candidaten mit irgendjemand verkehren; auch werden hier die nöthigen Speisen gekocht, die durch ein Loch in die Zelle gereicht werden. Die gestellten Aufgaben sind jetzt dreierlei Art. Zuerst werden Themata aus den Büchern gegeben. Die Ausarbeitungen müssen wenigstens hundert Sentenzen enthalten, gut und schön geschrieben, und eine derselben in Verse gesetzt sein. Die zweite Aufgabe besteht in drei oder fünf Themen aus den fünf Classikern; und wenn sich die Candidaten zum letzten mal versammeln, wird ihnen die Aufgabe gestellt, fünf Aufsätze über Tagesfragen in Regierungsangelegenheiten zu verfassen. Jeder der Candidaten bleibt eingeschlossen, bis er die jedesmalige Aufgabe gelöst und

seine Aufsätze abgeliefert hat, und die oft mehrtägige Einförfung in einem so engen Raum, während der heißen Septembertage, bei angestregneter geistiger Arbeit, verursacht nicht selten Krankheit oder selbst den Tod des betreffenden Individuums. Im letztern Fall wird die Leiche durch ein in die Mauer geschlagenes Loch herausgeholt und den Freunden oder Verwandten zur Bestattung übergeben. Das Los der Examinatoren ist beinahe ebenso hart, denn obschon ihnen eine Frist von 25 Tagen gestattet ist, die Arbeiten zu prüfen, so ist selbst das bloße flüchtige Durchlesen von 50—100000 Aufsätzen keine geringe Aufgabe. Möglicherweise werden manche dieser Arbeiten ungelesen beiseite gelegt, denn es sind Fälle vorgekommen, wo die Verfasser solcher Aufsätze dieselben drucken ließen und die Bestrafung der Examinatoren erwirkten; in andern Fällen wurden Arbeiten verworfen, weil eine einzige Sentenz derselben abgefürzt war.

Sobald die neuen Kijin ernannt sind, werden ihre Namen vom höchsten Thurm der Stadt um Mitternacht mit lauter Stimme ausgerufen, eine Liste derselben in der Halle des obersten Magistrats aufgehangen, und der Gouverneur erscheint mit großer Feierlichkeit, um sich unter einem Salut von drei Kanonen dreimal vor denselben zu verbeugen. Alle Staatsämter in der Provinz sind jetzt den „erhöhten Männern“ zugänglich.

Der dritte Grad „Tsinß“ (Doctor) kann nur alle drei Jahre in Peking ertheilt werden, und die Bewerbung dazu ist nur solchen Kijin gestattet, die noch kein Amt erlangt

haben. Das Examen gleicht in allen Theilen dem für den zweiten Grad üblichen; die Zahl der auszutheilenden Doctor diplome beläuft sich von etwa 2—400, alle erhalten Anstellungen in den höchsten Staatsämtern, sobald dieselben vacant werden; in manchen Fällen aber, wo die Arbeiten der Candidaten zeugen, daß dieselben Rückschritte gemacht haben, werden diese bestraft, und selbst eines erworbenen Grades für verlustig erklärt. Die neuen Doctoren werden dann dem Kaiser in Person vorgestellt.

Ein vierter und höchster Grad, „Haulin“, gibt denen, welche ihn erlangen, einen Sitz in der kaiserlichen Akademie und einen entsprechenden Gehalt. Das Examen findet alle drei Jahre im Palast des Kaisers und in Gegenwart der höchsten Staatsbeamten statt.

Da literarische Grade in China sowol den Maßstab für Anstellungen im Staatsdienst als auch für gesellschaftliche Stellung bilden, so ist leicht begreiflich der Andrang zu den Examinationen ganz außerordentlich groß. Manchem durch Talent oder Glück sehr begünstigten Studirenden gelingt es in verhältnißmäßig kurzer Zeit, die drei untersten Grade zu erlangen, ja es wird ein Fall erwähnt, wo ein Candidat innerhalb neun Monaten alle vier Grade erhielt. Andere weniger glückliche melden sich wieder und wieder, bis zu hohes Alter sie von weiterer Application ausschließt, und es werden Fälle erwähnt, wo Vater und Großvater eines jungen Candidaten zugleich mit ihm ein literarisches Examen machten. Ein so allgemein durch alle Perioden des menschlichen Lebens fortgesetztes Studium würde, wenn in ratio-

neller Weise verfolgt, die außerordentlichsten wissenschaftlichen Resultate für ein Volk erzielen, leider aber beschränkt sich dieselbe meist auf das Auswendiglernen der vier Bücher und der Classiker, auf Diction, Metrik, sehr genau regulirten Stil und Calligraphie.

Die chinesischen literarischen Arbeiten, die mir in der Uebersetzung bekannt geworden sind, machen einen wüsten, oft lächerlichen Eindruck. Blödsinnige Logik mit einigen allgemeinen moralischen Wahrheiten dazwischen gesprengelt, viel Worte und wenig Sinn, viel Spreu und wenig Weizen, eine Art von Literatur, der sich nur die Arbeiten einiger Philosophen des 19. Jahrhunderts und die Dogmatik gewisser Theologen unserer Zeit auf würdige Weise anreihen kann. Die Chinesen haben in dieser Beziehung jedoch den Vortheil, daß die Werke, welche sie studiren, nur die reinste vorwurfsfreieste Moral enthalten, daß ihre Lehren, wenn genau befolgt, ein ruhiges, geordnetes, staatliches Leben bezwecken; ihre Schattenseite liegt vielleicht darin, daß sie beständig daran erinnern, es gebe eine moralische menschliche Vollkommenheit, die, von den Classikern bereits erreicht, weitere Ausdehnung unmöglich macht, womit alle weitere Strebsamkeit, alle Anregung, ohne die weitere Ausbildung unmöglich ist, im Keime getödtet wird. Das Resultat davon ist die ungeheuere Indifferenz, in welche die ganze Nation allmählich versank.

Die Gesandten von England und Frankreich bewohnen zwei große Yamuns unweit der südlichen Mauer der Tarentstadt. Gleich allen Wohnungen vornehmer Chinesen

haben diese Gebäude eine große Anzahl großer hoher Räume, in Gruppen um verschiedene Höfe vertheilt, allein, gleich andern Palästen Pekings, fand man bei Uebernahme derselben alles in Staub, Schmutz und Vernachlässigung. Während mehrerer Monate arbeiteten einige hundert Kulis (Lastträger) und Handwerker, die jetzt immer noch beschäftigt sind, und so ist es gelungen, nicht nur geräumige, bequeme Wohnungen einzurichten, sondern eine der Würde eines fremden Gesandten entsprechende Residenz herzustellen. Besonders glücklich ist dies in der englischen Gesandtschaft ausgefallen, wo Col. Neale, der die Arbeiten leitete, den ursprünglichen Charakter der Anlage sowol als die Decorationen beibehielt, und die bestehenden Räumlichkeiten nur insoweit veränderte, als nöthig war, um sie mit dem zum permanenten Aufenthalt nöthigen Comfort zu versehen. Der Eingang von der Straße bringt uns in einen großen Vorhof, ungefähr 150 Schritt lang, 50 Schritt breit, dessen hintere und linke Seite Pferdebeställe, Vorrathshäuser, Remisen und Wohnungen des Stallpersonals enthalten. Der Eingang zu den Hauptgebäuden ist in der Mitte der rechten langen Reihe, durch ein großes Portal, auf dessen beiden Seiten zwei Löwen aus weißem Marmor, in ziemlich grotesker wunderlicher Weise und mit wenig Rücksicht auf Anatomie ausgeführt, stehen. Die beiden nächsten Höfe gleichen sich sehr, am hintern Ende eine große Halle, rechts und links kleinere Gebäude, die theils leer stehen, theils von der Militärescorte bewohnt werden. Um den dritten Hof reihen sich die vornehmsten Räume. Die große Halle

an der hintern Seite enthält ein Entrée, an das rechts der große Salon, links der Speisesaal stößt. Die Wände sind hier mit schönen zierlichen Holzschnitzereien bedeckt, entweder phantastische Zusammenstellungen geometrischer Linien bildend, oder zierliche Ornamente in Imitation von Weinreben, Bambusblättern u. u. vorstellend. Die dunkle Farbe des Holzes ist durch Politur erhöht, der Grund der durchbrochenen Arbeit ist entweder in brillanten hellen Farben gemalt oder vergoldet. Die Decke ist horizontal, durch sich kreuzendes Gebälk in Felder von etwa vier Quadratfuß getheilt, ähnlich wie man ein Zimmer aus der Zeit Franz' I. in Frankreich findet. Jedes Feld enthält einen Kreis von Goldornamenten auf grünen und dunkelblauen Grund gemalt, dessen Mitte von einem goldenen Drachen ausgefüllt wird. Diese Decke sowie die des Billardzimmers, das die entgegengesetzte Seite des Hofes einnimmt, sind ganz in ihrer ursprünglichen Decoration geblieben, man hat nur die beschädigten Stellen restaurirt; die Schnitzereien an den Wänden sind theilweise aus andern Theilen des Gebäudes hierher gebracht worden. Das Ganze macht einen überaus prächtigen, brillanten Eindruck. Ebenso geschmackvoll ist der große Hof, an welchen diese Räume stoßen, decorirt. Rechts und links befinden sich zwei kleine Pavillons; diese sowie die an die größern Hallen stoßenden kleinern Räume enthalten die Zimmer, welche von Hrn. Bruce und dem Gesandtschaftspersonal bewohnt werden. Auch hier hat man überall nur die beschädigten Theile ergänzt, die unscheinbar gewordenen Malereien restaurirt und

alles gefirnißt. Die Farben bestehen hauptsächlich aus grün, roth, blau und gelb; so heterogen auch diese Zusammenstellung erscheint, so ist sie dennoch sehr glücklich angewandt und bildet ein harmonisches Ganze. Zwei mit Steintafeln gepflasterte Gänge, von Seite zu Seite führend, kreuzen sich in der Mitte, die durch eine auf einem Piedestal aus weißem Marmor stehende Sonnenuhr bezeichnet wird. Die vier so gebildeten Parterres sind mit Vasen und Bäumen, Strauchwerk und Blumen ausgefüllt; das Ganze aber wird im Sommer von einem hohen Mattendach beschattet, und bildet einen angenehmen kühlen Aufenthaltsort.

Die gerade Linie, durch die Mitte dieser drei Höfe gezogen, würde sich von Norden nach Süden erstrecken und der Hauptpavillon das Nordende bilden. Nach Osten wird das Ganze durch die Straße begrenzt, von der es durch eine Reihe kleiner Wohnungen oder Verkaufsläden getrennt ist, wie man dies bei den meisten Yamuns chinesischer Großen findet. An die Westseite dieser Höfe und Hallen stoßen die Gemächer, welche früher von den Frauen der Mandarinen und deren Dienerinnen bewohnt wurden, jetzt dem Dolmetscherpersonal und deren chinesischen Lehrern und Schreibern sowie ihren europäischen Schülern zur Wohnung dienen. Da die englische Regierung, in China sowol als in Japan, eifrig bemüht ist, alle Gesandtschaften und Consulate mit competenten Dolmetschern zu versehen, und den Candidaten für diplomatische Stellen Mittel anschafft, sich die nöthigen Sprachkenntnisse anzueignen, so ist dieses Personal

sehr groß, und benutzt alle die unregelmäßig angelegten, durch bedeckte Gänge untereinander verbundenen Pavillons. Die Räume sind hier kleiner und weniger hoch als in den Hauptgebäuden; die Disposition derselben macht den Eindruck, als ob der Architekt bei Anlage derselben mehr seiner Laune freien Lauf gelassen habe, als durch einen regelmäßigen Plan, oder selbst durch Erfordernisse des Terrains oder Bedürfnisse geleitet worden sei. Man findet sich hier in einem Labyrinth von quadratischen, oblongen, ovalen, runden Zimmern, ja eins bildet sogar ein Parallelepipedum. Einige davon sind hoch, andere niedrig, einige haben horizontale Decken, andere zeigen die Structur des Daches. Die verbindenden Corridors laufen gerade, in Curven oder in gezackten Linien, einer davon, um einen ovalen Pavillon führend, beschreibt eine doppelte Curve, d. h. sowol die des Grundplanes als auch eine zweite auf- und absteigende, über eine Unebenheit des Terrains, und in Folge dessen steht in der ganzen Structur nicht ein Stück Holz rechtwinkelig auf dem andern; gleich daneben aber, um die Caprice dieser Anlage noch anschaulicher zu machen, läuft ein gerader Pfad, dessen gleichmäßiges Niveau mittels eines Durchschnitts durch die Erhöhung des Terrains erzeugt worden ist, nach derselben Richtung. Ebenso sind Thüren und Fenster auf die phantastischste Weise geformt, vom Quadrat durch den Kreis nach allen möglichen Formen hin variirt, einschließlic einer Fächerform, und die Vergitterung der Fenster ist ebenso phantasiereich, manchmal aus einer Combination von Kreisen, Sechsecken, Achtecken aneinander

geschobener Parallelogramme oder aus einem Gemisch von durcheinander geworfenen unregelmäßigen Dreiecken gebildet, als ob ein Bündel Stäbe, wild durcheinander geschüttet, darüber ausgebreitet worden sei.

Sämmtliche Gebäude sind aus Ziegelsteinen und Holz gebaut. Bei den größern sind die Umfassungsmauern solid, und nur die Säulen, Thür- und Fensterpfosten, Dach zc. zc. aus Holz; bei den kleinern ist das Holz vorherrschend und nur durch etwas Fachwerk versteckt. Die Dächer sind durchgängig mit grauen Ziegeln gedeckt, die Firsten und Giebel manchmal mit buntglasirten Ziegeln verziert. Das Südende der Frauenwohnung, seinem gesammten Flächeninhalt nach etwa den vier großen Höfen und umgebenden Gebäuden gleich, ist eine Gartenanlage mit allem Zubehör, von Miniaturfischteichen, unnöthigen Brücken, gewundenen Pfaden, die den möglichst langen Weg zwischen zwei gegebenen Punkten bilden, künstlichem Felsenwerk aus Mörtel und Korallenfragmenten gebildet, durch eiserne Klammern oder Kupferdrahtbänder in den möglichst phantastischen Lagen gehalten. In der entferntesten Ecke waltet das romantische Element vor. Hier ist die Ruine eines Bergschlosses, 9 Fuß über der Oberfläche des Gartens gelegen; über Felsentrümmer kommt man zur steilen Höhe, wo man eine Aussicht in die benachbarten Pferdeställe genießt, und dann durch einen unterirdischen Gang ungesehen entweichen kann.

Die Wohnung des französischen Gesandten gleicht in vieler Beziehung der eben beschriebenen, doch sind die

Gebäude weniger ausgedehnt, der dieselben umgebende Garten hingegen größer.

Die Russen haben schon im Anfang des 17. Jahrhunderts eine Mission in Peking gehabt; Kosacken hatten an verschiedenen Punkten Niederlassungen gegründet. Eine davon, Abasin, ward von den Chinesen gestürmt und 400 Gefangene nach Peking gebracht. Unter diesen befand sich ein Priester, und dieser errichtete eine Kapelle zum Gebrauch seiner Landsleute. Im J. 1689 kam, besonders durch Vermittelung des Missionars Gerbillon, ein formeller Vertrag zu Stande; im nächsten Jahre und 1719 wurden Gesandtschaften nach Peking geschickt und im J. 1727 gelang es dem Grafen Wladislawitsch, für seine Nation ausgedehntere Privilegien zu erlangen, unter denen sich die Erweiterung der Mission in Peking befand, die damals auf sechs kirchliche und vier weltliche Mitglieder erhöht ward, die alle zehn Jahre abgelöst werden sollten. Georg Timkowsky, der 1821 die ablösenden Mitglieder nach Peking brachte und die abgelösten nach Kiachta zurückführte, gibt eine ausführliche Beschreibung der damaligen Zustände in Peking sowie der Reise dahin. Die russischen Geistlichen, aus einem Archimandriten (Abt) und fünf Mönchen bestehend, scheinen mehr mit der Ausübung parochialer Thätigkeit beschäftigt gewesen zu sein, weniger oder gar nicht aber als Missionare gearbeitet zu haben. Die Nachkommen der Gefangenen von Abasin, jetzt ungefähr 800 an der Zahl, bilden ihre Gemeinde; von gemachten Bekehrungen ist mir nichts bekannt geworden. Außer den obengenannten

Geistlichen befinden sich ein Arzt, ein Astronom, ein Maler und ein Armeeeoffizier in der Mission, die ebenso wie die Geistlichen viele werthvolle literarische Arbeiten veröffentlicht haben, von denen leider nur wenige aus dem Russischen in andere Sprachen übersetzt worden sind. Trotzdem diese Mission sich zu keiner politischen Thätigkeit bekennt, so liegt die Vermuthung nicht fern, daß der bedeutende Einfluß, den die Russen seit geraumer Zeit in Peking besessen, durch die langjährige Anwesenheit tüchtiger, wissenschaftlich gebildeter Männer, die sich gründliche Kenntniß der chinesischen Zustände erwarben und dieselbe zu benutzen verstanden, wesentlich gestärkt worden ist. Die Gebäude der russischen Mission sind ganz im europäischen Stil gebaut; die kleinen, einstöckigen, steinernen Häuser reihen sich um mehrere Höfe, die theilweise mit Bäumen bepflanzt sind, eine kleine Kirche im Stil Ludwig's XVI. erbaut, ist im Innern mit Bildern, Schnitzereien und Teppichen nach Art der griechischen Kirchen ausgeschmückt und das Innere der Wohnungen trägt den vollkommenen Stempel nordischen Comforts bis auf die Doppelfenster sowie den großen russischen Kachelofen, und erinnerten nicht die chinesischen Diener daran, daß man sich im Himmlischen Reich befindet, so könnte man sich in irgendeine russische Stadt versetzt glauben. Der Archimandrit, eine schöne männliche Erscheinung, trägt den schwarzen Talar, langen Bart und das langherabhängende Haupthaar, wie dies bei den russischen Priestern üblich, ebenso die Mönche; die andern Mitglieder tragen eine Art von Halbuniform aus grünem Tuch.

Ich fühle mich diesen Herren für ihre freundliche Bereitwilligkeit, mit der sie mir manche wünschenswerthe Auskunft ertheilten, sehr verpflichtet, besonders dem Archimandriten Pater G. und dem Dr. K. Gleichfalls bin ich Hrn. v. B., dem Secretär des Generalgouverneurs von Sibirien, sehr verbunden, der während meines Aufenthalts in Peking in einer Specialmission begriffen daselbst anwesend war. Der Maler Hr. J. ist ein tüchtiger Künstler, der besonders glücklich in charakteristischer Auffassung chinesischer Porträts war, die er mit vieler Fertigkeit lebensgroß in Del ausgeführt.

Nähe der südwestlichen Ecke des kaiserlichen Palastes befindet sich eine mohammedanische Moschee und viele Mohammedaner, deren Ahnen im vorigen Jahrhundert aus Turkistan als Gefangene hierher geführt wurden, leben hier. In Kleidung und Sitten unterscheiden sie sich in nichts von den Chinesen, gleichwie bei den russischen Gefangenen aus Abasin hat die Zeit alle äußern Zeichen ihres Ursprungs verwischt, nur ihre Religion ist ihnen geblieben. Die Mohammedaner der Provinz Sli halten sich, wenn sie die Hauptstadt besuchen, gewöhnlich ebenfalls in diesem Theil der Stadt auf.

Unweit der Moschee, und in nächster Nähe vom westlichen Thor der südlichen Mauer, liegt die Kathedrale, ein großes, nicht unschönes Gebäude, im Stil Ludwig's XIV. Die Decke des Schiffes der Kirche ist in der Form eines Gewölbes aus Bambusstäben gebildet und mit Leinwand überzogen, die an vielen Stellen in Lappen herabhängt.

Da, wo sie noch befestigt, ist sie mit Malerei bedeckt, die nach der Geschicklichkeit und Sachkenntniß, mit der sie ausgeführt, als das Werk europäischer Maler zu betrachten ist.

Seit dem Frieden von Peking ist die Kirche wieder an die französischen Missionare zurückgegeben. Das eiserne Kreuz auf dem Giebel ward mit großer Solennität wieder aufgestellt, und die Einweihung in hoher Messe durch Monseigneur Moulou, Erzbischof von Peking, vollzogen.

In keiner Stadt der Erde sind vielleicht so viele verschiedene Formen des Gottesdienstes vereinigt als in Peking. Hier ist die griechische und lateinische Kirche vertreten. Islamismus und Buddhismus in seinen beiden verschiedensten Formen, Rationalismus, Ahnenverehrung, Staatsreligion, Tempel, die dem Confucius gewidmet sind, und andere, in denen die populären Götzen des Landes verehrt werden; nur der protestantischen Form der christlichen Religion ist der Zutritt versagt. Der französische Vertrag sichert den katholischen Missionaren die ausgedehntesten Freiheiten; der englische und amerikanische Vertrag enthält Clauseln, die sich, obschon in wenig bestimmter Weise, auf diesen Punkt beziehen; allein noch ist den protestantischen Missionaren der Zutritt in Peking versagt. Es thut mir leid, sagen zu müssen, daß ein französischer protestantischer Missionar, Hr. K., gleich nach seiner Ankunft von seiten der französischen Gesandtschaft ausgewiesen wurde. Der Missionar, Hr. Klockerts, der beabsichtigte, mich als Dolmetscher auf der Reise nach Kiachta zu begleiten, hatte beschlossen, nachdem er dies nicht für ausführbar hielt,

wenigstens den Pekingdialekt zu erlernen; bald, nachdem er mit mir nach Tientsin zurückgekehrt, reiste er, wie weiter oben erwähnt, nach dem Dorfe Juh't'shiawè, und lebte dort einige Wochen in der strengsten Zurückgezogenheit. Später besuchte er Peking, und führte auch hier in einem Gasthaus ein gleiches Leben, ohne öffentlich zu predigen, oder sonst irgendwo sich zu zeigen. Nach einigen Tagen ward er vom Mandarin aufgefordert, die Stadt zu verlassen. Er wendete sich an den englischen Gesandten, um Schutz zu erlangen, allein trotzdem er von einer englischen Missionsgesellschaft abgesandt war, ward ihm dieser verweigert, mit dem Bemerkten, daß er als geborener Holländer keinen Anspruch auf denselben habe; wäre er aber ein englischer Unterthan, so würde er ihn ersuchen, nach Tientsin zurückzukehren. Ich kann eine so einseitige Auffassung nur bedauern und wünschen, daß in dem preussischen Vertrage die Clausel, welche alle christlichen Missionare betrifft, ebenso klar und scharf gefaßt sei als die im französischen Vertrag lediglich zu Gunsten der römischen Katholiken.

An der Hauptstraße, welche die Tatarenstadt in der Mitte von Osten nach Westen durchschneidet, und ungefähr halbwegs zwischen dem kaiserlichen Schloß und der westlichen Umfassungsmauer, befindet sich ein großer Tempel, in welchem die Gedächtnißtafeln von Kaisern aller frühern Dynastien aufgestellt sind, mit Ausnahme solcher, die sich durch eine schlechte Regierung solcher Ehre unwürdig gemacht hatten. Dies erinnert an den Gebrauch der Juden, die schlechte Regenten nicht in den Königsgräbern beisetzen.

Einmal im Jahre findet hier zu Ehren der tugendhaften Fürsten ein besonderer Gottesdienst statt. Unweit dieses Tempels und näher der Mauer sieht man eine große weiße buddhistische Dagoba, alle umliegenden Gebäude überragend, umgeben von einer sehr großen Anzahl (vielleicht 100) kleinern Säulen, und dicht dabei der sogenannte Tempel der Weißen Pagode, der seinen Namen von diesem Monument erhalten hat. Dies soll von Kublai-Khan im 13. Jahrhundert erbaut worden sein, und enthält keine geringere Reliquie als einen Schorf oder Grind von der Stirne Buddha's, erzeugt durch häufiges Niederwerfen auf den Boden, wenn er im Gebet begriffen.

In der nordöstlichen Ecke der Tatarenstadt befindet sich ein großer, sehr prachtvoller Lamatempel („Tempel des ewigen Friedens“) und dicht dabei das „Kwohtsien“, eine Art von Universität, verbunden mit dem Tempel, wo eine Anzahl von Mongolen und Mandschuren von den Lamas unterrichtet und zu Dolmetschern herangebildet werden.

Am südlichsten Ende der chinesischen Stadt, die viele große unbebaute Plätze, Gärten und selbst Felder enthält, unweit dem mittlern Thore, von welchem eine sehr breite Straße nach dem mittlern Südthor der Tatarenstadt führt, sind zwei sehr ausgedehnte Räume von hohen Mauern umgeben. Der auf der östlichen Seite gelegene, welcher vielleicht 3 Miles im Umfang halten mag, enthält den Altar des Himmels. Der Zutritt ward mir hier versagt, allein an einigen Stellen ist Staub und Schmutz gegen die Mauer so hoch aufgehäuft, daß man leicht über dieselbe hinweg-

sehen kann. Der Tientan (Altar des Himmels) besteht aus drei runden aufeinander stehenden Terrassen, jede etwa 10 Fuß hoch, aus weißem Marmor erbaut und mit Balustraden versehen. Die unterste, breiteste mißt wahrscheinlich gegen 100 Fuß, die oberste vielleicht halb so viel. Verschiedene größere und kleinere Gebäude sind in den Gartenanlagen, die das Ganze ausfüllen, zerstreut, darunter der „Palast der Enthaltbarkeit“, in welchem der Kaiser, der als Pontifex maximus zur Zeit des Winterjubiläum hier opfert, vorher ein mehrtägiges Fasten hält.

Westlich von der großen Straße, gegenüber dem Tientan, ist ein anderer Platz von etwas geringerm Umfang, durch eine gleichhohe Mauer eingeschlossen, der Sinnungtan, welcher dem Kaiser Schinnung, dem vermuthlichen Erfinder und Begründer des Ackerbaues, gewidmet ist. Hier begeht der Kaiser in jedem Frühjahr die Ceremonien des Pflügens mit großer Feierlichkeit, in Gegenwart der höchsten Würdenträger des Reiches. Westlich von dieser Stelle ist ein künstlich angelegter Teich, „Hehlungtan“ (der Teich des schwarzen Drachens), den Geistern der Gewässer gewidmet, wo zu Zeiten langanhaltender Dürre der Kaiser Opfer darbringt, um für sein Land Regen zu erflehen.

Außerhalb der Stadtmauern befinden sich noch drei Altäre, gleich denen des Himmels, von ausgedehnten Mauern umgeben. Der erste davon, der Sonne gewidmet, liegt an der Ostseite der Tatarenstadt, südlich vom Mittelthor dieser Seite. Der Altar des Mondes befindet sich in ähnlicher Weise auf der Westseite. Der Altar der

Erde ist in der Nähe der nordöstlichen Ecke, und dicht dabei steht noch ein sehr großer Lamatempel, mit einem dazugehörigen Kloster, das von mehreren hundert Lamas bewohnt wird.

Das Grab Schall's habe ich auf dem sogenannten portugiesischen oder Jesuitenkirchhof, einige tausend Schritt von der westlichen Stadtmauer gelegen, aufgefunden, ebenso das Grab Ricci's, Verbiest's und anderer, aus der Zahl der ersten christlichen Missionare. Ricci selbst, der als einer der ersten christlichen Priester in China durch seine Thätigkeit eine so hohe Stellung einnahm, und dessen Arbeiten so große Erfolge hatten, liegt in der nordöstlichen Ecke des Kirchhofs begraben; wahrscheinlich war er der erste, der hier bestattet wurde. Seine Grabchrift lautet:

D. O. M.

P. MATTHÆUS RICCI, ITALUS MACERATENSIS.
 SOC. JESU. PROFESS. IN QUA VIXIT ANNOS XLII,
 EXPENSIS XXVIII. IN SACRA APUD SINAS EXPE-
 DITIONE, UBI PRIMO CUM CHRI. FIDES TERTIO
 IAM INVEHERETUR, SOCIORUM DOMICILIA ERE-
 XIT TANDEM DOCTRINÆ ET VIRTUTIS FAMA
 CELEBER OBIIT PEKINI A.C. MDCX. DIE XI. MAII
 ÆT. SUÆ LIX.

Der Kirchhof bildet ein längliches Viereck, getheilt durch einen Gang, der dasselbe in seiner größten Ausdehnung, vom Eingang bis zu einem großen Altar an seinem fernsten Ende, durchschneidet. Zu beiden Seiten des Einganges befinden sich gleichfalls Altäre. Die Gräber sind in acht Reihen, von je zwölf, geordnet, von denen sechs auf der einen, sechs auf der andern Seite des Weges liegen; allein nicht alle Grabstellen sind ausgefüllt, und deshalb zählte ich nur 86 Gräber. Die meisten davon waren von gleicher Form, ein Sarkophag mit gewölbtem Dach, davor eine 8 — 9 Fuß hohe Marmortafel, die Grabchrift in lateinischer und chinesischer Sprache enthaltend, die aufrechtstehend von zwei ineinander verschlungenen Drachen bekrönt war, denn Ricci, Schall und Verbiest waren vom Kaiser zu Mandarinen des ersten Ranges ernannt worden, hatten also Ansprüche, den Drachen auf dem Grabstein zu haben, den nach ihnen alle Ordensbrüder auch für sich selbst beibehielten.

Die Namen auf den Grabsteinen deuten auf verschiedene Nationalitäten; am zahlreichsten sind die Portugiesen vertreten, Spanier und Italiener ungefähr gleichviel, dann drei Deutsche und ein Böhme. Ihre Namen sind: Pater Kaspar Eastner, geb. in München 1687, gest. den 9. Nov. 1709; Pater Florianus Bahr aus Schlesien, geb. 1706, gest. 1726; Pater Leopold Liebstein aus Böhmen, gest. den 26. April 1711; und Pater Carolus Slavic aus Mähren, geb. 1706, gest. 1725.

Auch einige chinesische Brüder des Ordens befinden sich

hier, doch beginnen die Datums auf den Grabsteinen erst gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Hr. und Frau v. Bourboulon, nebst dem englischen Gefandten, veranstalteten eines Tages eine Excursion nach den Hügeln, und waren so freundlich, mich zur Theilnahme aufzufordern.

Das Ziel unsers Ausfluges war Mingouangtung (das Entzücken des Drachens), ein etwa 15 Miles von der Stadt in den Hügeln gelegener Tempel. Der Weg dahin führte unweit des kaiserlichen Sommerpalastes Yuenminhuen (der Garten der Gärten) vorüber. Dieser ist am Fuße der Hügel, etwa 12 Miles von der Stadt gelegen, und nimmt einen sehr bedeutenden Flächenraum ein. Es ist eigenthümlich, wie die Franzosen, die von Tungtschau, einer Stadt, 12 Miles östlich von Peking gelegen, ausmarschirten, um am Nordthor der Stadt zu den Engländern zu stoßen, sich hierher verirren konnten, denn eine gerade Linie von Tungtschau nach Yuenminhuen gezogen, würde mitten durch Peking führen; die Gegend nördlich davon ist offen, deshalb muß jenes Armeecorps in einem weiten Bogen und mit verschlossenen Augen marschirt sein.

Yuenminhuen ist jetzt nicht mehr für die Fremden zugänglich; die Thore sind verschlossen und von Eunuchen bewacht, denn man will den Ort wieder zum Gebrauch des Kaisers einrichten, und ist beschäftigt, die von den

Franzosen und Engländern zerstörten Gebäude zu restauriren.

Von den Spitzen der benachbarten Hügel hat man einen Ueberblick über den ausgedehnten Park mit seinen Kanälen, Bächen, Wasserfällen, Inselchen und zahllosen Pavillons, von denen jetzt die meisten in Trümmern liegen. Die Beschreibungen dieses Palastes, die wir in den Werken der Jesuiten finden, schildern denselben als eine reizende Zusammenstellung der vollendetsten Gartenkunst und der reichsten geschmackvollsten orientalischen Architektur. Außer dem Kaiser hatten viele Große des Reiches ihre Paläste hier, denn hier herrschte eine weniger strenge Etikette als am Hofe von Peking; der Kaiser nahm an den Festen in zwangloser Weise theil, und ward statt der gewöhnlichen ceremoniösen Weise von seinen Gästen nur mit einem Kopfnicken begrüßt. Theatervorstellungen, Wasserfahrten mit Musik, oft des Abends auf erleuchteten Gondeln, Tänze und fêtes champêtres fanden fast täglich statt. Inmitten eines der großen Teiche war auf einer Insel eine kleine chinesische Stadt nachgebildet; hier konnte der Kaiser, dem es nicht erlaubt war, in Wirklichkeit das Leben seines Volkes kennen zu lernen, dasselbe künstlich nachgebildet sehen. Eunuchen waren als Bürger, Kaufleute, Fischer, Mandarinen, Handwerker und selbst Bettler verkleidet; befrachtete Boote kamen an, wurden abgeladen und die Güter in Verkaufsläden feilgeboten, wo dann der Kaiser und sein Hofstaat die Käufer bildeten und durch erhöhte Preise den Kaufmann für die Bestechung entschädigten,

durch die er sich die Erlaubniß erkaufte hatte, seine Güter hierherfenden zu dürfen. Verschiedene Zeitungsberichte haben beglaubigt, welche ungeheuern Reichthümer von den Truppen hier vorgefunden wurden, und dennoch glaube ich, daß diese in den zwei Tagen, während welcher sie den Palaß besetzt hielten, nicht einmal den ganzen Umfang des Parkes besucht haben, so ausgedehnt ist derselbe.

Der Tempel von Mingouangtung liegt gleichfalls in einem ausgedehnten Park, der sich bis auf die Spitze der Hügel erstreckt, von denen man eine ausgedehnte Aussicht über die ungeheuere Ebene und Peking hat, das man von hier in seiner ganzen Ausdehnung überblickt. Die Luft, jetzt in der Ebene heiß und drückend (oft bis 100° F. im Schatten), war hier angenehm und leicht, der Tag einer der angenehmsten, die ich hier zugebracht.

So war der erste Theil des Juni verstrichen, und die chinesischen Behörden verweigerten noch hartnäckig die Erlaubniß zur Reise über Land, und ohne diese konnte ich keinen mongolischen Dolmetscher noch Führer erlangen. Da ward ich eines Morgens durch den Besuch des Hrn. v. B. und des Malers Hrn. B. überrascht, die gekommen waren, um eine Wohnung für den Gesandten zu suchen, der ihnen in einigen Tagen folgen wollte; diese ward bald gefunden und denselben Abend von uns allen bezogen. Nun schien mir mein Plan, den die Väter in Peking gefaßt, ausführbar.

Nordöstlich von Kalgau, einer Stadt an der Großen Mauer, wo ein ziemlich bedeutender Handel zwischen China

und der Mongolei getrieben wird, befindet sich eine Karavanserai, dieselbe, wo Pater Huc und Pater Gabet ihre Vorbereitungen zur Reise nach Chassa in Tibet trafen. Seit einiger Zeit ist eine katholische Mission daselbst errichtet worden, und die Missionare von Peking senden den vier oder fünf ihrer Collegen, die sich daselbst aufhalten, von Zeit zu Zeit Bücher, Medicin und andere Sachen, deren sie benöthigt sind. Jenes Kloster liegt nördlich von der Großen Mauer; von da ist es nicht mehr schwierig, nach Kiachta zu reisen. Der Punkt, wo Reisende befragt und ihr Gepäck untersucht wird, ist ein Zollhaus, nördlich von Peking, wo Truppen stationirt sind; denn der Weg nach Beho, wo sich der Kaiser noch aufhielt, führt hier vorüber. Man scheint starken Argwohn zu hegen, daß die Fremden einen Versuch machen könnten, sich seiner Person zu bemächtigen, und vigilirt deshalb hier besonders scharf. Die Väter von Peking erboten sich nun, mein gesamntes Gepäck, in chinesische Matten gehüllt, nach ihrer Filialmission zu schicken, mich und meine Begleiter mit zuverlässigen Führern zu versehen, und mich in den Stand zu setzen, auf Nebenwegen jenes Kloster zu erreichen, um dort meine Karavane zu organisiren, wo die Missionare dafür sorgen wollten, daß ich die nöthigen Kameele und Führer durch die Wüste Gobi erlange. Da der Versuch, wenn er fehlschlug, üble Folgen haben konnte, so wünschte ich erst mit dem Gesandten darüber zu sprechen; jetzt, da seine Ankunft bald zu erwarten war, traf ich sogleich die nöthigen Verabredungen, um sobald als möglich weiter zu gehen. Was

für hoffnungsvolle Ausichten boten sich nun auf einmal; schon in den nächsten Tagen konnten wir vielleicht Peking ebenso ungestört exploriren, wie früher Jeddo, und wahrscheinlich mit ebenso viel Nutzen; deshalb wurden die nöthigen Arbeiten, um das Haus in wohllichen Zustand zu versetzen, mit allem Eifer betrieben, und waren beinahe beendet, als am 27. der Gesandte uns alle nach Tientsin zurückberufen ließ.

Hr. v. B. und Hr. B. befanden sich schon am selben Abend unterwegs; ich selbst konnte meines vielen Gepäcks halber erst am nächsten Morgen folgen. Wir waren jetzt im heißesten Monat, mehrmals hatte in Peking das Thermometer im Schatten und der Zugluft ausgesetzt um Mittag auf 100° F. gestanden; in meinem Zimmer, das nach Süden gelegen und schlecht ventilirt war, sogar auf 115° . Sachtler sowol als ich, als wir auf dem Kirchturm von Peking das Panorama aufnahmen, und uns den ganzen Tag der heißen Sonne ausgesetzt befanden, waren erkrankt und bettlägerig gewesen. Außer Sachtler und meinen chinesischen Dienern war noch ein Seesoldat und ein Chinese mit den beiden andern Herren gekommen; und um alle diese Leute nicht unnöthig zu exponiren, reiste ich über Tungtschan, schickte Leute und Gepäc zu Wasser nach Tientsin, und ging allein zu Pferde voraus. Von Peking bis Tungtschan ist die Entfernung etwa 12 Miles; ein Kanal, der aber nur etwa 1—2 Fuß Wasser hat, führt von den Mauern Peking's bis einige hundert Schritt von Peiho, wo die Güter, die in großen Dschunken bis hierher kommen,

in kleine Boote eingeladen und nach der Hauptstadt geführt werden. Es scheint viel Verkehr auf dieser Linie zu herrschen, denn ich begegnete häufig schwerbeladenen Booten, von denen die meisten Ballen baumwollener Stoffe enthielten; es scheint, als ob ein ganz außerordentlich großer Absatz dieses Artikels stattfindet.

Außer dem Kanal führt noch eine mit großen Stein tafeln gepflasterte Straße von Peking nach Tungtschau. Letztere Stadt ist vielleicht etwas kleiner als Tientsin, hat aber mehrere ansehnliche Gebäude, darunter eine schöne Pagode, und der Handelsverkehr ist hier jedenfalls nicht unbedeutend. Des Umweges halber, und wegen des durch das Mieten des Bootes und der Verladung verursachten Aufenthaltes, konnte ich am selben Abend nur Tchantshiang erreichen, brach aber am nächsten Morgen um 2 Uhr auf, und langte am selben Abend 7 Uhr in Tientsin an.

Da jetzt die Reise über Peking nach Kiachta außer aller Frage stand, der Sommer aber schon weit vorgerückt war, so hatte ich durchaus keine Zeit zu verlieren, wenn ich Sibirien noch in diesem Jahre, via Nikolajewsk, erreichen wollte. Ich ersuchte den Gesandten, mich durch das Transportschiff „Elbe“ nach Nikolajewsk, Castiesbai, oder einem andern Hafen der sibirischen Küste bringen zu lassen, wo dann mittels der vom Major Hytrowo, Adjutanten des Generalgouverneurs von Ostsibirien, General Murawiew zugesagten Hülfe ich hoffen durfte, meinen Weg ungestört fortzusetzen. Die Antwort lautete, daß das Schiff nicht

entbehrt werden könnte. Ich bedauerte, daß durch dessen langen Aufenthalt (die Gesandtschaft schiffte sich erst im September ein) nicht einmal eins der Schiffe jene Küsten besuchen konnte, nach denen sich seit kurzem die Aufmerksamkeit der Handelswelt lenkt, und daß ich genöthigt war, die Fahrt auf einem Kauffahrteischiff zu versuchen, oder im besten Fall auf einem russischen Kriegsschiff. Die Reisekosten wurden dadurch erheblich erhöht; von den 1500 Thln., die mir zur Verfügung standen und genügt hätten, um von Peking nach Berlin zu reisen, oder von Nikolajewsk aus den Amurfluß zu exploriren, war durch den Aufenthalt in Peking und die kostspielige, jetzt meist überflüssig gewordene Ausrüstung an Pferden 2c. 2c., schon viel verausgabt; dennoch ließ ich mich dadurch nicht abschrecken, sondern bot alle mir zu Gebote stehenden Mittel auf, um meinen Verpflichtungen gegen die preussische Regierung nachzukommen. Glücklicherweise fand ich bei der Ankunft in Tientsin, daß die englische Brigg „Imogen“ für Nangasaki klarirt hatte; so engagirte ich ohne weiteres Passage, und langte am Morgen des 4. in Taku an, wohin das Gepäck zu Boot vorausgegangen. Das Schiff lag auf der Rhede 6 Miles vom Lande, und heftige Südwinde erlaubten uns nicht, vor dem Abend des 5. auszulaufen, wo wir dann, der eintretenden Flut halber, wieder 6 Stunden an der Barre zu ankern hatten. Am Morgen des 6. kam ich an Bord. Am 7. segelte die „Imogen“. Wir hatten bis zum 24. Juli fortwährend südliche Winde, gegen die

wir ankreuzen mußten; das Schiff war nur in Ballast, segelte folglich nicht gut beim Winde, und da wir an der Küste von Korea auch noch eine heftige Gegenströmung, und in der Nähe von Uceste Island zwei Tage Windstille hatten, so langten wir erst am 24. in Nangasaki an.

Ich glaubte mit ziemlicher Bestimmtheit darauf rechnen zu können, von hier eine Passage nach dem Amur auf einem russischen Kriegsschiff zu finden, denn bisher waren diese häufig zwischen beiden Häfen gesegelt, und im vergangenen Februar lagen sieben russische Schiffe verschiedener Größe hier vor Anker. Jetzt war kein einziges da, die russische Flagge vor dem Marinehospital wehte nicht mehr, alles Personal war eingeschifft worden. Als Grund wurde ein Angriff der Russen auf die Insel Tsusima angegeben, die, so sagt man, von ihnen in Besitz genommen worden sei und wo jetzt alle Schiffe concentrirt waren, denn man beabsichtigte eine Flottenstation daselbst zu errichten. Ob diese Nachricht in ihrer ganzen Ausdehnung begründet, läßt sich schwer bestimmen, doch ist es sehr möglich, daß dem so sei. Tsusima liegt in der Mitte der Straße von Korea, 34° nördl. Br. und 129° östl. L. von Greenwich, beherrscht die Straße vollkommen und enthält mehrere ganz vortreffliche Häfen.

Ein Dampfer der Amurcompagnie, der bis jetzt auf dem Yangtseliang gefahren, sollte im Juli nach Norden gehen; derselbe war bereits vor 14 Tagen in Nangasaki gewesen und nach Nikolajewsk gegangen; es scheint, als ob kein anderer Weg mehr bleibt, als auf dem englischen

Kanonenboot „Algerine“, das am nächsten Morgen nach Jeddo abgehen sollte, Passage zu nehmen und zu versuchen, von dort Hafodade zu erreichen, von wo eine regelmäßige Verbindung mit Nikolajewsk offen gehalten wird, solange die Flußmündung eisfrei ist.

XXII.

Vergebliche Versuche Nikolajewsk zu erreichen.

Nach Yokuhama. Angriff auf die englische Gesandtschaft in Jeddo. Unsicherheit und Wirren. Die Fregatte „Actäon“. Westküste der Bai von Jeddo. Bai von Sufaki. Fischfang. Neue Wirren. Reise des „Actäon“ unterbrochen. Rückkehr nach Yokuhama. Eine japanische Kauferei. Kamakura. Nach St.-Francisco.

Ihrer Majestät Fregatte „Actäon“, 15. Aug. 1861.

Am 25. Juli verließ das englische Kanonenboot „Algerine“ Nangasaki, und das vom Commandanten, Lieutenant F. W. Hallows, gemachte Anerbieten benutzend, befand ich mich als Passagier an Bord. Am 26. passirten wir die Bändiemensstraße und Cap Tschitschakow, behielten günstigen Wind und helles Wetter, und unter Segel und Dampf ward die Passage in fünf Tagen vollendet, sodaß wir am 30. vor Yokuhama ankerten.

Hier waren die Fremden wieder durch neue Feindseligkeiten der Japaner beunruhigt worden, Hr. Alcock, der englische Gesandte, genöthigt, nach Hongkong zu reisen, um dort bei dem neuen Proceß, den der wegen Verwundung

eines Japaners bestrafte Hr. Mosß beim Appellationsgericht in Hongkong gegen ihn anhängig gemacht, sich zu vertheidigen. Hr. Alcock kehrte über Nangasacki zurück und von da zu Land, wobei er Miuco und Osacca besuchte.

Wenige Tage nach seiner Rückkehr nach Jeddo ward das Gesandtschaftshotel in der Nacht von einer Anzahl Bewaffneter angegriffen, deren Lärm die Aufmerksamkeit der Wache auf sich lenkte, während die andern durch den Garten in das Haus eilten und in dasselbe eindrangen. Glücklicherweise verfehlten sie den Weg nach Hrn. Alcock's Schlafzimmer und den an dasselbe stoßenden Salon, wo der größte Theil des Personals versammelt war. In einem Seitenzimmer aber trafen sie auf Hrn. Oliphant, den Legationssecretär, den sie in der Schulter und Hand verwundeten. Einer der andern Herren befand sich in der Nähe und eilte, mit einem Revolver bewaffnet, herbei. Seine Schüsse verwundeten einen oder mehrere der Angreifer, und da jetzt die Wache herbeieilte, ergriffen diese die Flucht. Mehrere wurden jetzt von der Wache verwundet, entkamen jedoch; vier aber sahen sich so in die Enge getrieben, daß Flucht unmöglich war; drei davon versuchten durch die Harrakirri (Bauchausschneiden) sich den Tod zu geben, zweien gelang es, der dritte ward gefangen genommen, ebenso ein vierter, der schwer verwundet den Wachen in die Hände fiel. Beide leben noch und haben die Namen ihrer Mitverschworenen angegeben, die das Gerücht wieder als Vasallen des fremdenfeindlichen Prinzen Mito bezeichnet.

Hr. Oliphant, früher Privatsecretär Lord Elgin's während seiner Mission nach China und Japan, und Verfasser des bekannten Werkes über diese Expedition, war erst vor kurzem angekommen, um die Stelle als Legationssecretär anzutreten, wird nun genöthigt sein, bald nach England zurückzukehren, seine verwundete Hand aber wahrscheinlich verkrüppelt bleiben. Die Bewegungen der englischen Schiffe sind durch diesen Vorfall gleichfalls beeinflusst worden, und ein Kanonenboot, das im Anfang August nach Hakodadi segeln sollte, ist jetzt in Jeddo zurückgehalten; andere Schiffe werden in den nächsten Monaten nicht dahin abgehen; so wird es ganz unmöglich, Nikolajewsk vor Anbruch des Winters zu erreichen, und meine Rückkehr nach Berlin auf diesem Wege erweist sich in diesem Jahre als unausführbar.

Ich begann, Erkundigungen einzuziehen, auf welchem Wege ich das preussische Expeditionsgeschwader am besten und sichersten erreichen könne, als sich Aussichten eröffneten, dies unter sehr günstigen Umständen zu thun, dabei aber zugleich sehr interessante Arbeiten vorzunehmen. Kapitän J. W. Ward von Ihrer Majestät Fregatte „Actäon“ befehligt ein englisches Vermessungsgeschwader, das seit fünf Jahren an den Küsten Chinas und Japans stationirt und jetzt nach England zurückkehren wird, vorher aber noch eine vorbereitende Vermessung der Küsten zwischen der Bai von Jeddo und Nangasacki vornehmen, zugleich auch den östlichen Eingang der Suwonada mit dem Hafen von Osacca recognosciren wird. Kapitän Ward forderte mich auf, an

dieser Arbeit theilzunehmen, und ich nahm diese Einladung um so lieber an, da mir auf diese Weise nicht nur Gelegenheit geboten ward, einen wenig bekannten Theil der Küste Japans kennen zu lernen und interessante Arbeiten vorzunehmen, sondern es mir leicht möglich sein würde, unbestimmte Nachrichten über ein Wrack, das, so sagten die Japaner, vor kurzem an einem wenig besuchten Theil von Kiusiu gefunden sei, auf bestimmtere Form zurückzuführen. Es war in jener Gegend, wo wir den Schooner „Frauenlob“ außer Sicht verloren; nicht die geringste Spur ist seit jener Zeit von Schiff und Mannschaft aufgefunden worden, und kann auch die Hoffnung, einen unserer wackern Kameraden unter den Lebenden zu erwarten, nur äußerst gering sein, so würde ich das Auffinden eines Theils vom Wrack, aus dem sich das Schiff identificiren läßt, schon als ein befriedigendes Resultat betrachten, das wenigstens jener peinlichen Ungewißheit ein Ende macht, in der alle sich jetzt über das Schicksal des Schooners, seiner Offiziere und Mannschaften befinden.

Am 11. schiffte ich mich mit meinem Begleiter Sachtleer ein. Der „Actäon“ ist eine alte Fregatte zweiten Ranges, die für 60 Kanonen eingerichtet war, von diesen sind jedoch 10 demontirt, und in der Batterie hat man bei den so erledigten Geschützcharten Kammern für die verschiedenen Supernumeraroffiziere errichtet, welche die Vermessung ausführen. Wie sich leicht vorstellen läßt, war der Raum in dem nicht sehr großen Schiffe äußerst beschränkt, dennoch fand man es möglich, mich, Sachtleer und mein nicht un-

bedeutendes Gepäck unterzubringen, und Kapitän Ward, bei dem ich wohnte und in Menage war, trat mir außerdem noch einen Theil seiner Kajüte ab, um darin zu arbeiten. Ich fühle mich Kapitän Ward und sämtlichen Offizieren des „Actäon“ sowie Lieutenant F. W. Hallowes und den Offizieren der „Algerine“ zu großem Dank verpflichtet für die cordiale, gastliche Aufnahme, die sie mir an Bord ihrer Schiffe zu Theil werden ließen.

Kapitän Ward mit seinem Vermessungsgeschwader, schon seit dem Jahre 1857 an den Küsten von China und Japan stationirt, hatte den nordwestlichen Theil von Jesso, Nippon, Saghalien, Korea, das Gelbe Meer, die Provinz Schantung, die Insel Tsusima und den Archipelagus von Westjapan in der Nähe von Nangasaki vermessen. Da bei verschiedenen Gelegenheiten die japanischen Provinzialbeamten den Fortgang der Vermessungsarbeiten durch Erhebung von Schwierigkeiten gehindert hatten, so waren jetzt an Bord eines jeden Schiffes zwei kaiserliche Beamte nebst einem Dolmetscher stationirt, am Vormast aber zeigte man die japanische Flagge (eine rothe Scheibe in weißem Felde).

Die Arbeiten begannen am Cap Kamisaki, unweit der Stadt Uraga, wo eine Sandbank (Saratoga spit) am östlichen Ufer der Bai von Jeddo sich bis innerhalb 1 Meile vom westlichen Ufer erstreckt, wovon in der amerikanischen Vermessung nur das westliche Ende locirt ist. Dem Lauf dieser Untiefe bis ans östliche Ufer folgend, ward die Vermessung dann nach Cap Susaki weitergeführt und hier ankern wir seit gestern in einer wohlgeschützten, mäßig großen

Bai in 15 Faden Wasser mit einem Boden von Schlamm und Kies gemischt. Als man die zur Vermessung nöthigen Landstationen erreichte und Theodoliten und andere Instrumente aufstellen wollte, erhoben die japanischen Beamten Einwendungen. Dieser Theil der Küste, sagten sie, gehöre zum Territorium des Prinzen Mito, der eine feindselige Stellung gegen die kaiserliche Regierung angenommen; infolge dessen hielten sie es nicht für rathsam, zu landen, um nicht möglicherweise neue Mishelligkeiten zu erregen, die unter obwaltenden Umständen besser vermieden würden. Schließlich kam man dahin überein, daß zwei kleine in der Bai gelegene Inseln als Landungsstationen benutzt werden sollten, und so konnten wir an sehr angenehmen Stellen landen und wandeln, war auch der Raum, auf dem wir uns bewegten, ein sehr beschränkter. Die Insel nächst der Stelle, wo der „Actäon“ ankerte, war ungefähr 500 Schritt lang und 300 breit, felsig und theilweise mit einer reichen, halbtropischen Vegetation bedeckt. Schöne große alte Bäume beschatteten kleine, von Gebüsch eingeschlossene begraste Stellen, an der Westseite aber genoß man von einer etwa 60 Schritt langen, aus großen Steinen erbauten Terrasse eine schöne Aussicht über die Bai und die gegenüberliegende Küste. Zwischen den Felsblöcken des Ufers waren kleine, mit weißem Sande gefüllte Stellen, wo man mit Bequemlichkeit baden oder nach Muscheln suchen konnte. Letzteres Vergnügen bildete hauptsächlich die Beschäftigung des Dr. Adams, des bekannten Zoologen, der schon unter Kapitän E. Belcher in der englischen Sloop „Sulphur“ an

der Expedition des Indischen Archipelagus, Chinas und Koreas 1835—39 theilgenommen, später mehrmals diese Station besuchte, und jetzt als Arzt des „Actäon“ seine Forschungen weiter verfolgte. Hr. H., Botaniker, war seit geraumer Zeit mit Hr. Fortune in China gereist, um Samen und lebende Pflanzen für die Gärten von Kew zu sammeln. In gleicher Absicht hatte er jetzt Japan besucht, und befand sich nun an Bord des „Actäon“, um nach beendigter Vermessung in dem Schiffe nach England heimzukehren. Kapitän Ward hatte auf dem Quarterdeck ein Miniaturgewächshaus für Hr. H. bauen lassen, das vom Stern des Schiffes bis an den Besanmast reichte, und der Botaniker war emsig beschäftigt, dasselbe mit Pflanzen zu füllen. Es ist herzerfrischend, zu sehen, wenn unter solchen Umständen ein Kriegsschiff lediglich als Mittel zum Zweck benutzt und dadurch der Zweck selbst vollkommen erreicht wird.

Die Bai von Sufaki ist außerordentlich fischreich; Hunderte von Booten sind täglich damit beschäftigt, Netze, die oft 2 Miles lang sind, auszuwerfen oder die gewonnene Beute in großen kugelförmigen Körben, die dann oft, 10—12 in einer Reihe, von mehreren Booten ins Schlepptau genommen werden, um sie nach den größern Ortschaften an den Ufern der Bai von Jeddo zu Markt zu bringen. Die vorerwähnte Felseninsel scheint ein besonders günstiger Platz, um das Netz zu landen, und bildet dann den Schauplatz einer sehr belebten Scene. Männer, Frauen und oft auch Kinder, manmal 50—60 an der Zahl, ver-

sammeln sich dann an der Westspitze, wo unter der großen Terrasse das sandige Ufer eine passende Stelle bildet. Der Umfang des ungeheuern Netzes wird durch leere auf dem Wasser schwimmende Fässer bezeichnet, die, in Intervallen von etwa 100 Schritt am obern Ende des Netzes befestigt, dasselbe schwimmend halten. Von beiden Enden ist ein Tau nach dem Ufer gebracht, das, von der versammelten Menge ergriffen, unter Schreien, Lachen und allerlei Kurzweil eingezogen wird. Jedes Mitglied dieses piscatorischen Clubs ist zu diesem Zweck mit einem Joch versehen, bestehend aus einem breiten Stück Holz, an dessen beiden Enden Stricke befestigt sind, die in einer Entfernung von 6 Fuß sich in einem einzigen 6 Fuß langen vereinigen, an dessen Ende ein Stückchen Knochen befestigt ist. Schlägt man mit diesem Ende auf das große Seil des Netzes, so bringt seine eigene Schwungkraft dasselbe auf den Strick des Joches zurück und bildet, diesen umwindend, einen Knoten, der, je mehr daran gezogen, immer fester wird, sich aber sogleich löst, sobald der darauf geübte Druck nachläßt. Nun folgt eine Zeit der größten Hast. Jeder zerrt und zieht, als ob von seinen persönlichen Anstrengungen ganz allein der Erfolg des Fischzuges abhinge, befestigt das Ende seiner Jochleine an das Tau, läuft, soweit es ihm das Terrain erlaubt, macht sich los und kehrt schnell ans Ufer zurück, um sich von neuem anzuspannen, bis endlich das Netz einen Halbkreis von etwa 100 Schritt im Durchmesser beschreibt, dessen bewegte Oberfläche zeigt, daß der so eingeschlossene Raum eine reiche Beute von Bewohnern der salzigen Tiefe ein-

schließt. Die Boote, welche früher das Netz auswarfen, sind jetzt am äußern Rande desselben versammelt und viele Hände beschäftigt, die gemachte Beute mit Handnetzen zu fangen und in die vorerwähnten großen Körbe zu verschließen, die, kugelförmig etwa 6 Fuß im Durchmesser mit einer etwa 2 Fuß großen Oeffnung und verschließbarem Deckel versehen, von jedem Boot im Wasser nachgeschleppt werden, um dann, an einer gesicherten Stelle geankert, die gefangenen Fische so lange aufzubewahren, bis sich Gelegenheit bietet, dieselben zu Markt zu bringen.

Die Ufer, welche die Bai von Susaki umschließen, sind hügelig und höher als das westliche Ufer der Bai von Jeddo. Ein Theil davon ist bis zum Gipfel mit fruchtbaren Feldern bebaut, zwischen denen hier und da kleine Gehölze stehen geblieben sind; die beträchtlichern Höhen, von denen einige bis zu 1500 Fuß reichen, sind entweder bewaldet oder an einigen Stellen felsig. Die drei großen Ortschaften an der Bai zählen anscheinend eine jede mehrere tausend Einwohner und gleichen im ganzen allen übrigen Küstenstädten und Dörfern Japans. Die gewohnten Reihen von strohbedeckten Häusern mit Papierfenstern, unterbrochen von solider gebauten Borrathshäusern, deren Ziegeldächer und weißgetünchte Wände die Monotonie mildern, und hier und da ein kleinerer oder größerer Tempel mit Glockenhaus &c. &c. Die Bewohner waren so friedfertig als in irgendeinem Theile Japans. Das Schiff war von früh bis Abend mit Booten umgeben, gefüllt mit alt und jung, neugierig die fremde Erscheinung betrachtend.

Die meisten gehörten den untern Klassen an. Die Beamten, nachdem sie dem an Bord befindlichen kaiserlichen Collegen einen ceremoniellen Besuch abgestattet, ließen sich nicht mehr sehen.

Die kaiserlichen Behörden hatten Kapitän Ward eine Generalkarte von Japan zur Verfügung gestellt, die nicht wie die gewöhnlichen Karten Japans, mehr in Bezug auf die dichtere oder weniger zahlreiche Bevölkerung gezeichnet, sondern vermittels eines ausgedehnten Triangulirungssystems nach den gewöhnlichen geographischen Grundsätzen construirt war. Unter den Hauptpunkten war besonders der große Vulkan Fusiyama hervorragend, von und nach welchem eine große Anzahl von Winkeln genommen war.

Yokuhama, 6. Sept. 1861.

Der „Actäon“ hatte mehrere Tage in der Bai von Susaki gelegen, die Vermessung war beinahe beendigt, und Kapitän Ward dachte daran, in den nächsten Tagen nach Ohosima, der großen, vor dem Eingang der Bai von Jeddo gelegenen Insel, zu segeln, um den Meridian derselben zu bestimmen und vielleicht den darauf befindlichen activen Vulkan zu besteigen, als plötzlich das Kanonenboot „Kingdove“, dessen Besanmast das Pennant von Admiral Hope trug, in Sicht kam und das Signal gab, „Kapitän

des « Actäon » solle an Bord des Flaggenschiffes kommen“. Als dieser zurückkehrte, erfuhren wir, daß neue Mishelligkeiten in Jeddo vorgefallen seien, ein nächtlicher Angriff auf die amerikanische Gesandtschaft stattgefunden habe, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten den Admiral ersucht habe, keine Ansichten photographiren zu lassen, und daß infolge dessen das Vermessungsgeschwader bis auf weiteres die Bai von Jeddo nicht verlassen sollte. Unter diesen Umständen war es vollkommen unnütz, länger an Bord zu bleiben, und so kehrte ich im Kanonenboot „Leven“, Lieutenant C., nach Yokuhama zurück, dort zu warten, bis sich Gelegenheit zur Weiterreise fände.

Den auf diese Weise verursachten Aufenthalt benutzte ich, in der Umgegend mancherlei Aufnahmen zu machen, die in vergangenem Winter aus Mangel an Gelegenheit unterbleiben mußten. So ward noch einmal der Tempel von Daisin in der Nähe von Kawasaki besucht, um die dort gemachten Arbeiten zu ergänzen. Auf der Straße, die dahin führt, hatte im vergangenen Jahre der Sturm einen der dieselbe säumenden großen Bäume umgeworfen, man hatte denselben später weggeschafft und auch den Stumpf mit den größern Wurzeln ausgegraben, wobei man auf einen gewaltigen Stein gestoßen, den die Wurzeln umfaßten. Später, als man unweit von dieser Stelle eine haufällig gewordene Brücke wiederherstellen wollte, gedachte man den hier gefundenen Stein im Fundament zu verwenden; als man denselben aber wegnahm, zeigte es sich, daß er die Decke eines Grabes bildete. In diesem fand man

ein wohlerhaltenes Skelet, an dessen Seite zwei Schwerter lagen, deren größeres beinahe 4 Fuß lang, und zwei Spiegel, von denen der eine zerbrochen. Nachforschungen über den Ursprung dieses Grabes haben sich bisher fruchtlos erwiesen. Niemand der Bewohner aus den umliegenden Ortschaften scheint Kenntniß von dem Vorhandensein des Grabes zu haben, keine Inschrift deutet an, wer hier ohne Grabstein unter einer mehrere hundert Jahre alten Eiche begraben war.

Am Nachmittag dieses Ausfluges war ich am Flußufer beschäftigt, die Fahrboote mit ihrer bunten Menge von Reisenden zu skizziren, und Sachtler hatte das Instrument aufgestellt, um einige Aufnahmen zu machen. Die Landstraße war ungewöhnlich belebt, denn die Zeit der alljährlichen Pilgerfahrten nach dem Fusiyama nahte sich ihrem Ende und die Pilger der nördlichen Provinzen kehrten nach ihrer Heimat zurück. Ein Beamter des Prinzen von Satsuma mit einem zahlreichen Gefolge ließ sich übersetzen, und da so alle Fährboote von ihm benutzt wurden, sammelte sich eine dichte Menge am gegenüberliegenden Ufer. Plötzlich entstand unter diesem Menschenknäuel ein Gedränge, Stimmen streitender Personen wurden laut, Schwerter bligten in der Sonne, und in wenigen Augenblicken hatte sich eine animirte Kauferei entwickelt. Wie sich später herausstellte, hatten die Leute des Prinzen von Satsuma mit den Bootsleuten sich über den Betrag des Fährgeldes entzweit, von Worten war es zu Schlägen gekommen, und ein Theil des Publikums hatte für die Bootsleute Partei

ergriffen. Man ging sich mit solchen Waffen, wie sie eben zur Hand waren, zu Leibe; die Gerüste eines im Bau begriffenen Hauses wurden schnell demolirt und die 15—20 Fuß langen Stangen flogen in allen Richtungen umher, entweder etwaigen Flüchtlingen den Weg zu versperren oder wurden, von starken Armen geschwungen, mit gutem Willen auf die Köpfe der Streitenden niedergebracht. Ein großer Theil der so beschäftigten Personen schien neutrale Gesinnungen zu hegen, denn sie hieben mit der größten Unparteilichkeit nach allen Seiten um sich. Es war eine animirte Scene. Die Streitenden wogten entweder in einem dichten Knäuel auf und nieder oder jagten sich in kleinen Gruppen durch die Felder. Stolperte einer und fiel zu Boden, so waren auf der Stelle einige andere über ihn her, um ihn zu entwaffnen; kam eine der langen Stangen mit Wucht auf seinen Schädel nieder, so fiel er hin, um nicht gleich wieder aufzustehen. Es war dabei sehr beruhigend für uns unbetheiligte Zuschauer, den Fluß zwischen uns und dem interessirten Theil des Publikums zu wissen. Hätte der Vorfall auf dem diesseitigen Ufer stattgefunden, so hätte vielleicht einer der Neutralen seine Unparteilichkeit bis auf uns ausgedehnt, in welchem Falle wir vielleicht mit weniger Blut heimgesehrt wären, als wir am Morgen mitgenommen hatten.

Die kaiserlichen Beamten und ihr Gefolge am südlichen Flußufer saßen mit großer Gemüthsruhe in ihrem Wacht- haus, rauchten und tranken Thee; das gegenüberliegende Ufer gehörte nicht zu ihrem District, folglich brauchten sie

keine Notiz von dem Vorfall zu nehmen. Es hatte, wie sich später erwies, drei Tode und eine Anzahl Verwundeter gegeben.

Ein anderer Ausflug war nach Kamakura gerichtet, an der Ostseite der Bai von Bodowara, unweit vom Macedoniareef gelegen. Um dahin zu gelangen, folgt man dem weiten Thal, an dessen Mündung Yokohama liegt, bis an das obere Ende, etwa 5 Miles entfernt, von wo sich der Weg durch einige kleine Schluchten und über eine Reihe von Hügeln windet. Von dem einige hundert Fuß hohen Gipfel des bedeutendsten derselben hat man eine schöne Aussicht über Mississippibai und Goldsborough-inlet, Zweigen des großen Golfs von Jeddo, deren obere Enden man bald darauf passirt. Die heißesten Stunden des Tages vermeidend, waren ich und Hr. Wilson mit Sachtler um 4 Uhr nachmittags aufgebrochen und gelangten gegen Sonnenuntergang an diese Stelle; die sanft anschwellenden Hügel mit den im üppigsten Grün prangenden Thälern, die weitgedehnte Wasserfläche der Bai mit ihren vielen Buchten, Inseln, Flüsschen und Bächen, die in dieselbe mündeten; die vielen Segel der Dschunken und Fischerboote, welche über die leichten Wellen hinsegelten, und der majestätische Komus des Fusihama waren mit einem sanften rothigen Licht übergossen. Das Dörfchen Kanagawa, in welchem wir die Nacht zuzubringen gedachten, lag beinahe zu unsern Füßen, da aber der Weg des steilen Abhanges halber mit vielen Krümmungen in das Thal führte, so ge-

langten wir erst mit Einbruch der Nacht in das Gasthaus. Dieses letztere war geräumig und, wie fast in allen andern Orten, reinlich. Man bereitete aus den mitgebrachten Vorräthen ein gutes Abendbrot, zu dem Eier, Gurkensalat, Melonen und ein Teller des sehr beliebten Ohfaffimikam. Dieses Gericht wird aus verschiedenen Arten von Fischen bereitet, die einen sehr fleischigen, fetten Rücken haben müssen. Am besten eignen sich Lachs und Seeforelle dazu. Sobald der Fisch aus dem Wasser genommen, schneidet man den fleischigen Theil des Rückens in einem langen Streifen ab, das so erhaltene Fleisch ist vollkommen blutfrei, wird ein wenig geklopft, in sehr feine dünne Scheiben zerschnitten und dann mit Sago gegessen, in die man etwas geriebenen Meerrettich mischt. Der Geschmack ähnelt dem der Austern sehr, und man kann sich so gut an dieses Gericht gewöhnen, daß man Neigung fühlt, ein Ichthyophage zu werden; wo immer die Nähe der See Gelegenheit bot, diese Speise zu bereiten, benutzte man dieselbe auf das eifrigste.

Es geschieht nur selten, daß Fremde diese Gegend besuchen, seltener, daß sie über Nacht dableiben, und so hatte sich ein großer Haufe Neugieriger in und um das Gasthaus versammelt. Diese wurden mit einem bengalischen Feuer amüsirt, zu dem ich auf diesen Excursionen Präparate mit mir führte, um im Fall einer nächtlichen Beunruhigung sogleich genügend helles Licht zu haben. Die bei der preussischen Marine gebräuchlichen Signallichter oder Fackelfeuer eignen sich vortrefflich dazu; schlägt man das an

einem Ende befindliche Zündhütchen auf einen harten Gegenstand, so fängt der Zündstoff sogleich und man hat in weniger Zeit als nöthig ist, eine Kerze anzuzünden, genügendes Licht, um im Umkreis von 50 — 100 Schritt deutlich sehen zu können. Das Feuer brennt etwa 10 Minuten, und kein Reisender, der einem nächtlichen Ueberfall ausgesetzt ist, sollte ohne diese Lichter sein. Im gegenwärtigen Fall war die versammelte Menge höchlich damit amüsirt, später schossen wir alle unsere Revolver ab, um dieselben neu zu laden, und dies demonstrirte zugleich, daß wir wohl bewaffnet waren. Man breitete baumwollene Steppdecken auf den Boden des obern Stockwerks, ein großes Mosquitonez von 12 Fuß im Quadrat ward ausgespannt, und so auf comfortable Weise untergebracht, schliefen alle, bis der Anbruch des nächsten Morgens uns zum Aufbruch mahnte.

Der Isthmus zwischen Kanagawa und Kamakura ist an dieser Stelle nur 7 Miles breit; da ich aber wünschte, daß die Arbeiten der Photographen begonnen würden, sobald die Sonne hoch genug stände (in jetziger Jahreszeit ungefähr um 8 Uhr) und die große Hitze es rathsam machte, um diese Zeit im Schatten zu sein, so ward aufgebrochen, sobald es hell genug war, den Weg zu sehen. Die Fütterung der Pferde und Menschen schoben wir bis zur Ankunft in Kamakura auf, wo ein geräumiges Gasthaus erstern gutes Heu und Bohnen, die Nähe der See den letztern ein reichliches Gericht von Ohsassimi versprach; Hr. S. aus

Schanghai, der uns bis hierher in einem Tragsessel begleitet, ging jedoch nicht weiter, sondern kehrte nach Yokohama zurück.

Yeddo ward erst unter der gegenwärtigen Dynastie, deren Gründer Keje-Tasu war, gegen Ende des 16. Jahrhunderts zur Hauptstadt des Landes erhoben; Taikofama, der Gründer der vorhergehenden Dynastie, benutzte Osacca als Residenz, allein zu Zeiten Horitomo's im 12. Jahrhundert war Kamakura der Sitz der kaiserlichen Regierung. Da die Häuser der Japaner zu allen Zeiten aus ebenso leichtem Material gebaut waren wie in unsern Tagen, so sind die Tempel, Portale, Brücken und Wege die einzigen Spuren, welche darauf hindeuten, daß früher eine große, volkreiche Stadt hier stand. Statt der Wohnungen von Tausenden, die sich einst hier aufhielten, decken jetzt Waldungen die Hügel, Felder die Thäler, die eine malerische Umgebung für die pittoresken alten Bauwerke bilden. Die Zahl der Tempel und Mias ist außerordentlich groß und über einen weiten Flächenraum verbreitet. Die letzten derselben stehen dicht bei Kanagawa. Um jene Zeit scheint es Gebrauch gewesen zu sein, die Begräbnißplätze in Felsen an den Seiten der Hügel auszuhauen, und in allen Richtungen findet man derartige Höhlen, meist jedoch offen und ohne Monument oder Inschrift, gewöhnlich viereckig mit einer Erhöhung an einer Seite, ähnlich den Gräbern, wie sie noch heute in den Sinkuinseln gebräuchlich sind.

Hat man Kanagawa etwa 2 Miles hinter sich, so passiert man ein enges Défilé, etwa 60 Fuß tief in den Kamm

eines Hügels gehauen. Hohe mächtige alte Bäume schließen den Anblick des Himmels und die Sonnenstrahlen beinahe gänzlich aus, die felsigen Seiten sind mit Strauchwerk, Moos und Schlingpflanzen bedeckt; ein dünner Strahl reinen kühlen Wassers rinnt von der Höhe herab in ein kleines künstlich ausgehöhltes Felsenbassin, und alles machte diesen Ort in den heißen Sommertagen zu einer willkommenen Ruhestätte für den Reisenden. Speculation hat sich dieser günstigen Gelegenheit bemächtigt, einige Reihen Sitze sind unter einem an den Felsen gelehnten Strohdach angebracht und eine alte Frau, in Gesellschaft von einer ditto jüngern, hat hier eine jener ambulanten Küchen errichtet, wie man sie in Japan so oft an den Landstraßen findet, um den Reisenden mit Thee, etwas Backwerk oder, wie sich Kämpfer ausdrückt, „auch mit einem stärkenden Süpplein“ zu erfrischen.

In ein anderes nach Westen sich senkendes Thal hinabsteigend, das sich allmählich erweitert, gelangt man etwa auf halbem Wege nach Kamakura an zwei sehr alte Kiefern von merkwürdig verschrobener Form. Eine Brücke führt über den kleinen Bach, der hier seinen Weg in die Bai von Wodowara sucht, und eine Allee endet am Fuß einer steinernen Treppe, an deren oberm Ende ein kleiner Tempel steht. In einer Einzäunung dicht dabei befindet sich das Grab Joritomo's, beschattet von gewaltigen alten Cypressen. Der Zutritt zu demselben ist den Fremden nicht gestattet, und selbst nicht alle Japaner dürfen die Umzäunung betreten; die Umgebung läßt nicht darauf schließen, daß das

Grab des großen Kriegers wesentlich von dem seiner Zeitgenossen verschieden sei. Etwa 3—4 Miles weiter öffnet sich das Thal zu einer Weite von etwas über 1 Mile, eine gewaltige Tempelanlage mit einer thurmartigen Pagode wird sichtbar und eine Anzahl von einfachen Häusern bildet einige Straßen — der ganze Ueberrest der einst so glänzenden Hauptstadt.

Das bedeutendste Bauwerk in Kamakura ist der große Hatshüman, an der Seite eines von Norden nach Süden abgeflachten Hügels liegend, dessen drei große terrassenartig übereinander liegende Portale an beiden Seiten von Ausläufern der hinter ihnen befindlichen Anhöhe umschlossen werden. Hier, so sagt man, wohnte Yoritomo. Eine etwa 50 Schritt breite Straße, von beiden Seiten von gewaltigen alten Kiefern eingefäumt, „Kitokaido“ oder Heerstraße benannt, führt vom Meeresufer in nördlicher Richtung nach dem Haupteingang, zwei gewaltige, aus Granit erbaute Portale stehen eins am östlichen Ende, das andere in der Mitte derselben. Diese bestehen aus zwei Säulen mit einem Querstück darüber, das Ganze von einem aus einem einzigen Steine gebildeten Dach überragt; die Säulen, ungefähr 20 Fuß hoch, messen am dicksten Ende nur 18 Zoll im Durchmesser, das Querstück, etwa 15 Fuß lang, mißt $9 \times 12''$. Ein drittes etwas kleineres Portal steht am nördlichen Ende dieser Straße, die hier auf eine Länge von etwa 300 Schritt an beiden Seiten mit Häusern besetzt ist. Eine Querstraße und ein großer Teich, ganz mit Lotuspflanzen gefüllt, trennen hier die Tempelgründe von der

Ortschaft, eine große steinerne Brücke führt über den schmalsten Theil desselben, auf die Argen der Heerstraße gebaut; diese wird jedoch nur von Personen hohen Ranges benutzt, dicht dabei ist eine kleinere für geringere Leute. Man scheint hier nach demselben Princip gehandelt zu haben wie jener Irländer, der unten in sein Scheunenthor ein Loch gemacht hatte, damit seine Kaze durchkriechen konnte, als aber diese Junge bekam, schnitt er noch ein zweites kleineres Loch daneben, daß die Kätlein auch durchkriechen konnten.

Einige Stufen führen nun zu einem großen hölzernen Portal, dessen beide Seitenhallen von Statuen grimmiger Krieger mit Bogen und Pfeilen in den Händen bewacht werden. Der große Hof, den man nun betritt, enthält sechs Tempel oder Kapellen, von denen fünf von der gewöhnlichen viereckigen Grundform, der sechste, in der linken Ecke befindliche kleinste, achteckig ist und zwei Stockwerke, von einem spitzen Dach überragt, enthält. In der andern Ecke, rechts vom Eingang, steht ein großes, hohes, thurmartiges Gebäude, Dhara genannt, dicht dabei das nun fehlende Glockenhaus. Diese Art Bauwerke habe ich in mehreren der bedeutendern Tempel gefunden, wo sie eine ähnliche Bedeutung zu haben scheinen wie die Wihara in den buddhistischen Tempeln Ceylons und Indiens, und da der Buddhismus selbst in Japan wesentliche Modificationen erlitten hat, so scheint es nicht unmöglich, daß Dhara von Wihara abgeleitet ist.

Die Nordseite dieses Hofes nimmt ein etwa 30 Fuß

hohes Parapet ein, in dessen Mitte eine gewaltige 50 Fuß breite Freitreppe nach dem höhergelegenen zweiten Hofe, das Sanctuarium enthaltend, führt. Das Mauerwerk dieser und anderer Terrassen in Kamakura ist nicht wie derartige Werke in Jeddo und Nangasaki aus polygonisch geformten Blöcken gebaut, sondern die dazu verwendeten gewaltigen Quadersteine sind entweder rechtwinkelig zugehauen oder an einigen Stellen in regelmäßige Sechsecke geformt. An den beiden südlichen Ecken dieser obersten Terrassen stehen zwei kleine Kapellen, rechts neben dem Treppenaufgang aber befinden sich drei große Steinblöcke, die gleichfalls im Geruch großer Heiligkeit zu stehen scheinen; sie sind beinahe ebenso glatt geküßt als der in dem untern Hofe befindliche mystische Felsblock. Die zwei großen Tempel in der Mitte dieser Terrasse sind mit einer Reihe niedriger Gebäude umgeben und der Eingang zu diesem letzten innern Hofe war verschlossen. Die beiden Statuen über dem dazuführenden Portal trugen die zu Zeiten Yoritomo's übliche Kleidung und Kopfsputz und hielten in den Händen Bogen und Pfeile.

Sämmtliche Tempel und Kapellen waren verschlossen und schienen nur selten, bei gewissen Gelegenheiten, geöffnet zu werden. Ein anderer, in nordwestlicher Richtung 1 Mile entfernt gelegener Tempel war, so sagte man uns, seit 200 Jahren geschlossen. Er war dem Kriegsgott gewidmet und wird nur in Kriegszeiten geöffnet. Diese letztere Tempelanlage bot einen ganz eigenthümlichen düstern Anblick. Der erste von einem steinernen Parapet umgebene

Hof war mit Kies bedeckt, ohne die sonst üblichen Anlagen von Gras und Blumen. Reihen gewaltiger alter Cypressen, längs der Umfassung gepflanzt, erregten eine ernste Stimmung. Das große Portal war geschlossen, und erst nach langem Parlamentiren ließ uns der Pförtner durch ein kleines Seitenpförtchen ein. Ein großer, mehrere hundert Schritt langer Raum war mitunter nur mit ungeheuern Cypressen beschattet, deren knorrige Aeste und Stämme wunderliche groteske Formen zeigten. Die innern Portale und Tempelgebäude waren aus Holz mit gewaltigen Strohdächern geformt, allein weder Farben noch Vergoldung verzierten das kalte monotone Grau, mit welchem die Zeit dieselben bekleidet. Die Pfade waren mit großen Quadersteinen belegt, die Abflüsse des Regenwassers in steinerne Rinnen geleitet; alles kalt, abgemessen und ernst. An einer düstern schattigen Stelle war eine Quelle in ein großes bronzenes Bassin gefaßt, den Kelch einer Lotosblume darstellend, in deren Mitte das Wasser emporquoll und dann langsam und lautlos über die grünen Seiten nach unten trüffelte. Der einzige versöhnende Zug in diesem unheimlichen Bilde war ein kleiner, hinter den Wohnungen der Priester gelegener Garten, und selbst dieser athmete einen leisen Hauch von Melancholie, denn die kleine sonnige Stelle war rings von gewaltigen dunkeln Cypressen umschlossen und die zarten rosenfarbigen Tinten der Lotosblumen spiegelten sich in der dunkeln Fläche eines unheimlichen kleinen Teiches ab.

Etwa eine halbe Meile weiter, in der Nähe eines kleinen

Tempels, war eine Stelle zur Verbrennung der Todten. In einem großen Sandsteinfelsen hatte man eine Menge kleiner Kapellen ausgehöhlt; anscheinend ohne bestimmten Plan, waren sie nebeneinander und in mehreren Stockwerken übereinander unregelmäßig vertheilt, durch gleichfalls in den Felsen gehöhlte Treppen miteinander verbunden. Die unterste Höhle war die größte von allen, und in einer Ecke derselben standen eine Anzahl Oefen, in denen die Verbrennung der Leichen stattfindet.

Eine Meile in südöstlicher Richtung von Hatschüman, am Ende eines kleinen Seitenthales, befindet sich eine Kolossalstatue des Buddha, hier als Mikosi Kanti (Erhabener Gott) oder Taiho (Großer Weiser) bezeichnet. Wie überall ist der Gott in sitzender Stellung mit untergeschlagenen Beinen, das Haupt nachdenkend vornüber geneigt, dargestellt. Die Figur mißt, exclusive des Piedestals, 30 Fuß, ist aus Bronze gegossen und hohl; der Raum im Innern enthält eine Kapelle. Dieses Standbild ist an Größe das zweite in Japan, ein anderes gleichgeformtes in Miako mißt 60 Fuß, beide sind jedoch nicht aus Einem Stück gegossen, sondern aus Sectionen von je 5 Fuß Höhe zusammengesetzt. Es ist in der gelehrten Controverse über die Existenz des Kolosses von Rhodus viel über die Möglichkeit gesprochen worden, eine Metallstatue herzustellen, deren Fußzehe so groß wie ein Mann sei, unter deren gespreizten Beinen eine Galere mit aufgerichtetem Mast durchfahren könnte. Wäre gegenwärtiges Standbild in stehender Stellung, so würde es über 50 Fuß messen, das Gegenstück in Miako

aber über 100, was genügend demonstriert, daß so große Figuren nicht nur existiren konnten, sondern thatsächlich noch bestehen.

Folgt man dem Meeresufer in westlicher Richtung, ungefähr 4 Miles weiter, so gelangt man an die kleine Insel Inosima, ein anderer sehr populärer Wallfahrtsort, denn in den von den Wellen ausgewaschenen Felsenhöhlen der Westseite befindet sich eine berühmte Kapelle des Gottes der Fluten, dem außerdem hier noch mehrere Tempel gewidmet sind. Die Pilger der nördlichen Provinzen wählen bei ihrer Rückkehr vom Fusiyama gewöhnlich diese Straße, um alle diese Wallfahrtsorte zu besuchen, und eben jetzt kamen sie täglich in zahlreichen Scharen vorübergezogen.

Ich hielt mich mehrere Tage hier auf; ein großes Gasthaus, dicht am Eingang des Natshüman gelegen, bot gutes Quartier und Verpflegung für uns alle, die interessantesten Gegenstände skizzirte ich oder ließ dieselben photographiren, und ich würde gern längere Zeit hier geblieben sein, hätten nicht einige unangenehme Vorfälle gezeigt, daß besonders unter den Priestern nicht überall eine freundliche Stimmung gegen die Fremden herrschte. An einigen Orten begnügte man sich, uns den Zutritt zu den Tempeln zu verweigern. Diese Schwierigkeiten wurden meist durch ein Geschenk oder etwas besänftigendes Getränk beseitigt, bei zwei Gelegenheiten aber war die Kundgebung unfreundlicher Dispositionen ernsterer Art. Das eine mal, als wir früh am Morgen nach dem Tempel des Kriegsgottes ritten, um dort den Tag über zu arbeiten, wurden wir von einem Priester

mit einer Flut von Schimpfworten überschüttet. Der gute Mann saß im obern Stockwerk, umgeben von junger Damenwelt, und war des süßen Weines voll. Er gesticulirte und schrie auf die animirteste Weise und machte sich ohne alle Veranlassung sehr roth im Gesicht. Wir nahmen alles, was er sagte, als Complimente auf und dankten ihm höflich dafür, was die Lacher auf unsere Seite brachte. Das zweite mal ward der Fall bedenklicher. Wir kehrten von einem Ausflug nach Inosima zurück und waren auf dem Wege nach dem großen Buddhahilde, wo am Nachmittag gearbeitet werden sollte.

Ich besuchte Kamamura noch ein zweites mal, bei Gelegenheit einer Picknickpartie, von einer Anzahl der in Yokuhama residirenden Amerikaner zu Ehren von Mrs. S., Frau des Missionars Dr. S., gegeben, die bald nach Amerika zurückzukehren gedachte. Wir hatten unsere Pferde am Tage vorher nach Kanagawa vorausgeschickt, da wir bis dahin in Barken zu fahren gedachten, und waren schon um 4 Uhr des Morgens unterwegs. Lieutenant Bullock nahm uns mit seinem Kanonenboot, die „Dove“, ins Schlepptau, und so waren wir schon um 7 Uhr in Kanagawa. Hier hatten die gleichfalls am Tage vorher abgeschickten Köche ein gutes Frühstück aufgetischt, welchem volle Gerechtigkeit wurde.

Nachdem alle Hoffnung verschwunden, noch eine Passage nach Nikolajewsk zu erlangen, war auch dieses Jahr so weit verfloßen, daß die Zeit der Teifuns herangerückt war, in der Passagen von Japan nach China nur selten erlangt werden können; außerdem war mir unbekannt, wo sich das Expeditionsgeschwader zur Zeit aufhielt, und so hielt ich es für zweckmäßig, in dem amerikanischen Schiff „Carrington“ Passage nach San-Francisco zu nehmen und von da über Land nach Newyork zu reisen, von wo ich nach Berlin zurückzukehren gedachte. Vorher schiffte ich alle schwere Bagage an Bord der „Gloise“ nach London ein, mit welcher mein Begleiter Sachtler direct segelte. Am 17. verließen wir Yokuhama und segeln jetzt mit günstigem Winde über den Stillen Ocean.

XXIII.

Von San-Francisco mit der Ueberlandpost.

Sacramento. Die Ueberlandpost. Placerville. Wege, Pferde, Kutscher und Kutsche. Getränke. Frühstück in Strawberry. Die Bergstraße. Carsonvalley. Carsoncity. Rivalität der verschiedenen Städte im Territorium. Ein Agent. Neue Reisegefährten. Eine Nacht in Virginiacity. Fort Churchhill. Californische Dragoner. Die Gebirgsböde. Salzfelber. Große Trockenheit. Poststationen. Faustrecht und seine Folgen. Indianer. Saltlakevalley.

Am 20. Oct. abends verließ ich die Küste des Stillen Oceans, die ich eben von Yokuhama in 26 Tagen erreicht hatte, um von Sacramentocity aus über das Felsengebirge nach Newyork und Deutschland zu reisen.

Bis Sacramentocity fährt ein Flußdampfer, elegant und bequem wie fast alle derartigen Fahrzeuge in Amerika, mit einer bunten Menge gemischter Gesellschaft als Passagiere besetzt. Meine Wiederkehr ins transatlantische Adoptivwaterland ward sogleich beim Beginn der Ueberlandreise auf passende Weise gefeiert. Auf dem Wege vom Ufer nach dem Hotel (wir kamen in der Morgendämmerung an) ward

mir meine Reisetasche mit zwei Uhren und einer Summe Geld gestohlen. Ich machte sogleich der Polizei Anzeige und bot eine gute Belohnung für Wiederauffindung des Eigenthums. Schon am Abend brachte man mir die Reisetasche wieder, die unweit des Ufers hinter einem Schuppen gefunden worden; Geld und Uhren jedoch waren nicht mehr in derselben.

Zum Glück hatte ich einen Theil meines Reisegeldes in der Tasche, ebenso einen werthvollen Taschchronometer, den mir Prof. Lepsius für die Reise geliehen; hätte ich letztern auch noch eingebüßt, so wäre mein Verlust in der That unersetzlich gewesen, denn Lepsius hatte denselben während seiner Expedition nach Aegypten geführt, ihn später an Dr. Barth geliehen, der ihn mit nach Afrika genommen und wieder heimgbracht, und jetzt war er unter meiner Obhut.

Sacramento gleich Francisco zeigt nur wenige Spuren seiner frühern Außenseite, und die Ueberreste von Suttersfort sind beinahe die einzigen Landmarken aus alten Zeiten. Der fruchtbare, ergiebige Boden des Thales ist fast überall urbar gemacht, und die alljährlichen reichen Ernten ermöglichen eine beträchtliche Ausfuhr von Cerealien.

Von Sacramento bis Placerville bietet die Gegend wenig Interessantes. Bis Folsome gelangt man auf der Eisenbahn, die erste und bis jetzt einzige in Californien, der Anfang jenes großen Schienenweges, der vielleicht in nicht zu langer Zeit die beiden Küsten dieses weiten Continents verbinden wird. In Folsome verläßt man die

Bahn, und von da geht es weiter mit Wagen und Pferden. Der Preis von Sacramento bis nach St.-Joseph in Missouri beträgt 150 Dollars, incl. 25 Pfd. Gepäck; Ueberfracht ward mit 1 Dollar pr. Pfd. bezahlt. Für Verköstigung muß ein jeder selbst Sorge tragen. Im Durchschnitt kann man einmal, oft auch zweimal des Tages, während des Pferdewechsels, eine Mahlzeit erlangen, die nach Befinden der Umstände mit 1 — 1½ Dollar bezahlt wird. In den höchsten Regionen der Felsengebirge besteht dieselbe oft nur aus Speck, hartem Brot und dünnem Kaffee; bis Carsoncity in der Sierra-Nevada jedoch sind gutes Fleisch, Wildpret aller Art, Gemüse, Früchte, fast überall zu haben. Bis dahin fährt man in einer geräumigen, gepolsterten Postkutsche, mit Sitzen für neun Personen, die später gegen einen sehr leichten Wagen, mit einem leichten Zeltdach, vertauscht wird.

Der Anfang der Reise bot keine besondern Schwierigkeiten. Wir waren nur vier Passagiere, Hr. A. aus Newyork, der im selben Schiff von Jeddo gekommen war und der gleichfalls nach Newyork reiste, sowie zwei Residenten von Carsoncity, ziemlich gebildete Leute, mit denen es sich gut verkehren ließ. Infolge des schönen milden Wetters, im Herbst dieser Regionen, waren die Straßen in gutem Zustand, und die vier großen kräftigen Pferde trabten munter und schnell über das sanft anschwellende Hüggelland. Der röthliche Lehmboden deutet überall auf das Vorhandensein von Goldsand, und jedes Flüsschen, jeder Bach wird, so oft es das Terrain gestattet, in kleinen Kanälen abge-

leitet, um das kostbare Metall auszuwaschen. Die Niederungen zwischen den Hügeln sind nach jeder Richtung hin aufgewühlt und Goldwäscher aller Nationen, unter denen die Chinesen bei weitem am zahlreichsten vertreten sind, bringen den kostbaren Schlamm nach den Waschrögen, wo die erdigen Theile sich absondern und alle fließenden Gewässer dick und schmutzig machen, während das Gold zu Boden sinkt und von Zeit zu Zeit gesammelt wird.

Gegen Mittag erreichten wir Placerville 50 Miles von Sacramento. Dieser Ort, von jetzt etwa 500 Häusern, liegt am Ausgang eines engen Thales von hohen steilen Bergen umgeben. Der kleine ebene Theil, von einem Bach durchschnitten, auf dessen beiden Ufern der Ort liegt, war früher eine der ergiebigsten Wäschereien, und kaum 1 Fuß breit Boden existirt, der nicht mehrmals umgewühlt worden ist. Die Felsen enthalten verschiedene goldreiche Quarzadern, mehr als eine Compagnie hat hier Mühlen errichtet und bringt die Erze auf bergmännische Weise aus.

Bald nachdem man Placerville verläßt, gelangt man in die allerursprünglichsten Zustände. Die Bevölkerung trägt hier schon sehr das Gepräge jener Abenteuerlichkeit, die noch vor wenigen Jahren in ganz Californien herrschte. Lange Züge von Maulthieren kamen mit Erz beladen nach der Stadt, wo dasselbe an die Compagnien zu weiterer Ausbeutung verkauft wird, oder verlassen dieselbe, mit allerhand Borräthen beladen, die nach den höhergelegenen Bergwerken und Wäschereien der Sierra-Nevada gesendet

werden. Baqueros in ihren bunten Sevapas, mit großen klirrenden spanischen Sporen an den Füßen, die lange Machete im Stiefel, treiben Heerden von Schlachtvieh, Pferden oder Maulthieren nach den Städten der Niederungen; Indianer bringen Wild zu Markte und gelegentlich begegnet man den Ochsenwagen der Emigranten, die im Frühjahr das Ufer des Missouri verlassen, und jetzt nach langer beschwerlicher Reise das Ziel ihrer Pilgerfahrt erreichen.

In der Neuzeit war die Emigration über Land bis Californien weniger zahlreich als in den Jahren 1847—50. Die meisten Auswanderer bleiben in den Districten Utah, Nevada oder Colorado; viele auch siedeln sich an passenden Orten längs der großen Heerstraße an, wo sie ihr Heu, Korn und Fleisch zu guten Preisen an andere noch auf der Reise befindliche Familien verkaufen.

Nach wenigen Jahren schon wird der größte Theil jener Regionen von einer Reihe von Ansiedelungen durchkreuzt werden, von denen sich dann die wachsende Bevölkerung rechts und links weiter ausbreitet.

Das Gespann bestand hier und bei weitem Stationen meist aus halbwildem Pferden, von denen manche noch nie vorher eingespannt gewesen waren. Die Passagiere nahmen ihre Sitze ein, ehe die Pferde aus dem Stall kamen. Diese erschienen dann, ein jedes von zwei Mann geführt, die sie durch allerhand listige Manöver zu bewegen suchten, sich einspannen zu lassen. Nach Besiegung von allerhand Widerspenstigkeit, Ausschlagen und Beißen von seiten der

auführerischen Bierfüßler ist dies endlich vollbracht, der Kutscher nimmt seinen Sitz, ergreift die Zügel, sucht sein Gespann durch einige kräftige «Whoa, Whoa!» zu besänftigen, warnt die Passagiere «Gentlemen, steady», ruft dann den dienstbaren Geistern, die sich an die Köpfe der Pferde gehängt haben, sein «let go» (laßt los) zu, und dahin geht's, Gott geb's gnädig!

Von Placerville windet sich die Straße meist durch enge Thalschluchten, oder am Rande steiler Abhänge hinlaufend, bergauf, bergab.

Der schmelzende Schnee und die Regengüsse des Frühjahrs haben an vielen Stellen das Erdreich weggewaschen, und große Felsbrocken machen die Straße sehr uneben. Einen Hemmschuh anzulegen fällt dem Kutscher selten ein, mir wenigstens ist kein derartiger Fall vorgekommen; im Galop geht es den einen Abhang hinab, den andern hinauf; Kutscher und Conducteur, in den meisten Fällen sich häufig mit copiosen Dosen von Whisky stärkend, regen beständig die halbwilden Pferde durch Schreien und Sauchzen noch mehr auf, und die Passagiere, sich mit beiden Händen festhaltend, werden bald auf die eine, bald auf die andere Seite geworfen, oder stoßen mit den Köpfen gegeneinander oder gegen die Decke. Zieht man noch in Betracht, daß die Brücken aus rohen Baumstämmen, welche über die, die Straße kreuzenden Bäche oder kleinen Schluchten führen, oft morsch und schadhast sind, daß manchmal Bäume, vom Winde umgeweht, über den Weg gefallen, oder Felsbrocken von Höhen herab in denselben gerollt sind, oder,

daß es vielleicht einigen spaßhaften Gefellen eingefallen ist, den natürlichen Hindernissen noch ein künstliches zuzufügen, um den Passagieren eine unschuldige Ueberraschung zu bereiten, so kann man sich leicht vorstellen, in welcher angenehmer Aufregung man sich fortwährend befindet, und mit welchem Interesse man bei solchen scharfen Biegungen, um die der Wagen herumgeschleudert wird, zu berechnen sucht, ob es blos einige Beulen und Stöße abgibt, ob der Wagen gegen einen Baumstamm oder Felsblock rennen, oder vielleicht in das Thal hinabrollen wird. Schlaf ist unter solchen Umständen natürlich selten möglich; der Herr aber erbarmt sich der Unschuldigen und der Betrunknen, und so gelangten wir, mit Ausnahme obbesagter Beulen, unbeschädigt über die Höhen der Sierra Nevada.

Auf den Stationen zwischen Placerville und Carsoncity gibt es noch überall, außer ziemlich guten Nahrungsmitteln, auch andere Erfrischungen, vortreffliche Milch, californischen Wein, der dort in großen Quantitäten und ziemlich gut erzeugt wird, Bier und den unvermeidlichen Whisky. Je weiter man sich von der Küste des Pacifico entfernt, desto seltener werden die erstgenannten Getränke, bis zuletzt nur noch der „Unvermeidliche“ in einsamer Größe prangt. Da der Transport meist sehr schwierig ist, folglich die Waaren sehr vertheuert, sodaß die Gallone Whisky, die in San Francisco mit 1 Dollar bezahlt worden ist, in Carsoncity 5 kostet und weiterhin noch mehr, so sind erfinderische Geister auf den Einfall gekommen, diesen einträglichen Handelsartikel in concentrirter Form einzuführen.

Der stärkste Alkohol wird mit Strychnin, Tabacköl und ein wenig Vitriol oder Cayennepfeffer, um Hautgout zu geben, versetzt, und dann mit einer entsprechenden Quantität Wasser verdünnt, um das Gemisch ausgiebiger zu machen. Diese vortrefflichen gesundheitsbefördernden Mischungen werden dann von der Volksstimme, je nachdem sie mehr oder weniger effectiv befunden werden, mit mancherlei unschuldigen, passenden Namen belegt. Die erste Klasse ist: «Lingering misery» oder langsames Elend. Es soll Leute gegeben haben, die dasselbe mehrere Monate lang genossen haben und sich noch unter den Lebenden befunden. Nr. 2 wird «Instantaneous death» oder augenblicklicher Tod genannt. Nur wenige bevorzugte Männer überleben, nach erfolgtem Genuß, den nächsten Tag. Die dritte und berühmteste Sorte ist der sogenannte «Rifle» oder Büchsenwhisky. Er tödtet auf 100 Schritt sicher.

Letztere Klasse ist besonders in den Bergwerksbezirken des Nevadaterritoriums sehr beliebt. Viele behaupten, daß das Wasser durch die dort fast überall reichlich vorhandenen Kupfer-, Blei-, Zinnober- oder Arsenikerze vergiftet sei; um diese schädlichen Einflüsse zu neutralisiren, mischen viele in einen Theelöffel Wasser eine halbe Pinte von besagtem Getränk, und haben so die Genugthuung, das Gift in einer andern Form einzunehmen.

Am 22. bei Tagesanbruch langten wir in Strawberry an. Ein Duzend Häuser, in einer geräumigen Thalebene gelegen, bilden diesen Ort, in dessen Mitte die langen Hallen des „Hotels“, von einem großen umzäunten Hof

umgeben, stehen. Da hier in den benachbarten Thälern viel Heu geerntet wird, so bildet der Ort einen bequemen Haltcpunkt für die Maulthiertreiber, die hier, besonders im Spätherbst, Winter und Frühjahr, ihren ermüdeten und halbverhungerten Thieren einige Ruhe gönnen. Im Hotel hatten mehr als hundert Personen die Nacht zugebracht, meist in ihre Decken gewickelt auf dem Boden liegend, und diese verwirrte Masse begann jetzt, sich wieder in einzelne Individuen aufzulösen, die gähmend und sich streckend aufstanden, entweder einen guten Platz am gewaltigen Kamin suchten, denn in diesen höhern Regionen waren die Nächte bereits empfindlich kalt, oder die ihr Blut auf chemischem Wege zu erwärmen suchten, durch Genuß einer halben Pinte der obenerwähnten Herzstärkungen. Der langanhaltenden Trockenheit halber waren die Straßen sehr staubig; Hr. A. und ich waren unerschütterliche Anhänger der Reinlichkeitsgrundsätze und hatten uns einer großen Wasserbutte bemächtigt; der Conducteur gab uns den wohlgemeinten Rath, auf der Weiterreise dergleichen Ablutionen zu unterlassen, dahingegen Gesicht und Hände mit Fett einzureiben. Drei Tage später hatten wir beide Ursache, zu bereuen, diesen Rath nicht sogleich befolgt zu haben; in der kalten, trockenen Luft war die Haut an Gesicht und Händen aufgerissen, der feine alkalielhaltige Staub, der bald, nachdem man Carsoncity verlassen, sehr lästig ward, machte die Rauheit der Haut entzündlich, Gesicht und Hände schwellen auf, schmerzten, und blieben so mehrere Wochen.

Der Frühstückstisch war gut und reichlich besetzt, in der

That war es die letzte gute Mahlzeit, die wir genossen, bis Saltlakecity erreicht war; da aber die Anzahl hungeriger Magen dreimal größer war als die der Plätze am Tisch, so erforderte es einen nicht geringen Grad von Gewandtheit, sich des nöthigen Quantums von Speisen zu versichern, und des Schreiens: Pork and beans waiter! Coffee waiter! Beefsteak waiter! Sausages waiter! Ham and eggs waiter! Potatoes waiter! &c. (Schweinefleisch- und Erbsen-Aufwärter! Kaffee-, Beefsteak-, Bratwurst-, Schinken- und Eier-, Kartoffel-Aufwärter) war gar kein Ende.

Die Mahlzeit ward ohne großen Zeitverlust beseitigt und weiter ging die Reise. Die Gegend bietet wenig Abwechslung, Wald und wieder Wald, vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen, selten eine kleine Lichtung oder ein freier Blick über Thalgründe und die sie umschlingenden Höhenzüge.

Die Vegetation dieses Theils der Westküste von Amerika unterscheidet sich wesentlich von den Urwäldern der östlichen Staaten und des Mississippithales. Die gewaltigen, nicht zu dicht stehenden Cypressen, Tannen und Kiefern der weniger häufigen Laubbölzer, haben meist hohe, gerade Stämme, die Aeste fangen erst in beträchtlicher Höhe vom Boden an, und da nur selten Unterholz oder Gebüsch vorkommt, so entsteht jene domartige Wölbung, wie sie in so vielen Waldungen Deutschlands zu finden ist.

Dieser an Culturforsten erinnernde Charakter wird noch erhöht durch die sorgfältige Benutzung des Holzes und die

Vorsichtsmaßregeln, welche getroffen sind, um der Verwüstung oder Zerstörung dieser gewaltigen, werthvollen Waldungen vorzubeugen. Westlich von der Sierra-Nevada sind die Gebirgszüge größtentheils kahl, die meisten Thalgründe unbewaldet, viele derselben aber culturfähig und besonders zur Viehzucht wohl geeignet. Das zu Gebäuden, Einzäunungen &c. &c. nöthige Holz wird nur meist den östlichen Hängen der Sierra-Nevada entnommen, und einzelne Individuen sowol als Gesellschaften haben bedeutende Waldstrecken aufgekauft. Während man in den östlichen Staaten den Urwald aussrottet und verbrennt, um Raum für den Feldbau zu gewinnen, friedigt man hier die Waldungen ein, um das unter diesen Umständen so werthvolle Holz zu schützen. So sieht man denn während vieler Meilen Breterzäune längs der Straße hinlaufen, denn die holzverschwenderische sogenannte virginische Rail-fence zu bauen, die aus gespaltenen, kreuzweise übereinander gelegten Stämmen besteht, ist man hier schon zu sparsam geworden. Da, wo ein Gebirgsbach die nöthige Wasserkraft erzeugt, findet man Sägemühlen; da aber in diesen Regionen während vieler Monate große Trockenheit herrscht, so hat man seine Zuflucht zum Dampf genommen, und verschiedene Mühlen werden durch diesen getrieben. Um die zu den so ausgedehnten Umfriedigungen nöthigen Breter gleich an Ort und Stelle zu sägen, hat man kleine Dampfmaschinen auf einen Wagen befestigt, die, an der gewünschten Lokalität angelangt, mit einer daneben aufgestellten sogenannten Circularsäge in Verbindung gebracht, dieselbe treiben, und

hat so das gewünschte Resultat in vollkommenster Weise erreicht.

Ungefähr 120 Miles von Sacramento hat man den Rand des großen Thales (Carsonvalley) erreicht, in dessen Mitte Carsoncity liegt. 2000 Fuß tiefer und fast zu unsern Füßen dehnten sich die reichen üppigen Weidengründe meilenbreit und mit zahlreichen Rinderherden, anscheinend nicht größer als Ameisen, bedeckt, aus. Jenseits thürmten sich wieder gewaltige Gebirgszüge, von höhern schneebedeckten Gipfeln überragt, bis weit hinaus, wo sie sich in blauer klarer Ferne verloren. Hat man viele der bedeutendsten Gebirge der Erde gesehen, so ist man vielleicht geneigt, den Alpen den Preis zuzuerkennen; ich selbst halte auch jene wunderbaren gewaltigen Urformen für das Großartigste, Schönste, Unvergänglichste, das ich je gesehen, und kein anderes Naturbild hat jene im frühesten Mannesalter empfangenen Eindrücke verwischen können; dennoch muß ich aber diesen Blick über die Sierra-Nevada als außerordentlich schön, großartig und erhebend bezeichnen. Es fehlt diesen Gebirgen der wildromantische Charakter der Alpen, das hellstimmernde Eis, die zackige Form der Gletscher, die erdrückend üppige Vegetation der Cordilleren, denn die Contouren bestehen in langen geschweiften Linien; allein die Massen sind so gewaltig, die Formen so ungesformt, die Dimensionen so ausgedehnt, daß der Anblick das Herz groß macht.

In den meisten großartigen Gebirgen dringt sich ein Gefühl der Abgeschlossenheit auf; die gewaltigen starren

Blöcke bilden scharfe, anscheinend unübersteigbare Grenzen, und nur das Bewußtsein, daß jenseit derselben auch Menschen wohnen, fühlen und denken, leitet die Gedanken in die Ferne. Hier ist es nicht so. Obgleich die Grenzen gewaltig und erdrückend sind, schweift das Auge über dieselben hinweg, hinaus in die Ferne, wo Gebirgszug über Gebirgszug sich ausdehnt, mit tiefen Thälern und gewaltigen Hochebenen, bis weit, weit draußen alles im blauen Aether verschmilzt.

Die Straße, welche hinab in das Thal führt, gibt an Kühnheit der Conception und Ausführung jener über den Simplon, den St.-Gotthard oder die Via-Mala nicht viel nach. Die Terrainschwierigkeiten sind hier nicht so bedeutend, es ist genug Raum vorhanden, um die geneigten Ebenen lang und mäßig steil zu machen; Felsen brauchten selten gesprengt zu werden, Tunnel waren gar nicht nöthig und Brücken selten; allein man bedenke, daß diese Straße inmitten einer Dede erbaut wurde, daß die dazu nöthigen Arbeitskräfte dem sehr dünn bevölkerten Staat Californien entnommen, wo immer noch das Goldfieber herrschte, und daß alle Lebensbedürfnisse für diese Arbeitermenge von der Küste des Stillen Oceans über das ganze Gebirge gebracht werden mußten.

Die Straße ist an den meisten Stellen 50 Fuß breit, und an den Stellen, wo eine jähe Wendung stattfindet, noch breiter; unser Kosselenker aber hatte sich mit einer Extraquantität Whisky begeistert, und so ging es bergab in tausendem Galop, daß die Haare allmählich eine nach

oben strebende Stellung annahmen. Das Gespann waren Mustangs aus Neumexico, noch wenig an das Geschirr gewöhnt, und hatten die liebenswürdige Eigenthümlichkeit, daß, wenn man das lachende Gebell der Cojotes (Prairiewölfe) nachmachte, sie große Neigung zum Durchgehen zeigten. Damit amüsirte sich dann unser Herr Kutscher fortwährend und mit besonderer Vorliebe an Stellen, wo schroffe Wendungen stattfanden, und so schwebten wir in angenehmer Ungewißheit, ob wir zunächst nach Carsonvalley oder ohne Umweg in die Ewigkeit gelangen würden.

Letzteres fand vorläufig noch nicht statt, sondern wir trafen zuvörderst in Genoa ein, eine Ansiedelung, die bei ihrer Begründung große Hoffnungen erregte, jetzt aber von der vortheilhafter gelegenen Carsoncity überflügelt war. Gegenwärtig wird Genoa von einigen hundert Personen bewohnt, die entweder Verkaufsläden verwalten, in denen Getränke den Hauptbestandtheil ausmachen, oder in den Sägemühlen der Nachbarschaft arbeiten. Die hier etwa 15 Miles am Fuß der Gebirge sich hinwindende Straße ist theils sandig, theils aus Steingeröll bestehend, und der Sand scheint sich über die ganze Fläche des Thales zu erstrecken. Das schöne üppige Gras, das darüber gewachsen, erhält seine Hauptnahrung und Düngung jedenfalls durch die beim Schmelzen auf den Gebirgen erzeugte theilweise Ueberschwemmung im Frühjahr und den durch die Mitte sich windenden Carsonriver.

Carsoncity zählt jetzt vielleicht 1500 Einwohner, und

rühmt sich einer ziemlich großen Anzahl ganz civilisirt aussehender Häuser, denn nur etwa 1 Mile vom Fuß der Hügel gelegen war das zum Bau der Häuser nöthige Holz mit Leichtigkeit zu beschaffen, und so sind ein Hotel von ziemlich großen Dimensionen und mehrere größere oder kleinere Wohngebäude oder Geschäftslokale entstanden. Außerdem ist jetzt hier der Regierungssitz des Territoriums Nevada, der ihm für lange Zeit von einer andern Ansiedelung, Virginiacity, streitig gemacht wurde. Der Fieberkrieg zwischen den Bewohnern beider anstrebenden Städte in den daselbst erscheinenden Zeitungen (je eine für eine Stadt), wo die eigenen Ansprüche und gebotenen Vortheile möglichst glänzend geschildert, das Unglück aber und das Verderben, das dem ganzen Territorium drohe, wenn dem Gegner der Preis zuerkannt würde, in ebenso graphischer Weise dargestellt wird, war sehr ergötzlich. Dem «Territorial Enterprise» (Journal in Carsoncity veröffentlicht) zu glauben, ist Virginiacity ein Schmutzloch; Klima: Stürme und Schnee; Wasser: eine Auflösung von Arsenik, Blei und Kupfererz; Holz: keins, außer Artensiasträuchen; kein guter Besitztitel für Grundeigenthum zu haben, und kein Grundeigenthum zu finden, das besitzenswerth erscheint. Dem «Independent Miner» (Verfechter von Virginiacity) zufolge aber ist Carsoncity ein bloßer Zufall; Beschäftigung der Einwohner: den Fremden, die nach Virginiacity wollen, den Weg zu verlegen; Handel: Verkauf von Whisky, und auch dann so flau, daß Menschen, die von einer Trinkstube in die andere gehen, mitten auf der Straße

einschlafen; Erzeugnisse: Gras und Unkraut, was auf dem Marktplat wächst.

Eine dritte im Territorium gelegene Embryostadt von einem Duzend Häusern, Silvercity, besitzt keine Zeitung, um ihre Ansprüche als Hauptstadt zu vertreten; die Einwohner zucken stillschweigend mit den Achseln und bebauern die Kurzsichtigkeit der Menschheit, die nicht in Silvercity den einzigen genügenden Punkt für Locirung des Regierungssitzes entdeckt.

Ein Halt von einigen Stunden, um die Ankunft der Post von Virginiacity zu erwarten, ward benutzt, um im Hotel eine Mahlzeit einzunehmen, und zwar die letzte, bei welcher ein Tischtuch benutzt ward, bis Saltlakecity erreicht war.

Während wir diese Mahlzeit verzehrten, erschien ein ziemlich schäbiges, mit Whisky gefülltes Individuum, und nahm, ohne eingeladen zu sein, mit der größten Herablassung theil daran, wodurch er Veranlassung gewann, ein belohnendes Gespräch mit uns anzuknüpfen, und bald hatte er sich als einen „Agenten“ zu erkennen gegeben, der Besitztitel für Antheile der verschiedensten Bergwerke in Washoe zu verkaufen hatte. Da gab es „Claims“ der verschiedenartigsten Natur, mit den wunderlichsten Namen: Washoe, Cedar-Hill, Billy-Choller, Comstock, Miller, Don, Lady Bryant, Mammoth, Woolly-Horse, Wake-up-Safe, Root-Hogordie, Wild-Cat, Grizzly-Hill, Same-Horse, oder wie die Erzgänge alle hießen, ein jeder davon mindestens 1000 Dollars für den laufenden Fuß werth, den er jedoch augenblicklich für

weniger, sage 10 — 25 Dollars verkaufen wollte. Leider fühlte keiner unserer Gesellschaft den Beruf in sich, den Bergwerksbetrieb zu übernehmen, und so entfernte sich unser neuer humaner Freund in misvergnügter Stimmung.

Zwei anderweitige Passagiere nahmen hier die Plätze ein, welche durch das Zurückbleiben der beiden frühern vacant geworden waren. Der eine war ein Bewohner von Saltlakecity, Col. T., ein Mann, dessen Name, in Verbindung mit den Explorationen dieser Gegenden, viel und rühmlich genannt worden ist, und der eben jetzt die Vermessung einer neuen kürzern, bessern Straße vollendet hatte und zu seiner Familie zurückkehrte. Der andere war ein Engländer, der anscheinend Geschäft und Vergnügen miteinander verband, d. h. er reiste durch diese Gegenden, um zu sehen, ob nicht eine europäische Compagnie den Bergbau mit Vortheil betreiben könne, und suchte außerdem noch in andern Richtungen Land und Leute kennen zu lernen.

Sein Name ist mir entfallen, seine Persönlichkeit jedoch noch wohl erinnerlich, ebenso seine Unterhaltung, deren guter, kräftiger Humor manche Stunde der nächsten strapaziösen Tage angenehmer dahingleiten ließ. Die Beschreibung seines Aufenthaltes in Virginiacity war erfrischend, und erinnerte an die Urzustände Californiens von 1848—49. Eine Stadt, zum großen Theil aus Häusern bestehend, deren Wände und Dächer aus Zeltleinwand gebildet; eine Bevölkerung, die, wenn nicht damit beschäftigt, in die Seiten der Berge Löcher zu graben, sich in den Trinkbuden versammelte, flüssiges Feuer die Kehle hinabgoß, und dabei

fortwährend so laut und freventlich fluchte, daß man fühlte, sie hatten schon längst aller Hoffnung Lebenswohl gesagt.

Und die Nacht: „Ich hatte meine Wohnung“, so lautete die Erzählung, „im «Great Washoe Hotel», Wände und Decke bestanden aus Leinwand, und als ich meine Kerze auslöschte, war mein Gemach noch von der Beleuchtung der benachbarten Räume erhellt. Links neben meinem Bett war eine Regalbahn und das unausgesetzte Krrrrrr Krrrr und Rollen der Kugeln und Regel bildete ein sanftes Wiegenlied. Zur Rechten war der Bar-room, oder Schenkstube, in der zugleich ein Billard aufgestellt war. Ein Herr, Namens Gus (Gustav), spielte mit einem andern Herrn, Namens Bob (Robert); Gus entsprach den Erwartungen Bob's nicht, weshalb er von diesem mit dem Queue über den Kopf gehauen ward; die Umstehenden legten sich ins Mittel, d. h. hieben auch mit zu, und schon hoffte ich, daß eine allgemeine Schlacht dem geräuschvollen Spiel ein Ende machen würde, als plötzlich, ohne wahrnehmbare Veranlassung, der Zwist beigelegt ward, und alle zusammen an den Schenkstisch traten und einen «drink all round» nahmen, den Bob als Friedensstörer bezahlte.

„Bald darauf erhob sich ein neuer Lärm unter einer Anzahl von Goldgräbern, die eine Meinungsverschiedenheit über ihre «Claims» hegten, was zur Folge hatte, daß der Wirth, weitem Versuchungen vorzubeugen, um 10 Uhr das Lokal schloß. Ein Herr, der schon seit geraumer Zeit betrunken in der Ecke gelegen, ward jetzt zur Thür hinausgeworfen, wo er unter einen Schubkarren kroch und seinen

unterbrochenen Schlummer fortsetzte. Die kalte Nachtluft weckte ihn von neuem auf und er wollte weitergehen, schien aber dabei zu denken, daß er sich in der Gebirgssöde befände, und schrie deshalb laut nach seinem Freund Bill (Wilhelm), ramnte dabei gegen die Leinwand meines Zimmers, und fluchte auf mich, daß ich ihm mit meinem Zelt in den Weg gekommen sei. Darüber ward ein irländisches Frauenzimmer gegenüber wach, kam auf die Straße, fing eine Unterhaltung mit ihm an, und bewegte ihn, sie nach Hause zu begleiten; allein bald verkündete eine Kauferei, daß auch zwischen diesem Paar eine Meinungsverschiedenheit sich kund gegeben. Hierdurch oder durch andere nicht zu entdeckende Beweggründe veranlaßt, trat plötzlich ein Mann aus dem nächsten Hause und feuerte alle sechs Schüsse seines Revolvers in die Luft, weshalb ein anderer Nachbar, weiter unten in der Straße, dachte, er könne ebenso wol beide Läufe seiner Doppelflinte loslassen; ein dritter schimpfte und fluchte auf die beiden andern wie ein Dragoner, und eine Menge Hunde eilten der Stelle zu, um durch ihr Bellen und Heulen einen passenden Beitrag zu den Abendunterhaltungen zu liefern, die erst lange nach Mitternacht ihr Ende erreichten.“

Wenn alle Nächte in Virginiacity der obenbeschriebenen gleichen, dann muß man zugeben, daß das Leben daselbst recht friedlich und angenehm ist.

Von Carsoncity führt die Straße noch einige dreißig Miles am Flußufer im Thale hin. In der Nähe von Fort Churchhill verläßt man dasselbe und mit ihm die letzten

Baumgruppen, unter denen just einige Schwadronen Dragoner campirten. Es waren Theile eines in Sacramento organisirten Cavalieregiments, das jetzt verschiedene Garnisonen dieser Region besetzen sollte, aus denen die regulären Truppen nach den östlichen Staaten auf den Kriegsschauplatz abberufen waren. Die Leute waren kräftig, und für Freiwillige, die nur kurze Zeit im Dienst standen, merkwürdig gut disciplinirt; die Pferde vortrefflich, die Uniformirung, Bewaffnung und Ausrüstung derselben denen der regulären Regimenter gleich.

Dies erinnert mich an einen Umstand, der sich kurz vor meiner Abreise aus Amerika, im November vergangenen Jahres, ereignete. Nach den schweren Verlusten, welche die Unionsarmee im Laufe des Sommers erlitten, ward besonders ein Mangel an Cavalerie fühlbar, in welcher Waffe uns der Feind überlegen war. Die Staaten am Stillen Ocean, Californien und Oregon, sowie die Territorien Nevada und Washington, hatten bereits ihre Quote von Truppen gestellt, und vielleicht noch mehr. In dieser Krisis kam plötzlich auf telegraphischem Wege ein Anerbieten der resp. Gouverneure, gestützt auf Beschlüsse der Legislatur, in welcher der Regierung in Washington ein Corps von 10000 Mann Reiterei angeboten ward, die sich zugleich anheischig machten, die Pferde zu stellen und den Marsch durch die Gebirge und Ebenen nach dem Mississippithal auf eigene Kosten zu unternehmen. Dies zeigt, welch ein starkes

Loyalitätsgefühl in jenen Staaten herrscht, die, durch Entfernungen von mehreren tausend Miles von den übrigen getrennt, gesonderte Interessen haben, und hätten sie anders die Absicht, aus der Union zu treten, kaum daran verhindert werden könnten. Es ist selbstverständlich, daß ein so großartiges patriotisches Anerbieten sogleich angenommen ward. Hossentlich sind jene 10000 Reiter jetzt auf dem Kriegsschauplatz und gleichen jener Schar, die damals am Carsonriver lagerte.

Berläßt man Thal und Fluß, so folgt nach allen Richtungen eine öde Felsenwüste. Kahle, felsige, starre Gebirgszüge, oft mehrere tausend Fuß hoch, ragen an allen Seiten empor, entweder parallel laufend, meist von Süden nach Norden, oder auch große kesselförmige Thäler umschließend, deren Boden meist sandig, wasserlos und oft auch ohne Vegetation ist. Manchmal wächst hier ein spärliches, hartes, unschmackhaftes Gras und Büsche der Artemisia, öfter aber ist besonders die Mitte dieser Kessel ganz kahl. Im Frühjahr sammelt sich das vom Schnee gebildete Wasser, das keinen Ausfluß hat und dann im Sommer allmählich verdunstet. Da der Boden voll salziger und alkalischer Substanzen ist, so werden diese dadurch auf die Oberfläche gezogen, und bleiben, wenn das Wasser verdunstet, als reine weiße Krystalle zurück. An manchen Stellen war die so gebildete Kruste mehrere Zoll dick, hatte eine harte Oberfläche, auf der man wandeln konnte wie auf sehr hartem Schnee, dessen Decke gethaut gewesen und dann wieder gefroren ist. Die Aehnlichkeit mit einem Schneefelde

war täuschend und bot den seltenen Anblick einer natürlichen Thalebene mit schneebedeckten Bergen. Zur Zeit der Reise (October) war alles trocken und staubig, in der That, während der ganzen Entfernung von San-Francisco bis Newyork habe ich nicht einen Tropfen Regen fallen sehen, und zwischen Sacramento und dem Missourißluß war sogar weder des Morgens noch des Abends Thau. Man denke sich nun die Folgen eines heftigen Windes in solcher Gegend, der die Augen von Mensch und Thier mit dem feinen salzigen Staub anfüllt, und in welchen Zustand die durch Sonne, Hitze, Kälte und Wind aufgerissene Haut geräth, wenn das Alkali in die offene Wunde kommt, wie das alles aufschwillt, und wie das juckt, besonders des Nachts, wo wir, trotz der warmen Tage, sehr oft sogar Eis hatten.

Und dann noch der Wassermangel! Denn selbst da, wo man auf die oft ziemlich großen Tümpel und Teiche stößt, lasse man sich ja nicht verleiten, aus der schönen klaren krystallgelben Flut zu trinken, durch die man jedes Steinchen auf dem Grund des 20 Fuß oder noch tiefern Loches sieht, sonst erleidet man eine bittere Enttäuschung, sie ist so bitter und salzig, daß Mund und Kehle so eng zusammengeschnürt werden wie die Börse des geizigsten Geschäftsmannes.

Wie trostlos lauten aber auch die Namen der Poststationen in dieser Gegend: Desertstation (Wüstenstation), Carsonsink (Carsons Abfallgrube), Sandhill (Sandhügel), Sandsprings (Sandquelle), Drywells (Trockene Brunnen), Drycreek (Trockener Bach), Dugway (Abgegraben) 2c. 2c.

Doch selbst die anscheinend vielversprechenden Namen geben noch nicht die geringste Bürgschaft für eine Realisirung derselben. So hieß ein Ort Fairview (schöne Aussicht); besagtes Posthaus lag auf einem mit kümmerlichen Artemisiabüschen bewachsenen Hügel. Aussicht war genug da. Eine ungeheurere mit Alkali bedeckte Thalfäche, Berge über Berge, öde, zackig, abschreckend. Acht Maulthiere wurden hier neben den für die Post nöthigen Pferden gehalten, um das Wasser für dieselben aus einer Entfernung von 12 Miles ($2\frac{1}{2}$ deutsche Meilen) herbeizuschleppen. Zwei Männer lebten hier. Ihr letzter Speck war vor acht Tagen alle geworden, ihr letztes Mehl vor zwei Tagen; Kaffee und Thee (und welche Sorte!) war alles, was übrig blieb; sodann hatten sie von zwei magern Hasen gelebt, denn anderes Wild gab es nicht, und jetzt hing noch ein Prairiewolf in der Speisekammer. Sie erkundigten sich angelegentlich, ob keine Provisionen für sie mitgebracht worden, der Kutscher verneinte es. Bei der nächsten Station wurde das Gepäck auf einen andern Wagen geladen, da an dem unserigen ein Rad schadhast geworden. Dabei kam ein großer Sack zum Vorschein, der, unter den Sitzen liegend, uns sehr genirt hatte. By Jingo, rief der Kutscher, there are the provisions for Fair-view-station (da sind die Provisionen für Fairview-Station). Sie wurden zurückgelassen, um sie am nächsten Tage zurückzuschicken; ob dies geschehen, weiß ich nicht. Major Simpson vom topographischen Corps, der diesen ganzen Rayon vermessen und mehrere Jahre hier zugebracht, fiel später in der Schlacht von Richmond am

30. Juni 1862 in Kriegsgefangenschaft; ein gleiches Unglück betraf mich, und oft haben wir in jenen trüben Tagen uns mit Discussionen über die interessante Frage unterhalten, ob es schlimmer sei, in die Hände der Seecessionisten zu fallen, oder in dieser Einöde zu leben. Sieben Wochen (so lange währte es, bis wir ausgewechselt waren) genügten nicht, um das Thema zu erschöpfen, und die Frage ist noch nicht erledigt.

Ich übergehe eine specielle detaillirte Beschreibung der Reise bis zum Salzsee. Die Geologie, Meteorologie und Naturgeschichte dieser Gegend sind in den von der Regierung der Vereinigten Staaten angeordneten Vermessungsexpeditionen, behufs einer Eisenbahn nach dem Stillen Ocean, so ausführlich behandelt, die Resultate in neun großen Quartfolianten veröffentlicht, daß es unnütz wäre, hier noch speciell zu excerpiren. Hoffentlich findet es vielleicht ein Gelehrter der Mühe werth, jenes Werk zu bearbeiten und in gedrängterer Form vor das Publikum zu bringen.

Die Stationen sahen sich alle sehr ähnlich. Dieselben traurigen Hütten und Ställe aus Holzstämmen, die oft aus außerordentlich großen Entfernungen herbeigeschafft worden waren; dieselbe rauhe Lebensweise, dieselbe magere Kost, und wir waren glücklich, wenn wir einmal des Tages eine Mahlzeit aus Speck, hartem Brot und etwas Kaffee oder Thee erlangten, letzterer von einer Beschaffenheit, daß er, von einer schwachen Natur absorbirt, unfehlbar den Tod zur Folge haben mußte, selbst wenn die Magenpumpe schon

zwei Stunden vor dem Genuß angewendet worden wäre. Die Straße ist in den Thälern meist ganz gut, Tausende von Emigrantenzugwagen, die hier passirt sind, haben das dieselbe bedeckende Steingeröll zum macadamisirten Pflaster umgewandelt. Die Passage über die Hügel und Berge ist schwieriger, und manchmal stiegen wir aus, den Pferden Erleichterung zu verschaffen, und uns gleichfalls, denn Tag um Tag, Nacht um Nacht im engen hartstoßenden Wagen eingeschlossen zu sitzen, wird am Ende ermüdend, und gern ergreift man die Gelegenheit, seine Beine wieder einmal etwas zu strecken. Jeden Augenblick traf man auf Ueberreste von Zugvieh, das hier umgekommen. Erschöpft von dem langen beschwerdevollen Zug über die Ebenen, oft tagelang ohne Weide und Wasser, stürzt zuletzt der Ochse oder das Pferd, um nicht mehr aufzustehen. Oder wenn, ganz verdurftet, es sich einer jener trügerischen, mit Salzwasser gefüllten Löcher nähert und gierig das bittere Raß säuft, wird es von Darmgicht oder Blutrühr befallen und stirbt bald darauf.

Die trockene feine Luft, der mit Salz geschwängerte Boden machen Fäulniß fast unmöglich, und so werden die Cadaver nur mumificirt, und mit Ausnahme der Theile des Fleisches, den die Wölfe gefressen, als dasselbe noch frisch war (sie wählen meist die Lenden) trocknet alles mehr und mehr ein, schrumpft zusammen und zerfällt zuletzt in Staub.

Und welch ein gemüthliches Faustrecht herrscht hier. Zwischen Carsoncith und der Stadt am Salzsee trafen

wir auf keine Emigrantenzüge, und außer dem Personal der Poststationen waren nur noch die Arbeiter hier, die eben den Telegraphen zwischen San-Francisco und St.-Louis in Missouri vollendet hatten. Trotzdem waren im Lauf der letzten vier Wochen vier Menschen im Streit durch Pistolenschüsse getödtet und verwundet worden.

Einer lag noch in der Hütte auf einem rohen Bett, ohne sich bewegen zu können. Die Kugel war in die rechte Seite gedrungen und saß in der Gegend des linken Hüftknochens fest, das war aus der Entzündung in jener Gegend ersichtlich. Um dieselbe herauszuziehen wäre wahrscheinlich eine Operation auf der linken Seite nöthig gewesen, und so hatte der Mann bereits eine Woche gelegen und gelitten, ohne daß die geringste Aussicht war, ihm auf irgendeine Weise zu helfen.

In der Station Rubivalley, wo wir am 25. abends Pferde wechselten, fehlte wenig daran, den vier Zufälligkeiten noch eine fünfte beizufügen. Wegen des Wassers, der Weide und der Bäume, die hier stehen, haben Emigrantenzüge hier gewöhnlich gerastet. Später nahmen einige Händler aus Saltlakecity hier ihren Wohnsitz, um sowol an die Emigranten Provisionen und andere Bedürfnisse zu verkaufen, als auch solche Gegenstände, die sie wegen Erschöpfung oder Tod ihres Zugviehes zurücklassen mußten, aufzusammeln. So entstand eine Embryoansiedelung von einigen zwanzig Familien und es gab jetzt ein Abendessen von frischem Fleisch, Kartoffeln und frischer Butter.

Die Arbeiter, welche den Telegraphendraht von Carsonvalley nach Saltlakecity legten, hatten für geraume Zeit hier ihr Hauptquartier gehabt, und feierten jetzt die Vollendung des Unternehmens (Uebersendung der ersten Botschaft direct von St.=Louis nach San=Francisco) mit einem Schmause, wozu sie ein Fäßchen Whisky hatten kommen lassen. Natürlich war man etwas angeheitert, und ein besonders gastfreies Individuum umhalste einen der Passagiere und bestand darauf, daß er ein Glas Whisky mit ihm trinken müsse, was jener endlich that, um ihn zu beschwichtigen. Das bemerkte ein anderer und nahm es übel, daß ein nicht zur Telegraphengesellschaft Gehöriger die Genüsse derselben theilen solle, ein Zwist keimte empor, und nur mit vieler Mühe ward einer weitem Vergewandung von Schießpulver vorgebeugt.

Verschiedene male waren wir mit Indianern zusammengetroffen, meist dem Stamm der Pahutahs, wie sie von den Angloamerikanern benannt werden, oder Pahote, wie sie es selbst aussprechen, angehörend, die, vielleicht mit Ausnahme der Shoshones, auf der niedrigsten Stufe ihrer Rasse stehen.

Sie waren oft ziemlich groß und auch gut gebaut, aber außerordentlich mager, mit breiten, ausdruckslosen Gesichtern, langen schlichtherabhängenden Haaren, schmutzig und scheu in ihrem Wesen. Ihr einziges Kleidungsstück bestand in einer Tunica oder einem Mantel, der aus den Fellen der kleinen Erbeichhörnchen zusammengenäht war. Diese Thierchen sind kleiner als eine Ratte, halten sich aber in

großen Scharen in den Artemisiabüschchen auf. Die Indianer jagen sie mit Bogen und Pfeilen, deren oberes Ende mit einem rundlichen Kolben versehen. Sie schießen auf die geringe Entfernung von einigen Schritten, auf die man sich dem Thierchen nähern kann, ziemlich sicher, und oft hatten selbst kleine Jungen ein Bündel von zwölf oder mehr derartiger Jagdbeute an sich hängen. Die winzigen Fellchen werden nun abgestreift und mit aus den Sehnen des Thieres gebildeten Fäden zusammengenäht, das Fleisch entweder etwas ans Feuer gehalten, oder auch ganz roh verzehrt. Feste Wohnungen haben diese Leute gar nicht, ebenso wenig Zelte. Felsenklüfte oder Höhlen bieten ihnen einen temporären Aufenthalt oder, wo auch dieser nicht zu finden, bilden sie eine kreisförmige Umzäunung aus aufeinander gehäuften Artemisiabüschchen, die den beißend kalten Wind wenigstens etwas abhalten; um das in der Mitte brennende Feuer hockt dann die ganze Schar dicht aneinander gedrängt, und verbringt so, halb schlafend, halb wachend, die Nacht. Selbst während der Regengüsse des Winters haben diese Leute keinen andern Schutz gegen das ungestüme Wetter, und da sie nicht selten Mangel zu leiden haben, so ist ihre Lage im höchsten Grad beklagenswerth. Neben dem Fleisch der Eichhörnchen, Wölfe, Eidechsen, Schlangen &c. dienen ihnen noch einige Arten von Wurzeln zur Speise, sowie getrocknete Heuschrecken. Kapitän Stansbury erzählt, daß er bei seinen Vermessungen der Salzseen in einer Felsenspalte mehrere aus Häuten gemachte Säcke aufgefunden, mit einer Substanz gefüllt, ähnlich dem getrockneten

und dann zu Pulver zerstampften Fleisch. Seine Begleiter, denen die Provisionen ausgegangen waren, dachten schon daran, sich eine Mahlzeit daraus zu bereiten, als sie plötzlich entdeckten, daß das vermeintliche Fleisch eine an den Ufern häufig vorkommende Art von Würmern in getrocknetem Zustand sei, was ihren Appetit verdarb.

Die meisten von ihnen sind friedlich und wagen es selten, Weiße anzugreifen, wozu es ihnen auch an Waffen gebricht; dahingegen nehmen sie gern die Gelegenheit wahr, den Emigranten ihr Vieh zu stehlen, und die Leute auf den Poststationen müssen wohl auf ihrer Hut gegen sie sein, sonst gehen die Pferde und Maulthiere verloren.

Während der letzten hundert Miles vor dem großen Thal der Salzseen hat man mehrere beträchtlich hohe Berge zu passiren, und einer davon, unweit Point-lookout, ist so steil, daß selbst beim Herabfahren die Passagiere aussteigen müssen, um das Gewicht des Wagens zu vermindern, das sonst die Hemmschuhkette zerreißen würde. Endlich, am 29. Oct., erreichten wir das große Thal der Salzseen und die große Mormonenstadt in demselben. Unsere Ankunft ward noch durch einen kleinen Unfall, der einem der Passagiere zugestoßen, erheitert. Bei Camp-Floyd, einer jetzt von Truppen entblößten Militärgarnison, stieg ein etwas schäbig aussehender Passagier ein, der in Rockwell, der letzten Station, die Post wieder verließ. Einem der Passagiere waren die Füße angeschwollen, und, um sich Erleichterung zu verschaffen, hatte er seine Stiefel

ausgezogen. Jetzt beim Aussteigen suchte er nach denselben, fand aber nur die Fußbekleidung des Unbekannten, wenn anders man einige Lederüberreste so nennen kann. So war der Unbestiefelte versorgt worden, der Bestiefelte aber fand sich stiefellos.

Die Mormonen und die Stadt am Salzsee.

Die Mormonen. Ihr Ursprung. Ihre Verfolgung. Auswanderung nach den Felsengebirgen. Gründung der Stadt am Salzsee. Organisation der Ansiedelung. Das Thal der Salzseen. Die Anlage der Stadt. Communalbestimmungen. Das „Hotel“. Die heißen Mineralquellen. Ein starker Glaube. Brigham-Young. Culturzustände. Nationalitäten der Mormonen. Weiterreise. Fort Kearney. Büffeljagd. St.-Joseph. Nach Newyork. Kriegsfieber. Ins Feld.

Der Ursprung der Sekte der Mormonen ist bereits genügend bekannt; ich erwähne deshalb ihrer Geschichte nur in kurzen Zügen, wozu das Material aus dem officiellen Bericht des Kapitäns Stansbury über seine Expeditionen nach den großen Salzseen entnommen ist. Die Sekte ward im 3. 1830 unter den Auspicien von Joseph Smith, ihren Gründer, organisirt, und nach einem kurzen Aufenthalt in Aircland (Ohio) nach Jackson in Missouri versetzt, wo „durch göttliche Offenbarung“ den Heiligen geboten war, einen herrlichen Tempel zu erbauen, dessen Form ihnen gleichfalls durch Offenbarung mitgetheilt ward.

Der Grundstein dieses Gebäudes war bereits gelegt, als die Werkleute von einer bewaffneten Volksmenge aus dem Staat vertrieben wurden. Sie wanderten nun nach dem Staat Illinois aus, wo sie an den Ufern des Mississippi eine umfangreiche, schnell emporblühende Stadt, Nauvoo, gründeten. Hier lebten sie bis zum Jahre 1844, wo sie durch die Sitte der Vielweiberei und die seltsame Art, auf welche sie unter den Frauen der Gegend Bekehrungen machten, die Entrüstung ihrer Nachbarn erregten, die sie endlich mit den Waffen in der Hand angriffen, und ihren Propheten Joseph Smith sowie dessen Bruder Hiram im Gefängniß von Karthago, wohin sie abgeführt worden waren, ermordeten.

Die Verfolgung währte durch das ganze Jahr 1845, und da die Mormonen es auf diese Weise unmöglich fanden, sich länger an ihrem Aufenthaltsort zu behaupten, so beschloßen sie in feierlicher Berathung, ihr Eigenthum zu verlassen, um in der Wildniß des fernen Westens eine neue Heimat zu gründen. Die Vorbereitungen zu der Reise wurden sogleich getroffen, und im Beginn des Februar 1846 ging der größte Theil von ihnen von Nauvoo über den Mississippi und sammelte sich in der Nähe von Montrose in Iowa. Hier verweilten sie wegen der großen Kälte und des tiefen Schnees bis zum März, wo mehrere hundert Wagen mit einer großen Anzahl von Frauen und Kindern zu ihnen stießen, und sie sich unter der Führung von Brigham-Young, dem Präsidenten der Kirche und Nachfolger Joseph Smith's, organisirten.

Auf ihrer Reise durch den nördlichen Theil von Missouri wurden sie durch heftige Drohungen wieder aus dem Staat in den südlichen Theil von Iowa getrieben, wo sie unter vielen Leiden und Beschwerden gegen die Mitte des Sommers die Ufer des Missouriflusses westlich von der Grenze erreichten. Hier zäunten sie Land ein, machten Felder urbar und besäeten dieselben, und eine Anzahl blieb zurück, um die Ernte einzubringen und dieselbe zur Ernährung derer zu verwenden, die später nachfolgen wollten, sobald es die Umstände gestatteten.

Als sie sich vorbereiteten, den Fluß zu passiren, um weiter gegen Westen zu ziehen, erschien plötzlich ein Offizier von der Armee der Vereinigten Staaten und forderte sie auf, 500 Rekruten zu dem Kriege in Mexico zu stellen. Dieser plötzlichen und unvermutheten Anforderung ward augenblicklich Folge geleistet, allein die Weiterreise dadurch unmöglich gemacht. Die Zurückbleibenden, meistens alte Männer, Frauen und Kinder, machten solche Vorbereitungen, wie die Umstände gestatteten, den Winter in der Wildniß zuzubringen, indem sie Heu machten, Hütten aus Holz und Torf erbauten und so viel Höhlen gruben, als ihre Zeit und Kräfte möglich machten. Infolge von Entbehrungen und oft Mangel erkrankten und starben im Lauf des Winters viele von ihnen, ebenso ward ein großer Theil ihres Viehes von den Indianern gestohlen, oder ging wegen Mangel an Futter zu Grunde. Im nächsten Frühjahr (1847) ward die Schar von neuem organisirt, und am 8. April traten 143 Mann mit 72 Wagen, 175 Maul-

thieren, Pferden und Ochsen, und Vorrath für 6 Monate, landwirthschaftlichen Werkzeugen und Samen Korn, ihre Reise an, um jenseit der Felsengebirge eine Wohnstätte zu suchen.

Sie folgten dem linken Ufer des Platteflusses, passirten denselben in der Nähe von Fort Laramie und gingen durch den Südpafß über die Gebirge. Am 21. Juli traf die Vorhut im Thal des großen Salzsees ein, am 24. folgte ihnen der Präsident und die Hauptschar.

Ein Stück Land ward nun gewählt, unter Gebeten eingeseget, gepflügt und der Samen der Erde anvertraut. So ward im Jahre 1847 die Ansiedelung gegründet, die im Jahre 1850 der Union als Territorium einverleibt wurde.

Nun ward das Land vermessen und Straßen zu einer großen Stadt abgesteckt, ein Fort oder besser ein Palissadenwerk errichtet und Häuser aus Holz oder Luftziegeln in Form eines großen Vierecks errichtet, dessen Eingänge durch Thore vertheidigt und so gegen die Angriffe der Indianer ziemlich sicher gestellt waren.

Im October traf eine Verstärkung von 3—4000 Seelen ein und das Fort ward erweitert, um auch diese aufzunehmen. Pflügen und Besäen der Felder ward den ganzen Winter hindurch fortgesetzt und im Juli des nächsten Jahres waren über 6000 Acker Feld bestellt und einschließlich einer bedeutenden Strecke Weidelandes mit einer Umfassung eingeschlossen. Während des Winters und Frühjahrs fehlte es den Einwohnern sehr an Nahrungsmitteln, und da in

diesen Gegenden nur wenig Wild vorhanden war, so sahen sie sich oft genöthigt, von Wurzeln zu leben und selbst die Felle und Häute von Thieren, mit denen sie früher ihre Häuser bedeckt hatten, zu kochen und zu verzehren; doch dauerte diese Noth nur bis zur Zeit der Ernte, nach welcher niemals wieder Mangel herrschte, sondern Provisionen der verschiedensten Art in reichster Fülle vorhanden waren.

In diesem Jahre, 1848, ward eine kleine Mahlmühle erbaut und zwei Sägemühlen vollendet; im folgenden Winter und Frühjahr ward eine neue Ansiedelung an den Ufern des Weberflusses gegründet, der durch die Wahsatschberge, 40 Miles nördlich von der Stadt, fließt und in den großen See fällt; auch am Ogden-Creef ward 1850 eine Ansiedelung gegründet und Ogden-city benannt, die jetzt bereits von einer zahlreichen ländlichen Bevölkerung umgeben ist. Im Herbst führte Brigham-Young eine neue zahlreiche Emigrantenschar herbei; Feldbau und Errichtung von Hüttern wurden täglich getrieben und neue Ansiedelungen entstanden, wo immer Wasser eine Berieselung der Felder möglich machte; eine geräumige Berathungshalle ward begonnen und deren Material, ein röthlicher Sandstein, aus den benachbarten Bergen entnommen; ebenso waren zwei Mahlmühlen und drei Sägemühlen außer den bereits früher erbauten in Gang gesetzt. Im Frühjahr 1849 ward an den Ufern des Timpanogas oder Provoausflusses, der in den Utahsee fällt, etwa 50 Miles von der Stadt, ein Fort erbaut und eine Ansiedelung gegründet; während des Sommers und Herbstes wurden reiche Ernten von Weizen,

Melonen, Kartoffeln und indischem Korn erzeugt, sowie auch zwei Sägemühlen erbaut.

Die Colonie war nun fest organisirt und alle Befürchtungen vor eintretendem Mangel durch die reichen Ernten beseitigt, und deshalb dachten die Colonisten jetzt daran, die nöthigen Civilbehörden einzusetzen, denn bisher war die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten nur von den Ältesten der Kirche geführt worden. Dies konnte geschehen, solange die Gemeinde klein war und nur aus Mormonen bestand. Die Emigrantenzüge, welche von den westlichen Staaten Amerikas um diese Zeit nach Californien wanderten, deuteten an, daß bald auch ungläubige (Gentiles, wie die Mormonen alle nicht zu ihrer Kirche gehörigen nennen) in jenen Gegenden ihren Wohnsitz aufschlagen würden, und so entstand ein Aufruf „an alle Bürger von Obercalifornien, östlich von der Sierra-Nevada, um sich über die Organisation einer Territorialregierung zu berathen“. Diese Convention trat in der Stadt am Salzsee am 5. März 1849 zusammen, und am 10. ward eine Verfassung angenommen, die so lange in Kraft bleiben sollte, bis der Congreß der Vereinigten Staaten anderweitige Bestimmungen über die Regierung des Territoriums treffen werde. Somit trat die Regierung des freien und unabhängigen Staates Deseret ins Leben. Am 2. Juli trat die Ständeversammlung zusammen und erwählte einen Abgeordneten an den Congreß, der eine Schrift überbrachte, in welcher die Einwohner des Staates Deseret mittheilen, daß sie für die Aufrechthaltung der constitutionellen Rechte der Vereinigten Staaten, die dort

die Gerichtspflege ausüben sollen, eine provisorische Staatsregierung niedergesetzt haben, um dort die Nationaljustiz aufrecht zu erhalten.

Die Conflicte, welche später zwischen den Mormonen und der Regierung der Vereinigten Staaten entstanden, und die im J. 1856 durch einen kurzen Krieg beendet wurden, übergehe ich. Sie sind in den Zeitungen und officiellen Schriftstücken umfassend dargestellt worden. Die damals obwaltenden Schwierigkeiten sind beseitigt; jener Krieg selbst aber bildete den vorbereitenden Schritt jener Verschwörung der Südstaaten, um die Armee der Union in diese ferngelegenen Regionen zu ziehen und der Regierung den Schutz ihrer Waffen zu rauben. Sollte Gott mir das Leben und die Gelegenheit schenken, so würde ich zu einer spätern Zeit diesen Gegenstand mit allen seinen Folgen besonders behandeln.

Saltlakecity, die große Mormonenstadt, liegt am südlichen Ende des großen Thales am Fuß der Westseite vom Wahsatschgebirge auf einer sanft gegen Westen geneigten Ebene. Die Ausdehnung derselben ist ungefähr 4 Miles Länge und 3 Miles Breite.

Die 132 Fuß breiten Straßen sind rechtwinkelig sich kreuzend angelegt, mit 20 Fuß breiten Fußpfaden an jeder Seite, und grenzen dazwischenliegende 640 Fuß auf jeder Seite messende Quadrate ab, die wiederum in acht Parcellen getheilt sind, deren jede $1\frac{1}{4}$ Acker Land enthält. Nach einer Communalbestimmung muß jedes Haus vor seiner Front einen Raum von 20 Fuß haben, der mit Strauch-

werk und Bäumen zu bepflanzen ist. Der Fluß Jordan, der nahe am nordöstlichen Ende aus einer Felsenschlucht strömt, wird mittels Kanäle durch alle Straßen der Stadt geleitet, und aus diesen kann durch andere kleine Gräben der ein jedes Haus umgebende Garten mit Leichtigkeit bewässert werden. Die Benutzung dieser Bewässerungsmittel steht unter der Aufsicht einer besondern Behörde, und da es selten oder nie an dem nöthigen Wasser fehlt, so werden fast unausgesetzt die reichsten Ernten von Cerealien und Gemüsen erzielt, ebenso hat man eine große Menge von Fruchtbäumen gepflanzt, und Obst gehört schon nicht mehr zu den Seltenheiten. Der ungeheure Salzsee mit seinen verschiedenen Inseln liegt nordwestlich von der Stadt und ist von dieser durch eine ausgedehnte Ebene getrennt, deren tieferliegende Theile durch Ablagerungen von Salzen unfruchtbar gemacht sind, während andere höherliegende Stellen ziemlich gute Weidegründe bilden. Verschiedene größere und kleinere Flüsse und Bäche frischen Wassers fallen in den See, an dessen Ufern zahlreiche größere und kleinere Ansiedelungen entstanden sind, und überall, wo Berieselung möglich, findet der Fleiß der Colonisten den reichsten Lohn. Südlich und westlich schließen die gewaltig terrassenförmig abgestuften Berge das Thal, durch welches der Jordan fließt, der in den kleinen Utahsee fällt. Die niedrigen Ufer des Flusses liefern ein mittelmäßiges Heu in großen Quantitäten, die höhern Stellen sind mit einem zwar trockenen, doch nahrhaften Gras (bunch-grass) bedeckt, welches diesen Regionen eigen ist, und gute Weide-

gründe bildet. Die umliegenden Gebirge enthalten einen unendlichen Reichthum der verschiedenartigsten Metalle sowie Kohlen. In der That bergen alle diese öden Gegenden Mineralschätze, deren Umfang sich noch nicht berechnen, ja kaum übersehen läßt. Es liegt außer meinem Bereich, die Ressourcen dieses Länderstriches specieller zu erwähnen. Die sehr umfänglichen officiellen Berichte thun dies, und die meisten größern Bibliotheken Deutschlands enthalten das nöthige Material für ein Studium derselben.

Das Hotel lag in der Hauptstraße, und da wir, Hr. A. und ich, bis zum nächsten Tage hier bleiben wollten, so wies man uns ein gutes geräumiges Zimmer mit zwei Betten an, das selbst solche Luxusartikel wie Ofen, gepolsterte Stühle, Sofa, Spiegel, Teppich und Tapeten enthielt. Die Nahrung an der Wirthstafel war gut, reichlich und gleich der in den Hotels der westlichen Staaten; der Preis von 2 Dollars täglich war in Anbetracht der Umstände gewiß billig zu nennen. Wie selbstverständlich sehnten wir uns nach einem Bade, dies war jedoch nicht im Hotel zu erlangen, doch sagte man uns, daß eine kurze Strecke vom nordwestlichen Ende der Stadt eine heiße Mineralquelle sei, die ein angenehmes sehr beliebtes Bad bilde, und so bestiegen wir denn einen Omnibus, der uns für den Preis von 1 Dollar dahinbrachte. Die Schilderung dieser Quelle hatte uns zu dem Glauben verleitet, daß wir eine Badeanstalt finden würden, in der Zimmer, Handtücher &c. &c. vorhanden seien; dies war nicht der Fall. Aus einer Felsenpalte quoll der heiße Strom, sammelte

sich in einem natürlichen, künstlich erweiterten Bassin, von Wiesenrund umgeben. Das nächste Haus war mehrere tausend Schritt entfernt, von Handtüchern natürlich nicht die Rede. Wir behalfen uns so gut wir konnten. Das Bad war angenehm, erfrischend und stärkend, denn ohne Anwendung von Seife verschwanden alle Spuren von Staub und Schmutz, ja sogar ein Theil der aufgerissenen Haut. Der Omnibus diente als Ankleidezimmer, der Westwind, der über die Ebene wehte, vertrat die Stelle des Handtuchs. Nach der Rückkehr zum Hotel erwähnte ich bei Tisch, daß es gar nicht übel am Platze wäre, wenn ein unternehmender Yankee hier eine Badeanstalt mit Handtüchern &c. &c. errichten möchte, denn ein jeder Passagier der Ueberlandpost würde mit Freuden 1 Dollar für derartige Accomodationen zahlen. Ein rothhaariges Mitglied von der Kirche der later day saints (Heiligen der letzten Tage, wie die Mormonen sich selbst nennen) fühlte sich dadurch verletzt: „Wir brauchen keine unternehmenden Yankees“, rief er auf englisch mit jenem die Bewohner der Neuenglandstaaten auszeichnenden näselnden Accent, „wir thun alles das durch den Glauben.“ Ich pflichtete bei, daß der Glaube Wunder wirken könne, doch sei mir noch nie eingefallen, ihn die Stelle eines Handtuchs vertreten zu lassen. „Wenn Sie den rechten Glauben gehabt hätten, wären Sie so trocken wie ein Knochen aus dem Wasser gekommen.“ „Haben Sie selbst das einmal versucht?“ fragte ich. „Nein“, lautete die Antwort, „ich wollte meinen Schöpfer nicht in Versuchung führen.“ Daraus schloß

ich, daß dieses Licht der Kirche nie ein Bad genommen hatte.

Nach Tisch ward Hrn. Brigham-Young ein Besuch gemacht. Dieser bewohnt ein ausgedehntes Gebäude am nordöstlichen Ende der Stadt, das die Wohnung seiner zahlreichen Familie, die Geschäftslokale der Verwaltung *z. z.* enthält, an eine Menge von Vorraths- und Wirthschaftsgebäuden stößt, und mit den dabeiliegenden Gärten und Feldern von einer 8 Fuß hohen Mauer aus Luftziegeln umgeben ist. Nach dem vergangenen Leben des Brigham-Young und seiner Stellung als unbeschränktes Oberhaupt einer Gemeinde religiöser Fanatiker zu urtheilen, könnte man erwarten, einen hagern Mann mit tiefliegenden dunkeln Augen und von gelber Gesichtsfarbe zu finden. Statt dessen trat uns ein großer wohlbeleibter Mann entgegen, von blühender Gesichtsfarbe, hellen blauen Augen, hellbraunem Haar und Bart, in einer Kleidung aus grauem Tuch, einem schwarzen, niedrigen, breitränderigen Filzhut auf dem Kopf, und im ganzen nicht unähnlich einem Farmer der westlichen Staaten, sodaß wir im Zweifel waren, ob wir uns nicht in der Person täuschten. Diese Zweifel wurden dadurch beseitigt, daß er uns den just anwesenden Ältesten der Kirche vorstellte, die, selbst bekannte Persönlichkeiten, ihn alle mit Namen begrüßten.

Das untere Stockwerk enthielt eine ziemlich große, vielseitige Bibliothek, die verschiedenen Bureaux der Verwaltung *z. z.* Im obern Stock waren Empfangszimmer, ähnlich denen wohlhabender Leute in den westlichen Staaten,

und ein in der Mitte befindlicher Thurm diente als Observatorium, von dem man einen weiten Ueberblick über Stadt und Thal hatte. Das „Frauenhaus“ bildete einen besondern, rechtwinkelig an das Hauptgebäude stoßenden Flügel. Jeder Mormone bewohnt ein Haus, das sein eigenes und die Gesellschaftszimmer enthält, für jede Frau baut er ein an das größere stoßende kleineres Haus, die alle mittels einer davor hinlaufenden Veranda verbunden sind; bei einigen bemerkte ich noch ein ganz besonderes von den andern getrenntes Häuschen; möglich, daß es vielleicht einer widerspenstigen Frau zum Aufenthalt diente. Hier war dasselbe Princip beibehalten, nur waren es Doppelhäuser von zwei Etagen, mit Eingängen vorn und hinten, in denen sich mehrere Frauen aufhielten. Ich zählte 18 dergleichen, was auf 36 Frauen schließen ließ; ein anderweitiges war noch im Bau begriffen, und der Raum nach jener Richtung erlaubte noch viele Anbaue. Man glaube jedoch nicht, daß die ganze Familie hier beisammenwohnt, denn in jeder der größern Ansiedelungen halten sich noch einige anderweitige Frauen auf, damit das Haupt der Kirche bei seinen Parochialreisen nicht zu viel Gesellschaft mit sich zu nehmen braucht. Welch ein energischer Familienwater!

Die Wirthschaftsgebäude waren sehr ausgedehnt, in ihrer Art vollkommen und in vortrefflicher Ordnung. Der zehnte Theil der Ernte, Vieh &c. &c., der der Kirche gehört, ward hier in Scheunen, Ställen und auf Speichern aufbewahrt. Außerdem waren noch große Mehl-, Del-,

Säge- und Papiermühlen da, eine Buchdruckerei, Schmiede und Maschinenwerkstätte 2c., kurz eine Modellwirthschaft vom großartigsten Umfang. Eine mehrere Acker große Baumschule war wohl gefüllt und besorgt, viele bereits großgewachsene Aepfel- und Birnbäume prangten voll der reichsten und schmackhaftesten Früchte; mehrere Acker waren mit Weinreben bepflanzt, die voll schöner und süßer Trauben hingen. Ein „Obsthaus“ in der Mitte des Gartens enthielt mehrere hundert Scheffel Aepfel und Birnen, sogar einige Fäßchen Wein, oder besser, Most, den man eben gepreßt hatte. Die Zugthiere (Pferde, Ochsen und Maulthiere) waren stark und vortrefflich gehalten, kurz, wüßte man nicht, daß man in der Mormonenstadt am Salzsee wäre, durch viele hundert Meilen oder Gebirgsgegend vom Rest der Menschheit getrennt, man könnte wähnen, man sei inmitten eines dichtbevölkerten Landstrichs der am weitesten vorgeschrittenen westlichen Staaten. Bedenkt man nun, daß alles dies das Resultat von 15 Jahren Arbeit ist, daß der größte Theil dieser Möbel, Maschinen, Werkzeuge, Saaten, jungen Bäume, Reben 2c. 2c. über 1000 Miles zu Lande transportirt ist, und oft auf Handwagen von Menschen gezogen, daß 1848 das Thal eine öde Wüste war, so kann man die religiösen Irrthümer und die empörende Sitte der Vielweiberei dieser Leute vergessen, und ihrem Fleiß, ihrer Energie und ihrem unerschütterlichen Muth die gebührende Bewunderung zollen.

Auch hier enthalte ich mich eines weitem Eingehens in Details, dieselben sind genügend bekannt, nur erwähne ich,

daß der überwiegende Theil der Bevölkerung aus Norwegern, Schweden, Dänen, Schweizern und Wallisern aus England besteht, unter die sich eine geringe Anzahl von Engländern, Irländern, Deutschen, Franzosen und Amerikanern der Union mischt. Man lud uns ein, auch das Familienhaus zu besuchen, allein da ich bis jetzt nur Gelegenheit gefunden, meine Freude und Bewunderung auszudrücken, so wünschte ich nicht, durch nothwendiges Stillschweigen meine Kritik der Misbilligung anzudeuten, und lehnte deshalb, da es auch schon spät geworden, den Besuch ab. Im Hotel fanden wir noch ein Geschenk von Trauben und Früchten vor, von denen ich einige besonders schöne Äpfel auswählte und bis Newyork mitbrachte, wo mein Kind dieselben mit großem Appetit verspeiste.

Außer vorerwähnter Wohnung Brigham-Young's befinden sich noch mehrere große ausgedehnte Gebäude in Salt-lake-city. Der obere Theil der Hauptstraße (Broadway) enthält eine Reihe von Verkaufsläden und Wohnungen von Nichtmormonen (Gentiles), die meist mehrere Stockwerke haben und aus Leuzziegeln (Adobe) erbaut sind. Dieses Material ist hier sehr häufig angewandt, da Bauholz aus weiter Entfernung von den Bergen herbeigebracht werden muß. Die sogenannte Bowerly, eine große Halle, die mehrere tausend Personen faßt, dient zu Versammlungen für kirchliche sowol als weltliche Zwecke; ein Tempel von außerordentlich großem Umfang ist begonnen und soll ganz aus Granit erbaut werden; im Lauf des letzten Jahres aber hat man sogar ein ziemlich großes Theater er-

baut, das bereits damals seiner Vollendung nahe war, und in welchem im letzten Winter Vorstellungen gegeben wurden.

Die kurze Zeit meines Aufenthaltes erlaubte mir nicht, weitere Beobachtungen und Nachforschungen über den Zustand dieser merkwürdigen Ansiedelung zu machen; eine weitere Erforschung und Beleuchtung ihrer Licht- und Schattenseiten aber würde wol eine würdige und lohnende Arbeit sein.

Nach vierundzwanzigstündigem Aufenthalt setzten Hr. A. und ich unsere Reise fort, er, um baldmöglichst nach Newyork zu gelangen, wo dringende Geschäfte seine Gegenwart erforderten, ich, gleichfalls vom Wunsch getrieben, möglichst bald Newyork und Berlin zu erreichen. Bereits von Peking hatte ich meinen Verwandten in Amerika geschrieben, daß ich beabsichtige, durch Sibirien zurückzukehren, und den Brief über Petersburg geschickt, von San-Francisco aus die veränderte Reiseroute mitgetheilt, und in Saltlakecity benutzte ich die eben eröffnete Telegraphenverbindung, um meine baldige Ankunft anzuzeigen. Alle drei Mittheilungen trafen innerhalb weniger Tage ein und zwar in umgekehrter Ordnung, ebenso ging es mit Briefen an einen hochverehrten Freund in Berlin, von denen einer aus Peking meine beabsichtigte Reise durch Sibirien anzeigte, während ein zweiter späterer aus Washington meinen Wiedereintritt in den Dienst der Vereinigten Staaten mittheilte.

Ueber die Reise bis St.-Louis habe ich wenig mitzutheilen, dieselbe ist vielfach beschrieben worden. Im westlichen Theil romantische Thäler, viele aufsteigende Ansiede-

lungen und hohe Gebirge, darunter der sogenannte Southpaß (nach Frenwut's Angabe 7489 Fuß hoch) mit den majestätischen Windriver-Bergen; weiterhin sanft anschwellendes Hüggelland, zuletzt die weite unübersehbare Prairie, durch die der breite seichte Platefluß dahingleitet. Einige kleine Unfälle, wie Durchgehen der Pferde, Umwerfen zc. zc. übergehe ich, sie sind auf dieser Route zu gewöhnliche Ereignisse, und gingen ohne erhebliche Beschädigungen ab.

Im Fort Kearney machte ich eine Raft von zwei Tagen; es hatten sich etwa 20 Miles südlich an der Republican Fork Büffel gezeigt; die Versuchung, wieder einmal zu jagen, war zu groß, um ihr zu widerstehen. Oberst S., der Onkel meiner verstorbenen Frau, der hier bis vor kurzem das 4. Cavalerieregiment commandirt hatte, war bereits seit mehreren Wochen nach den östlichen Staaten berufen worden; einige Leute seines frühern Commandos, die jetzt ausgedient, hatten sich hier angesiedelt. Diese verschafften mir die nöthigen Pferde, und so hatte ich am zweiten Tag die Freude, einen schönen großen Büffelbullen, an den mich das starke schnelle Jagdpferd herantrug, durch fünf Schuß des Revolvers zu erlegen. Mit vieler Mühe und durch vereinigte Anstrengung gelang es uns, das Fell mit dem Schädel und Füßen davon abzustreifen; keine leichte Arbeit, in der That, die gewaltige, mehrere tausend Pfund wiegende Fleischmasse auf der offenen Prairie von Seite zu Seite zu wälzen und zuletzt stückweise wegzuschaffen. Im Fort Kearney war ich so glücklich, einige Pfund Alaun zu erlangen, und da in Anbetracht der

erlittenen Umwürfe der Agent der Post mir gestattete, das 2 Ctr. wiegende Fell und Kopf gegen 20 Dollars Fracht mitzunehmen, so hatte ich die seltene Genugthuung, das schöne Exemplar wohl erhalten nach Berlin mitzubringen. Der Taxidermist des königlichen zoologischen Museums bezeichnete es als zum Ausstopfen vollkommen geeignet, und vielleicht wird eines Tages dieser bescheidene Beitrag zu der schönen Sammlung in ihren Reihen zu sehen sein.

In St.-Joseph (Missouri) hat die Poststraße ein Ende, die während der letzten 600 Miles fast einer Kunststraße gleichkommt, so glatt ist der von Natur günstige Boden durch die breiten Räder der vielen tausend Emigrantenzüge, welche dieselbe alljährlich passieren, gemacht worden. Von hier reist man mittels Eisenbahn bis zu den Ufern des Mississippi, dann auf dem Dampfboot bis St.-Louis, und von da in zwei Tagen wieder mit der Eisenbahn bis Newyork.

Dampfschiff und Bahnen waren mit neu ausgehobenen Truppen gefüllt. Die Kanonen, welche im Fort Sumter gegen das Sternenbanner ihren Eisenhagel geschleudert hatten, fanden ein Echo über den ganzen Continent. Von allen Seiten eilten Bewaffnete herbei, und ein Bürgerkrieg, der das Land in seinen Grundvesten erschütterte, brach aus. Das Kriegsfieber, das in allen Adern brannte, ergriff auch mich, es drängte mich, unter der alten Flagge zu kämpfen, unter der ich früher gedient und die so viele meiner frühern Waffenbrüder treulos verlassen. Ich gestattete mir nur zwölf Stunden Rast, um mein Kind, von dem ich vor

drei Jahren schied, als es noch ein Säugling war, noch einmal zu sehen; dann eilte ich noch am selben Tage nach Washington, sah, und mein Entschluß war gefaßt. In einer Immediateingabe an Se. Majestät den König bat ich um Frist, etwa noch schuldbenden Verpflichtungen gegen die königliche Regierung nachkommen zu dürfen, wenn ich der Wehrpflicht gegen mein Adoptivvaterland genügt. Diese ward mir nicht versagt, und am selben Tage, wo ich mein Offizierspatent und Marschordre empfangen, traf ich im Hauptquartier des Generals H., dessen Stab ich als Kapitän und telegraphischer Ingenieur beigegeben, auf dem äußersten linken Flügel der Armee vom Potomac ein.

Ein Jahr des Krieges mit allen seinen Greueln folgte. Schlachten, Hospital, eine traurige, grausame Kriegsgefangenschaft von sieben Wochen, in die ich am 30. Juni vor Richmond gerieth, Auswechslung am 15. Aug., und am 1. Dec. 1862 fand ich mich durch eine schwere Verletzung der rechten Schulter temporär dienstunfähig.

Lange, wahrscheinlich fruchtlose Behandlung im Hospital wartete meiner, mit der Aussicht auf dauernde Lähmung und permanente Invalidität. Ein verständiger, befreundeter Arzt stellte mir den Fall klar vor, und rieth mir Ruhe und Behandlung durch einen competenten Civilarzt, der, so hoffe er, mich in einigen Monaten wiederherstellen werde. Ich folgte seinem wohlgemeinten Rath und reichte mit schwerem Herzen meine Resignation ein. Die Antwort des Generalmajors Dix, Commandanten von Ostvirginien, zu dessen Stab ich seit dem 2. Juni versetzt war, lautete wie folgt:

Head Quarters, Department of Va.
 Seventh Army Corps,
 Fort Monroe, 7 December 1862.

Capt. WM. HEINE
 of the Volunteer Topogr. service.

Dear Sir!

In accepting your resignation for the sufficient reasons you assigned I cannot forbear to express the sincere regret, with which I consent to it. Your services have been very valuable to me; and in every position, in which you have been placed, your ability efficiency, zeal and fidelity to your official trust, call for my marked approbation. Should the exigency, which calls you to Europe be temporary in duration, I trust you will return to the service of the United States and by no one will you be more cordially welcomed than by myself.

I am with my best wishes
 sincerely your
 JOHN A. DIX,
 Maj. Gen.

Mit schwerem Herzen nahm ich am 7. Dec. von dem edeln gütigen Oberbefehlshaber und von meinen Kameraden Abschied. „Auf Wiedersehen im Frühjahr!“

Am 11. traf ich in Newhork ein, verweilte zwei Tage in der Nähe meines Kindes, und am 13. verließ ich Amerika an Bord des hamburger Dampfers „Vorussia“.

„Auf Wiedersehen im Frühjahr!“

Am 29. langte ich in Hamburg an, feierte beim Beginn des neuen Jahres das Geburtsfest meiner guten alten Mutter, und meldete am 5. Jan. meine Ankunft dem königlichen Ministerium, um etwa noch schuldenden Verpflichtungen nachzukommen.

Ein verständiger Arzt und jetzt mir werther Freund, Hr. Dr. Moritz Meyer, unternahm auf Empfehlung meines Verwandten, Hrn. Dr. Erdmann in Dresden, meine Heilung, und Dank dem Herrn, ich habe den Gebrauch meines Armes wieder.

Das Frühjahr ist da, der Krieg ist drohender und schrecklicher als je zuvor, und ich ziehe wieder dahin, wo die Pflicht mich ruft. „Auf Wiedersehen im Frühjahr!“

U n h a n g.

I.

**China und Japan,
das östliche Asien und der Welthandel.**

Ein Vortrag von Wilhelm Heine,
gehalten in der Geographischen Gesellschaft zu Berlin,
den 7. Mai 1859.

Die ehrende Gelegenheit, heute vor Ihnen zu sprechen, glaube ich nicht besser würdigen zu können als mit einigen Betrachtungen über einen Theil der Erde, dessen Beobachtung ich während der letzten sieben Jahre beinahe ausschließlich meine Aufmerksamkeit geschenkt: das östliche Asien, besonders China, Japan und die nahe der Mündung des Amur gelegenen Länder, und deren Eröffnung für den Welthandel.

So glücklich, die von den Vereinigten Staaten entsendete Expedition zu begleiten, welche zwar schon jetzt Resultate hoffnungserregender Verträge anbahnte, war es mir möglich, als unbefangener Augenzeuge den Lauf der Angelegenheiten zu beobachten. Diese Beobachtungen sowie meine persön-

lichen Erlebnisse erschienen unter dem Titel: „Eine Reise um die Erde nach Japan“, und die günstige Aufnahme, die das Buch beim deutschen Publikum fand, deutete an, wie groß das Interesse war, das sich an jene Ereignisse und die Länder, in denen sie stattfanden, knüpfte.

Eine weitere Entwicklung des begonnenen Verkehrs trat ein, eine Reihe vortheilhafter Handelsverträge trat an die Stelle des ersten Vertrags zum Schutze schiffbrüchiger Seeleute. Die Kaufleute wagten Experimentalexpeditionen, die von Erfolg gekrönt wurden, und soweit menschliches Wissen zu dringen vermag, ist ein fast unerschöpfliches Feld, dessen Ressourcen in Production und Consumption auf eine noch nie gesehene Weise jeden bereits bestehenden Markt übertreffen, dem Welthandel geöffnet.

Die zunehmende Bedeutsamkeit des einmal erfaßten Gegenstandes bestimmte mich in einem zweiten Werk: „Die Expedition der Commodore Ringgold und Rodgers nach den Seen von China, Japan und Schotsk“, die Geschichte des weitem Verkehrs mit den Japanern, sowie solche Details, wie sie zum bessern Verständniß beider Expeditionen und zur Grundlage von Schlüssen auf künftige Verhältnisse nöthig schienen, zusammenzufassen.

Beide Werke machen keine andern Präensionen als die einer einfachen Aneinanderreihung von Thatsachen; geflissentlich habe ich mich aller Aufstellung von Theorien enthalten, die vielleicht hier und da mit Thatsachen bekräftigt wären; denn ich war der Ansicht, daß, wenn man eine genügende Reihe von Thatsachen, die alle nach der

selben Richtung hindeuten, aufstellt, die Theorie von selbst sich findet.

In den Dedicationen beider Werke habe ich mich auszudrücken bemüht, wohin ich mit denselben strebe. Das erste, dem verehrten Alexander von Humboldt dargebracht, ist der bescheidene Tribut eines wißbegierigen jungen Mannes; in dem zweiten, Sr. königlichen Hoheit dem Admiral Prinzen Adalbert von Preußen gewidmeten, wünschte ich die von mir in weiter Ferne gesammelten, der deutschen Handelswelt erspriesslichen Materialien in die Hände des Mannes zu legen, der vor allen andern bemüht ist, eine Seemacht zu begründen, ohne deren Schutz keine vortheilhafte Entwicklung des Fremdhandels denkbar ist.

Auf die geographische Bedeutsamkeit der Lage Japans, die derjenigen von Großbritannien im Atlantischen Ocean sehr ähnlich ist, deute ich nur vorübergehend hin, denn ein flüchtiger Blick auf die Karte genügt um zu sehen, daß ein Inselreich, in einer solchen geographisch dominirenden Lage voll der vortrefflichsten Häfen, wäre es von einer ebenso unternehmenden Nation wie England bewohnt, nicht ermangeln könnte, den ganzen Stillen Ocean von sich abhängig zu machen. Ebenso spricht die Unererschöpflichkeit der Ressourcen jener Länder aus einigen wenigen statistischen Angaben für sich selbst. Unter den glücklichsten geographischen und klimatischen Verhältnissen, umgeben von einem fast unererschöpflich reichen Boden, in dessen Tiefen große Mineralreichtümer und edle Metalle ruhen, lebt in Japan eine intelligente fleißige Bevölkerung von dreißig Millionen

oder mehr, denen trotz ihrer frugalen Lebensweise viele fremde Handelsgüter nicht nur willkommen, sondern sehr bald selbst unentbehrlich sein würden. Als Bezahlung für dieselben würden sie im Stande sein, edle Metalle oder Producte ihrer eigenen Industrie zu geben, denn es hat ihnen nur wenige Mühe gemacht, bereits in Nangasaki den Holländern die Güter so zu liefern, wie sie für die von holländischen Kaufleuten beschickten Märkte gewünscht wurden. Daß aber Japan reich an edeln Metallen ist, darauf deutet alles hin. Während beinahe zweihundert Jahren hat goldhaltiges Kupfer den werthvollsten Ausfuhrartikel der Holländer gebildet; daß Gold nicht selten ist, erhellt aus dem verhältnißmäßig niedrigen Werth der Goldmünzen im Vergleich mit Silber. Die Zimminen, die v. Siebold beschreibt, lassen auf andere ebenso reiche schließen und die geologische Formation, besonders von Yezzo und dem nördlichen Theil von Niphon, der Küste von Californien sehr ähnelnd, läßt vermuthen, daß reiche Schätze von Metallen hier verborgen liegen. Die Japaner suchen diese Umstände sorgfältig zu verbergen, damit nicht etwa eroberungsfüchtige Nachbarn durch dieselben angezogen das Land an sich reißen möchten. Allein sehen sie, daß Fremde in friedlichem Verkehr mit ihnen leben, und daß ihre Metalle ein Austauschmittel für viele Lebensbedürfnisse bilden, so werden auch die mineralischen Ressourcen des Landes mehr entwickelt werden. Die auf Rechnung der japanischen Regierung auf mehreren Wegen bestellten gewaltigen Maschinen, von denen viele für den Bergbau bestimmt sind, deuten

darauf hin, daß dies in keiner entfernten Periode stattfinden wird.

In China sind die Proportionen des Marktes noch riesenhafter. Die, mit Einschließung der Tatarei, Korea und Saghalien, sich über 400 Millionen belaufende Bevölkerung bewohnt einen Boden, dessen Productionskraft gegenwärtig als maßlos zu bezeichnen ist, da bis jetzt derselbe nur theilweise und unvollkommen ausgebeutet worden. Wie ungeheuer diese Hülfquellen sein müssen, läßt sich daraus schließen, daß trotz der bedeutenden zunehmenden Ausfuhr, die Marktpreise dennoch im wesentlichen dieselben geblieben sind; in der That, die Productionsfähigkeit jener Länder scheint keine Grenzen zu kennen. Es ist sonderbar, daß, obgleich China in manchen Gegenden so dicht bevölkert ist, daß Tausende ihre Wohnung in Booten auf dem Wasser aufgeschlagen haben, andere Theile eine nur mäßig große Bevölkerung aufzuweisen haben. Besonders sind dies die gebirgigen Districte. In manchen Gebirgsgegenden haben die Einwohner noch eine große Unabhängigkeit bewahrt, denn die kaiserlichen Mandarinen wagen sich nicht in dieselben, sondern führen stets einen nie endenden Gomykrieg mit denselben, um die nicht seltenen räuberischen Einfälle in die reichen Ebenen abzuhalten. Aus diesem Grund sind jene Gebirge und die unmittelbar daranstoßenden Ebenen weniger bevölkert und angebaut, als sonst wol der Fall sein würde.

Zieht man nun in Betracht, daß bis jetzt aller Handel in verhältnißmäßig beschränkter Weise getrieben wurde, da

der fremde Kaufmann nur im Lande geduldet wurde und vereinzelt operirte, gegenüber den eingeborenen Kaufleuten, die in Compagnien oder Hongs systematisch soviel als möglich zu seinem Nachtheil operirten; daß erst jetzt den Fremden gestattet wird, direct mit dem Volk zu verkehren und an zahlreichen Punkten ihre Waarenlager anzulegen; bedenkt man, daß es möglich sein wird, statt der ominösen Bezahlung in Silber (Sisse), Waaren abzusetzen, besonders Tücher und Wollstoffe für Winterkleider, an denen jene Völker Mangel leiden, so ist es nicht schwer, einzusehen, welche ungeheuere Zukunft den Handel mit dem östlichen Asien erwartet.

Die Japaner nebst den chinesischen Anhängern des Buddha dürfen aus religiösen Rücksichten keinen Theil eines gewaltsam getödteten Geschöpfes berühren, folglich keine Pelze tragen, auch sind dieselben zu theuer für die ärmern Klassen. Als Schutz gegen die oft heftige Kälte dient ihnen gesteppte Baumwollkleidung, die sehr bald beiseite gelegt werden würde, wären ihnen gute feste Tuche und Plüsch zur Hand. Selbst jetzt bilden feine Tuche einen Luxusartikel bemittelter Personen. Und wie wichtig der Handel von Tuch- und Wollwaaren für Deutschland ist, habe ich erst kürzlich Gelegenheit gehabt, vollkommen zu sehen, aus einer Mittheilung des königlich preussischen Statistischen Bureau, nach welcher die muthmaßliche Ausfuhr von Wollwaaren allein aus Preußen die Abschätzung, die ich für ganz Deutschland gemacht, beinahe um das Doppelte überstieg. Heben wir von den Ausfuhrartikeln

nur Thee und Seide hervor, die die Chinesen bald ebenso wie die beliebte „doppelspulige“ französische und italienische Seide wickeln lernen werden, so würde dies bereits allein einen unermesslichen Handel erschaffen; jener tausend andern Gegenstände, die bald von selbst ihren Weg in den Markt finden, gar nicht zu gedenken.

Wie sehr selbst unter den ungünstigsten Umständen der Handel in jenen Gegenden wächst, beweist eine von den Herren Koch und Visser mir freundlich zugesandte Tabelle, woraus sich ergibt, daß die directe Ausfuhr von China nach Hamburg und Bremen von 94200 Thlrn. Gold des Jahres 1848 im Jahre vor der Zerstörung Kantons, 1856, auf 2,205,500 Thlr. gestiegen war.

Bereits sind von deutschen Kaufleuten verschiedene Versuche gemacht worden, von China aus direct nach Japan zu handeln, und günstig ausgefallen. Ein neuer Handelsartikel ist auf den Markt gekommen, „Pflanzenwachs“, das, durch Sieden aus den Blättern eines gewissen Strauches gewonnen, für die meisten Zwecke dem Bienenwachs vollkommen gleichkommt, und deutsche Tuche sind zum ersten mal auf directem Wege nach Japan verhandelt worden. Im „Philadelphia Ledger“ ist folgende Correspondenz aus Hongkong vom 14. Januar zu lesen:

„Wir hören, daß während der letzten zwei Monate 13 Schiffe von China nach Nangasacki gesegelt sind, und daß alles auf einen baldigen lebendigen Verkehr mit jenem Lande hindeutet. Das amerikanische Schiff «Florence», Kapitän D. Merriak, war im Stande, eine Ladung von 10000 Pikul

Pflanzenwachs (ungefähr 1,320,000 Pfd.) zum Preise von 7 Dollars pro Pikul aufzukaufen, das in Europa 18 — 20 Dollars pro Pikul werth ist. Dies würde einen reinen Gewinn von 120000 Dollars für eine Reise abwerfen.“ Es steht nun nicht zu erwarten, daß alle Schiffe gleich brillante Reisen machen, im Gegentheil, nach sehr niedrigen Preisen pflegen gewöhnlich sehr hohe zu folgen, die erst später wieder herabgehen; deshalb wäre es vielleicht nicht unpassend, derartige Versuche durch Gesellschaften zu unternehmen, die Gewinn und Verlust theilen, da die Mittel des einzelnen Kaufmanns nicht immer allen Rückschlägen eines so entfernten Handels gewachsen sind. — Da Japan dem deutschen Kaufmann den Vortheil gewährt, daß seine Güter hier eine ebenso neue Erscheinung sind als die anderer Nationen, denn die geringe Einfuhr der Holländer kann kaum in Betracht gezogen werden, so liegt es jetzt in seiner Hand, seinen Producten einen festen Standpunkt zu sichern. Es ist charakteristisch, daß beinahe in allen Branchen des überseeischen Handels die Consumenten sehr bald gewisse Gattungen von Waaren, gewisse Marken von Fabriken auswählen, die vor allen andern Gunst bei ihnen finden; haben sie einmal eine solche Wahl getroffen, so ist es schwer, einen andern Artikel derselben Art in Aufnahme zu bringen, sei er auch noch so gut, der Preis auch noch so billig. Dies hat vor allen Dingen seinen Grund darin, daß z. B. in England gewisse Fabrikate, die einen gewissen Stempel führen, eine sich stets gleichbleibende, gewisse Qualität besitzen, wie ein Stück Gold den auf seinem

Stempel angeführten Nennwerth besitzt. Deutsche Fabrikanten dürften wohl thun, dies stets zu bedenken, und ihre Fabrikate in gleichmäßiger Qualität zu erhalten; nur so können sie für dieselben eine günstige Stelle im Fremdenmarkt erlangen und behaupten.

Nicht außer Augen zu lassen sind die Ausbreitungen Rußlands im östlichen Asien, und besonders die unbeschränkte Obergewalt jenes Reiches über den Amurfluß bis an seine Mündung und südlich davon bis über Castriesbai hinaus. Die an jener Küste liegenden Häfen sind für das russische Reich von ungemeinster Wichtigkeit, denn vermittelt einer ununterbrochenen Flußschiffahrt von 2000 Seemeilen können die reichen Producte Centralsibiriens in den Stillen Ocean gebracht und andere Producte auf demselben Wege eingeführt werden. Die Handelswelt der Vereinigten Staaten hat die Wichtigkeit dieses Punktes sofort erkannt. Schon im ersten Jahre der Eröffnung des Hafens von Nikolajewsk liefen nicht weniger als sieben amerikanische Schiffe von San-Francisco, Boston und Hongkong ein; der erste Handelsversuch erzielte den Umsatz eines Kapitals von beinahe einer Million Dollars, eine Compagnie für den Amurhandel bildete sich sofort, und unternehmende amerikanische Kaufleute aus San-Francisco und China etablirten ihre Agenturen daselbst. Es ließe sich gegen Brauchbarkeit der Mündung des Amur einwenden, daß dieselbe zu weit nördlich (etwa im selben Breitengrad wie Berlin) gelegen, auch nach Norden gegen die sich im Winter und Frühjahr herandrängenden Eismassen nicht

genug geschützt sei. Allein etwas südlich von der Amurstraße am nördlichen Ende des Tatarischen Golfs befindet sich Castriesbai, ein vortrefflicher Hafen, nur 30 Meilen vom Bett des Amur entfernt, zu dem leicht eine Eisenbahn- oder Kanalverbindung geleitet werden kann.

Bei der großen Wichtigkeit, die diese Häfen für Rußland haben, da die bisher besessenen in den Meeren von Ochotsk und Bering zu entlegen, auch sonst nicht geeignet waren, um viel benutzt zu werden, kommt es nothwendigerweise darauf an, die Verbindungen nach dem Innern zu erleichtern. Der „Amur“ selbst bietet den ersten Verbindungsweg, und bereits hat die russische Regierung 10 Dampfer für die Flußschiffahrt bestimmt, die sich entweder schon dort befinden oder doch bald befinden werden. Vom Ende der Schifffahrt in Chetha bis Kiachta ist nur eine kurze Strecke; Kiachta selbst das Thor, durch welches bis jetzt sämmtlicher Handel zwischen Rußland und China geht, der gegenwärtig nur mit den stümperhaftesten Transportmitteln, wie Packthiere und Hundeschlitten, betrieben wird. Zieht man in Betracht, daß schon jetzt eine bedeutende Truppenmacht in jenen Gegenden steht, die im Fall eines Krieges natürlich verstärkt werden muß, daß zum Transport der Truppen und nöthigen Vorräthe bessere Mittel erheischt werden, daß das Land fast ganz eben und ungemein günstig zur Anlage von Eisenbahnen und Telegraphenverbindungen ist, so erhellt von selbst, daß bereits jetzt an eine Eisenbahn- und Telegraphenverbindung jener Gegenden gedacht werden muß, ebenso wie man in den Vereinigten Staaten daran

denkt, eine Bahn und Telegraphen nach dem Stillen Meer zu bauen, und kaum läßt sich bestimmen, welche dieser beiden Verbindungen früher ins Werk gesetzt sein wird. Gewisse Verbindungslinien sind von so großer militärischer und staatsökonomischer Wichtigkeit, daß Verbindungsmittel geschaffen werden müssen, seien die Schwierigkeiten auch noch so groß, die Kosten noch so ungeheuer. Bei einer Bahnverbindung zwischen Chetah und Moskau sind die Schwierigkeiten jedoch bei weitem geringer als bei einer Bahn von NeuYork nach San-Francisco. Auf der Straße von Irkutsk nach Moskau, 2500 englische Meilen, sind, wenn dieselbe nördlich von dem Altaigebirge geführt wird, keine bedeutenden Höhenzüge, nach einer Stelle eines Briefes von A. v. Humboldt, im J. 1855 an den Verfasser gerichtet, der zu jener Zeit beabsichtigte, von Japan über den Amur und Sibirien nach Amerika zu reisen: „Als Künstler werden Sie in jenen Gegenden nur eine mäßige Ausbeute finden, denn die berliner Hasenheide dehnt sich in beinahe ununterbrochener Länge bis Tobolsk und darüber hinaus.“ Auf jener ganzen Strecke sind in geringen Entfernungen Städte und Dörfer von mehr oder weniger starker Bevölkerung gelegen. Hr. Collins, Consul der Vereinigten Staaten, der sich über Petersburg nach seinem Posten an der Mündung des Amur begab, schreibt von Irkutsk: „Zwischen hier und Moskau (eine Entfernung von 5138 Wersten oder 3426 Meilen) existiren 215 Poststationen, die durchschnittlich in einer Entfernung von $16\frac{2}{3}$

englischen Meilen (etwa $3\frac{1}{2}$ deutschen Meilen) voneinander gelegen sind.“ Auf der projectirten Bahn nach San-Francisco sind öde Gegenden von 1200 englischen Meilen, die jetzt noch unbewohnt sind, vielleicht auch sich als unbewohnbar erweisen werden. Schnee, dieser große Feind der Eisenbahnen, fällt nicht in großen Massen, deshalb können an vielen Stellen die Schienen einfach auf den Boden gelegt werden. Vor nicht vielen Jahren wurden Unternehmungen, wie z. B. die Ueberlandverbindung mit Ostindien, als chimärische Pläne sanguinischer Köpfe betrachtet, und daß die hier erwähnte Verbindung in demselben Lichte betrachtet würde, dürfte nicht überraschen. Daß die Regierung aber die Wichtigkeit einer engen Handelsverbindung zwischen den verschiedenen Theilen des gewaltigen Reiches vollkommen einsieht, dafür zeugen die großartigen Pläne eines Eisenbahnnetzes, das Petersburg, Moskau, Warschau, Nishnij-Nowgorod und Astrachan umfaßt. Ist diese Bahn erst gebaut, so erheischt es das Interesse Rußlands, durch das Herbeiziehen von möglichst vielem Verkehr dieselbe rentabel zu machen, und aus diesem Grunde dürfte leicht die Regierung durch günstige Bestimmungen den Transitthandel zu heben suchen. Artikel wie Tuche, Seide und Thee aber sind kostbar genug, um durch geringern Umfang und Schwere, durch das verminderte Risiko und die kurze Zeit, in welcher das Kapital umgesetzt werden kann, die erhöhten Kosten eines Landtransports aufzuwiegen. Vielmehr werden in keiner zu sehr entfernten Periode Ein- und Ausfuhr nach China und

Japan ihren Weg ebenso gut via Amur als via Cap Horn finden.

Soll aber nun ein directer Handel zwischen Deutschland und dem östlichen Asien entwickelt werden, so ist es vor allem nöthig, zuerst der Flagge das Recht zu sichern, die Häfen jener Länder zu besuchen. Denn selbst jene bereits stattgefundenen Versuche deutscher Kaufleute sind unter dem Schutze fremder Flaggen unternommen worden; solches kann aber eben nur bei Versuchen stattfinden; sollte deutscher Handel mit den Interessen jener Nationen in Collision kommen, so würde jener Schutz bald sein Ende erreichen.

Mit großer Genugthuung vernahm ich vor einiger Zeit, daß die Regierung Preußens beschlossen hat, eine Gesandtschaft nach China und Japan zu senden. In der Neuen Preussischen Zeitung oder Kreuzzeitung las ich unterm 5. Mai: „Der Capitän Donner, welcher auf der «Gefion» mit 15 Seecadetten eine Seereise unternommen hat, wird sich nach Japan begeben.“ Möge Gott den guten Entschluß segnen und stärken. Es ist hohe Zeit, daß Deutsche sich auch in dem eben eröffneten Felde zeigen. Augenblicklich können sie sich noch alle Vortheile gleich den ältesten größten Seemächten sichern, in wenigen Jahren wird es hierzu schon zu spät sein. Haben sich gewisse Güter am Markt festgesetzt, so können sie gegen alle später erscheinenden ihren Stand behaupten. — Aus Brüssel, den 27. April, lese ich: „Belgien hat seit längerer Zeit die Absicht, eine diplomatische und commerzielle Gesandtschaft nach China und

Japan zu senden. Nachdem aber die zu diesem Zweck niedergesetzte Specialcommission sich dahin ausgesprochen, daß die Kosten einer solchen Sendung sich wenigstens auf $1\frac{1}{2}$ Million Frcs. belaufen würden, hat das Ministerium unter obwaltenden Umständen Abstand von dieser Gesandtschaft genommen.“ Ich kann nur mein Bedauern über diese Entscheidung ausdrücken. Ist der Wohlstand des Landes im Augenblick durch politische Ereignisse zu sehr bedrückt, und liegt der Handel danieder, so erscheint dies vielmehr als ein Grund, keinen Augenblick zu verlieren, denselben wieder zu heben.

Weil der Handel daniederliegt, muß man frisch ans Werk greifen, ihn neu zu beleben; sind Kanäle nach einer Seite zur Ausfuhr verstopft, müssen auf der andern neue eröffnet werden; stehen Manufacturen still, so muß ihnen neue Beschäftigung errungen werden, und keine noch so günstigen Schutzzölle, keine noch so liberalen finanziellen Ermunterungen einer weisen Regierung können dies so vollkommen thun, als wenn man dem Handel neue Märkte eröffnet, den Producenten mit neuen Consumenten in Berührung bringt, und so das träge rollende Blut mit neuer Energie durch die Adern des Staatskörpers treibt. Kann eine Auslage von einer halben, einer ganzen, ja selbst zwei oder drei Millionen gegen solche Vortheile in Anschlag gebracht werden, zu einer Zeit, wo sich Armeen im Felde befinden, die, wie z. B. die Oesterreichs, täglich mehr als eine Million verschlingen?

Einen großen Irrthum haben alle Nationen ohne Ausnahme begangen, indem sie sich die Schwierigkeiten, von jenen östlichen Nationen Handelsverträge zu erlangen, zu groß ausmalten. Drei Jahre berieth man im Congreß der Vereinigten Staaten die Möglichkeit einer Expedition, und als dieselbe endlich beschlossen war, dauerte es noch ein weiteres Jahr, bis sie segelte. Während dieser ganzen Zeit ergoß sich ein bedeutender Theil der Presse des Landes theils in Befürchtungen eines Mislingens, oder suchte auch wol das ganze Unternehmen lächerlich zu machen. Und dennoch erzielte ein winziges Geschwader in kurzer Zeit mehr, als die sanguinischsten Gemüther erwartet hatten, und binnen kurzem schloß ein bevollmächtigter Gesandter Amerikas beim Hofe von Jeddo, ohne von irgendwelcher Kriegsmacht unterstützt zu werden, einen so vortheilhaften Handelsvertrag ab, als nur zu wünschen war.

Es steht nichts im Wege, daß Deutschland nicht ähnliche Vorthelle für sich sichern könnte, und welchen Einfluß ein jährlicher Umsatz von 10 oder 20 Millionen Werth an Waaren auf den Wohlstand des Landes ausüben wird, ist wol nicht schwer, sich vorzustellen.

Commodore Perry war angewiesen, einen alle Nationen umfassenden Vertrag zum Schutz von Schiffbrüchigen und von Schiffen in Noth mit Japan abzuschließen. Als er den kaiserlichen Commissaren den Antrag stellte, lautete die Antwort: „Die Vereinigten Staaten sind durch eine Gesandtschaft vertreten, wir werden mit den Ver-

einigten Staaten über alle Punkte verhandeln. Wenn andere Länder durch eine Gesandtschaft vertreten sind, werden wir mit andern Ländern auch verhandeln.“

Etwaige Kriege dürften wol kaum wesentlich auf eine solche Expedition wirken. Wissenschaftliche Unternehmungen stehen schon seit 1836 unter dem gemeinsamen Schutz aller Nationen; niemand wird die von Oesterreich entsendete Fregatte „Novara“ antasten, und ebenso ungehindert würde die „Gefion“ bleiben. Sollte aber ein kleinlicher Geist der Eifersucht unscrupulöser Machthaber eine solche unwürdige Verletzung der Völkerrechte, eine solche Schandthat herbeiführen, dann ist ein tüchtiges Schiff, bemannt von tüchtigen Leuten, immer noch im Stande, für sich selbst zu sorgen. Rußland leitete seine Verhandlungen mit Japan während eines blutigen Krieges ein, hatte nie mehr als vier Kriegsschiffe im Stillen Meer, wurde von mehr als zwanzig feindlichen Schiffen aller Größen fortwährend gesucht und bedrängt, und würde den zuletzt erfolgreich abgeschlossenen Vertrag auch nicht mit dem Verlust eines Mannes zu beklagen gehabt haben, hätte nicht ein unvorhergesehenes Erdbeben das Geschwader seines besten Schiffes beraubt und gegen 600 Seeleute schiffbrüchig an die Küste Japans geworfen. Schutzhäfen standen dem Geschwader zu jener Zeit nicht offen, denn die Häfen von Sibirien und des Amur waren nicht genügend befestigt, und die Japaner hätten einer angreifenden Macht der Allirten keinen Widerstand zu leisten vermocht, um ihre Gäste zu schützen.

Kapitän Porter von der Vereinigten Staaten-Flotte segelte im J. 1813 mit der Fregatte „Essex“ nach dem Stillen Ocean, verblieb daselbst zwei Jahre, vernichtete sämtliche feindliche Walfischfänger, bezog von Amerika während des ganzen Zeitraums weder einen Mann Verstärkung, einen Thaler Subsidien, noch Borräthe und Munition irgendeiner Art, sondern verproviantirte, ammunitionirte und bezahlte sein Schiff aus den genommenen Preisen, und sandte überdies eine Prise nach der andern heim, bis zuletzt im neutralen Hafen von Valparaiso, wo er sich mit Recht für sicher halten konnte, von einer ihm doppelt überlegenen feindlichen Macht sein Schiff zerstört, er selbst aber und die Mannschaft auf Parole heimgesandt wurden.

Was brave Männer einmal gethan haben, können brave Männer immer wieder thun. Männer, die sich auf solche Unternehmungen begeben, müssen stets bereit sein, ihr Leben in die Schanze zu schlagen; allein Männer, die das Leben gering achten, sind unbesiegbar; der moralische Eindruck aber, den die Kühnheit eines solchen Unternehmens zu solcher Zeit hervorbringen würde, ist von so großer Wichtigkeit, daß er allein schon alle Gegengründe aufwiegt. Kleine maritime Streitkräfte können einen überlegenen Gegner auf dem weiten Ocean mit mehr Erfolg bekämpfen als im Schutz selbst vortrefflicher Häfen, wo ein einziges Kanonenboot unter Umständen wirksamer handeln kann als eine Fregatte. Die amerikanischen Kriege von 1776 und 1813 sowie das Verbrennen der dänischen Flotte in dem

Hafen von Kopenhagen durch Nelson liefern den Doppelbeweis hierfür.

Und das Feld der Wissenschaft in jenen Gegenden auszubeuten, wer hat wol gerechtere Ansprüche darauf als der Deutsche? Drängen sich uns nicht bei der bloßen Nennung der Länder Erinnerungen an Namen, wie: Mehen, Mittendorf, Ballas, Ad. v. Chamisso, A. v. Humboldt, Ermann, Krusenstern, Gützlaff u. a. auf? Und ebenso in Japan, wem verdanken wir bis heute die beste vorzüglichste Aufklärung als deutschen Gelehrten? Thunberg, obgleich von Geburt ein Schwede, dennoch gleich Chamisso und Krusenstern durch Erziehung mit deutschem Wissen identificirt; Siebold, der die Naturgeschichte jenes Inselreichs so erfolgreich behandelte, Dr. Mohnike und vor allen andern Engelbrecht Kaempfer, jener herrliche gewissenhafte Reisende, der vor 200 Jahren das Land und seine Bewohner so graphisch und gewissenhaft beschrieb, daß heute noch sein Buch ein ebenso nützlicher Wegweiser im Nippon ist als zur Zeit, wo es geschrieben ward. — Ich kann und will es nicht glauben, daß die deutsche Wissenschaft sich von dem Boden verdrängen lassen will, auf den sie ein solches Anrecht erworben.

Vor allem gebe man sich nicht der Täuschung hin, daß es mit dem Absenden einer bewaffneten Gesandtschaft abgethan sei. Die Vereinigten Staaten haben geraume Zeit, ehe die Expedition segelte, die Japaner auf das Erscheinen derselben vorbereitet. Ein ähnlicher Weg würde auch hier erspriesslich sein. Artikel in Zeitschriften, Flugschriften und

ähnliche Mittheilungen, die Expedition und ihre Zwecke besprechend, den Japanern zugestellt, würden dieselben aufklären und Verhandlungen anbahnen. Die Zustellung könnte leicht durch den Gesandten einer der Mächte geschehen, die Verträge mit Japan abgeschlossen haben; am besten vielleicht durch Amerika, dessen Interessen wol am wenigsten mit denen Deutschlands in Collision kommen dürften; denn die Hauptartikel amerikanischen Handels sind Baumwollstoffe, während der Tuchhandel, der für Deutschland wichtig ist, in Amerika nur einen untergeordneten Rang einnimmt. Bei den Verhandlungen Rußlands und Englands hat der Generalconsul Hr. Harris thätige Hülfe geleistet, und sogar bei dem endlichen Besuch der Gesandten in Jeddo seinen Privatsecretär Hrn. Heusken als Dolmetscher mitgesandt. — Die schiffbrüchigen Russen wurden von amerikanischen Kriegsschiffen so sehr unterstützt, als eine neutrale Macht nur konnte, und hätte vor Ausbruch des Krieges Commodore Perry, von der amerikanischen Regierung dazu ermächtigt, den russischen Dampfer „Bostoch“ nicht mit Kohlen versehen, so wäre derselbe bald darauf den Allirten zur Beute gefallen, da er sonst nicht aus Schanghai segeln konnte.

Die Vereinigten Staaten verfahren in ihrer Handelspolitik nach dem richtigen Grundsatz, daß, um etwas Großes zu thun, es von allen, für alle, durch alle gethan werden muß; kein kleinlicher misverständener Egoismus darf herrschen. Ein so ungeheures Feld von über 400 Millionen Consumenten macht es nöthig, daß die ge-

sammte civilisirte Welt Hand ans Werk legt; Eifersucht und Wunsch, ein Monopol zu sichern, wären übel am Platze. Ein einzelner Ansiedler, der einen Urwald von ungeheurer Ausdehnung in Besitz nehmen will, geht darin zu Grunde, Hunderte und Tausende, die davon Besitz ergreifen, werden Glück und Wohlstand finden, da wo die vereinzeltete Art nur ein unsicheres Obdach für den einzelnen erringt, werden Tausende rühriger Hände das Gestrüpp längst eingewurzelter Vorurtheile lichten, Luft und Sonne werden den verdumpften Boden neu beleben und Wohlstand und freundlicher Verkehr werden die Völker der Erde dem höchsten Ziel der Civilisation näher bringen: eine einzige große Familie zu bilden, die ein friedliches Band umschlingt.

Sollen aber Handelsverträge im östlichen Asien angebahnt werden, so dürfen die Kaufleute Deutschlands nicht vergessen, daß bei der Lösung der Aufgabe, in welche ihre persönlichen Interessen so sehr eingreifen, ein beträchtlicher Theil der Anstrengungen auf sie selbst fallen muß. Sollte eine deutsche Regierung großherzig genug sein, dem allgemeinen Wohl ein so bedeutendes Opfer zu bringen, so ziemt es denen, welchen Nutzen daraus ersprießt, nicht die Hände müßig in den Schoß zu legen. Die Japanexpedition kostet den Vereinigten Staaten mit Ausnahme der durch das Marineministerium gedeckten Erhaltung der Flotte nur die geringe Summe von 20000 Dollars für Extraausgaben der Gesandtschaft. Mit Ausnahme des Dolmetschers Hrn. Wells Williams bekleideten alle daran Betheiligten,

der Schreiber des Gegenwärtigen nicht ausgenommen, militärischen Rang, und die Belohnung für geleistete Dienste ward erst später vom Congreß bestimmt. — Die reichen Geschenke an den Kaiser von Japan aber waren beinahe ausschließlich von Kaufleuten und Fabrikanten freiwillig beigetragen und ihre Liberalität und ihr Unternehmungsgeist haben schon vielen der dabei Betheiligten goldene Früchte getragen; ihre Waaren haben einen festen Fuß auf dem Markt gefaßt.

II.

Auszug aus der Denkschrift des preussischen Finanzministers über die Expedition nach Ostasien.

(Voss'sche Zeitung. Berlin, den 18. Febr. 1860.)

In Betreff der Expedition nach den ostasiatischen Gewässern ist jetzt die im Vorbericht zum Etat in Aussicht gestellte Denkschrift des Hrn. Finanzministers erschienen. Dieselbe weist im Eingang auf die commerzielle, kaum geahnte Bedeutung hin, welche die am Stillen Meere belegenen Länder in den letzten Jahrzehnden erreichten, daß England, Frankreich, die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Rußland ihrem Handel und ihrer Schifffahrt durch den Schutz ihrer Kriegsflotte und durch Verträge die Vortheile zu sichern gesucht hätten, welche aus einer Ausbeutung der genannten Verkehrsbeziehungen je errungen werden konnten, und daß andere maritime Staaten Europas dem gegebenen Beispiel folgen und Handels- und Schifffahrtsverträge mit China, Japan, Siam, Hawaii verhandeln oder deren Abschluß vorbereiten. Auch der Handel, die Industrie und Schifffahrt des Zollvereins hätten in erfreulicher Weise, auch ohne den Rückhalt eigener, nationaler Verträge und ohne die Vorführung einer schutzbereiten eigenen Marine, an den Unternehmungen sich zu betheiligen angefangen, zu welchen die neuererschlossenen Verkehrsgebiete

Gelegenheit gäben. Indessen erschiene es doch weder der politischen Stellung Preußens und des Zollvereins entsprechend, seine Unternehmungen fortbauend nur unter dem Schutz fremder Nationalitäten, ihrer Kriegsflotten, Gesandten und Consuln auszuführen, noch für die Geschäfte dorthin nutzbringend, wenn sie der Sicherheit erworbener Berechtigungen ferner entbehrten. Erst dann könnten die Beziehungen zu jenen Ländern zum Gegenstand einer ausgedehnten, soliden Speculation gemacht und die neuerstandenen Märkte auch uns zuständig betrachtet werden, wenn ihre Benutzung unter dem anerkannten Schutze der eigenen Nationalität stehen würde. Es gelte dies insbesondere für unsere Rhederei, welche bereits seit längerer Zeit sich nicht mehr ausschließlich in dem herkömmlichen engen Kreise von Unternehmungen bewege, vielmehr bereits seit Jahren von Erfolg begleitete Anstrengungen gemacht habe, auch jene entlegenen Welttheile in den Bereich ihrer Operationen zu ziehen. Sie habe dies allerdings nur in der Voraussetzung thun können, daß die Regierung nicht säumen werde, ihr schützend an die Seite zu treten, wie auch die Handelsfahrzeuge anderer maritimer Staaten in jenen entfernten Regionen des Schutzes seitens ihrer Regierungen nicht entbehren, und es würde dem Aufschwung unserer Rhederei in der That sehr hinderlich sein, wenn die Regierung dieser begründeten Erwartung nicht begegnen wollte. Von diesen Erwägungen ausgehend, habe die königliche Regierung geglaubt, mit Anbahnung vertragsmäßiger Beziehungen zu den ostasiatischen Reichen nicht länger zögern zu dürfen.

Sie beabsichtige eine handelspolitische Mission dorthin zu entsenden, die den Versuch machen solle, von den Regierungen jener Reiche für Preußen und den Zollverein ähnliche Zugeständnisse zu erlangen, als solche den Regierungen von England, Frankreich, Nordamerika und Rußland gemacht worden sind. Geleitet von preußischen Kriegsschiffen, welche dabei erwünschte Gelegenheit finden werden, die preußische Kriegsflagge in fernen Gegenden zu zeigen, und ihre Führer und Mannschaft mit Erfahrungen zu bereichern, soll die Mission sich nach Siam, China und Japan, unter Umständen auch nach den Sandwichinseln begeben, das Terrain in wissenschaftlicher und commerzieller Beziehung erforschen, und den Abschluß von Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsverträgen herbeizuführen suchen. Den Chef der Expedition sollen, um ihn in den Stand zu setzen, sich bei Lösung der ihm gestellten mannichfachen Aufgaben geschickter und sachverständiger Mitarbeiter bedienen zu können, ein Legationssecretär und drei Attachés begleiten, zugleich um zu Specialsendungen verwendet zu werden und ihn und sich in Krankheitsfällen gegenseitig zu vertreten. Vier Naturforscher sollen das reiche, ihnen gebotene Feld im Interesse der Wissenschaft und unserer Sammlungen ausbeuten; die Aufgabe von drei Kaufleuten, welche sich zur Begleitung der Expedition erboten haben, wird es sein, sich mit den Bedürfnissen der dortigen Märkte genau bekannt zu machen und die Aufmerksamkeit der dortigen Händler auf die Erzeugnisse des zollvereinsländischen Gewerbleißes zu lenken, von welchen zahlreiche Muster aus

allen Zweigen der Fabrikation zu ihrer Disposition gestellt sind. Ein landwirthschaftlicher Sachverständiger soll sich bemühen, zwischen dem hiesigen und dortigen Stande der Agricultur Vergleiche anzustellen und zu erforschen, ob dortige Erzeugnisse und deren Behandlung für unsere Verhältnisse nutzbar zu machen sind. Endlich soll ein Zeichner und ein Photograph die dort gewonnenen Eindrücke fixiren und die Illustration der Darstellung der Expedition, welche nach deren Beendigung beabsichtigt wird, vorbereiten. Es ist für zweckmäßig erachtet, der Fregatte „Thetis“, der Schraubencorvette „Arkona“ und dem Schooner „Frauenlob“, welche die Escadre bilden werden, ein Transportschiff und ein kleines eisernes Dampfboot beizugeben, ersteres um die Escadre rechtzeitig an den geeignetsten Plätzen mit Proviant und Kohlen versehen zu können, letzteres, um zum Befahren der Flut und Schleppen der Boote zu dienen. Dieselben sind um den Preis von 52250 Thlr. angekauft. Im übrigen denkt die königliche Marineverwaltung mit einem jährlichen Zuschuß von 50000 Thlrn. die Kosten des Unterhalts der Schiffe und der Mannschaft, wenn nicht besondere Unglücksfälle eintreten, aus den ihr überwiesenen etatsmäßigen Fonds bestreiten zu können. — Der Gehalt des diplomatischen Chefs der Expedition ist mit Rücksicht auf das Exceptionelle seiner Aufgabe und Stellung sowie auf die seiner zahlreichen Begleitung gegenüber ihm obliegende gewöhnliche Repräsentation auf 12000 Thlr. bemessen; es hat ihm jedoch freigestellt werden müssen, baare Auslagen und außerordentliche Repräsentationskosten, zu deren Ver-

ausgabung der Verkehr mit den Großwürdenträgern der ostasiatischen Reiche sowie mit den dort accreditirten diplomatischen Agenten Englands, Frankreichs, Nordamerikas, Rußlands 2c. oftmals Veranlassung geben wird, besonders in Rechnung zu stellen. Einstweilen sind zu diesem Behufe 6000 Thlr. jährlich ausgeworfen. Zur Bestreitung der Kosten seiner Ausrüstung für die Expedition sind ihm 3000 Thlr. bewilligt. Die Kaufleute empfangen keine Remuneration, es ist ihnen nur freie Beförderung und freie Station zugesichert, wodurch ein Kostenaufwand von etwa 10000 Thlrn. veranlaßt werden wird, dagegen haben die übrigen Begleiter der Expedition, je nach ihrer Stellung und Aufgabe, die Kosten ihrer persönlichen, resp. wissenschaftlichen Ausrüstung mit 300—2000 Thlrn. erstattet und die Zusicherung einer Remuneration erhalten, deren Höhe ebenfalls je nach der Stellung und Aufgabe der Empfänger variirend auf 1—200 Thlr. monatlich bemessen worden ist. Die Kosten der Ueberlandreise nach Singapore und der Rückreise sind für jeden der betreffenden Reisenden auf 2000—2500 Thlr. veranschlagt. Zur Deckung der Kosten des Aufenthalts und der Reisen auf dem Lande haben für jeden Theilnehmer an der Expedition, mit Ausschluß der kaufmännischen Sachverständigen, 5—600 Thlr. ausgesetzt werden müssen. Zur Verfolgung wissenschaftlicher Zwecke und zu Ankäufen 2c. sind vorläufig 2000 Thlr. ausgeworfen. Welche Ausgaben für Annahme von Dolmetschern, Booten, Führern und für andere Zufälligkeiten erwachsen werden, läßt sich vor der Hand auch nicht an-

nähernd bestimmen. Zur Bestreitung derselben sind einstweilen 10000 Thlr. in Ansatz gekommen. 8000 Thlr. sind verwendet worden, um für die Herrscher von Siam und Japan die bei Vertragsabschlüssen dort üblichen Geschenke anzukaufen, und eine Summe von 4000 Thlrn. ist erforderlich gewesen, um die Expedition mit den nöthigen photographischen, elektromagnetischen und sonstigen Apparaten auszurüsten. Nimmt man die Dauer der Expedition auf 2 $\frac{1}{2}$ Jahre an, so werden die Kosten derselben sich, dem Vorstehenden gemäß, auf etwa 350000 Thlr. belaufen, wovon die königliche Regierung für dieses Jahr die Summe von 150000 Thlrn. auf den Etat gebracht hat.

III.

Das Verhalten der Amerikaner gegenüber der preussischen Expedition.

Hauptquartier des 103. Reg. N. Y. B.
South Branch Elizabeth river Virginia,
den 25. Juli 1863.

In dem kürzlich erschienenen Werke: „Die preussische Expedition nach China, Japan und Siam in den Jahren 1860, 1861 und 1862. Reisebriefe von Reinhold Werner, Lieutenant zur See I. Klasse“, finde ich folgende Stelle:

Theil I, Seite 119: „Wie wir von Amerikanern und selbst vom amerikanischen Consul in Hongkong äußern hörten, hat diese Nation ihr Möglichstes gethan, um den Abschluß unsers Vertrags mit Japan zu hintertreiben. Wenngleich ihr dies glücklicherweise nicht gelungen ist, so scheint doch wenigstens die lange Verzögerung der Verhandlungen und der nur einseitig mit Preußen statt mit dem Zollverein erfolgte Tractat durch Intriguen mit herbeigeführt zu sein.“

Ich enthalte mich eines nähern Eingehens auf den Gegenstand, weil die königlich preussische Regierung einen

officiellen Bericht über die Ausführung der Expedition zu veröffentlichen gedenkt und somit zu erwarten steht, daß die Thatsachen dem Publikum mit actenmäßiger Treue übergeben werden. Doch kann ich nicht umhin, nachstehenden Brief des königlichen Gesandten Grafen zu Eulenburg an Hrn. Townsend Harris, bevollmächtigten Gesandten der Vereinigten Staaten in Japan, mitzutheilen, als eine vorläufige Widerlegung jener nach meiner Ansicht irrthümlichen Auffassung.

Légation de Prusse, Yeddo, 25 Jan. 1861.

Monsieur le Ministre Président!

J'ai l'honneur de vous faire connaître que j'ai signé hier avec les plénipotentiaires Japonais, nommés à cet effet, un traité d'amitié et de commerce et de navigation entre la Prusse et le Japon.

Vous avez été témoin des difficultés que j'ai rencontrées et qu'il m'a fallu combattre.

Je déclare franchement que je n'aurais pas réussi à les vaincre sans votre secours tant effectif.

Vous avez pris fait et cause pour moi non seulement comme représentant d'une puissance amie à la Prusse, mais comme véritable ami, s'intéressant personnellement à la réussite de ma mission.

Je m'empresserai de porter ce fait à la connaissance de mon gouvernement, mais je tiens avant tout que vous sachiez combien je suis sensible à toutes les

preuves d'amitié que vous n'avez pas cessé de me donner pendant mon séjour plein d'émotions au Japon.*)

Veillez agréer la nouvelle assurance de ma considération la plus distinguée.

COMTE D'EULENBURG.

A

MONSIEUR TOWNSEND HARRIS,
Ministre Président des Etats Unis au Japon.

Ferner heißt es in demselben Werk, Theil II., Seite 168: „Die andere Version lautete, daß die Amerikaner auf das stärkste gegen uns intrigirt und die Japanesen gegen die Zollvereinsstaaten eingenommen hätten, weil sie deren Concurrenz und namentlich fürchteten, von den deutschen Schiffen bald, wie in China, gänzlich verdrängt zu werden. Die letztere Version scheint die richtige, da ich diese Ansicht in Hongkong offen vom amerikanischen Consul habe aussprechen hören.“

Der hier angeführte Grund einer solchen Intrigue zerfällt in sich selbst. Es wäre kaum der Mühe werth, sich um die Cabotage in einem Lande zu streiten, wo dieselbe voraussichtlich in den nächsten 100 Jahren kaum von irgend-

*) Hier folgt noch eine Bitte, die bereits in Japan sich aufhaltenden deutschen Kaufleute unter seinen Schutz zu nehmen. Da dieselbe Bitte jedoch zur selben Zeit auch an die Vertreter aller übrigen Vertragsmächte in Japan gerichtet wurde, so lasse ich den Abschnitt auf ausdrücklichen Wunsch des Hrn. Harris aus.

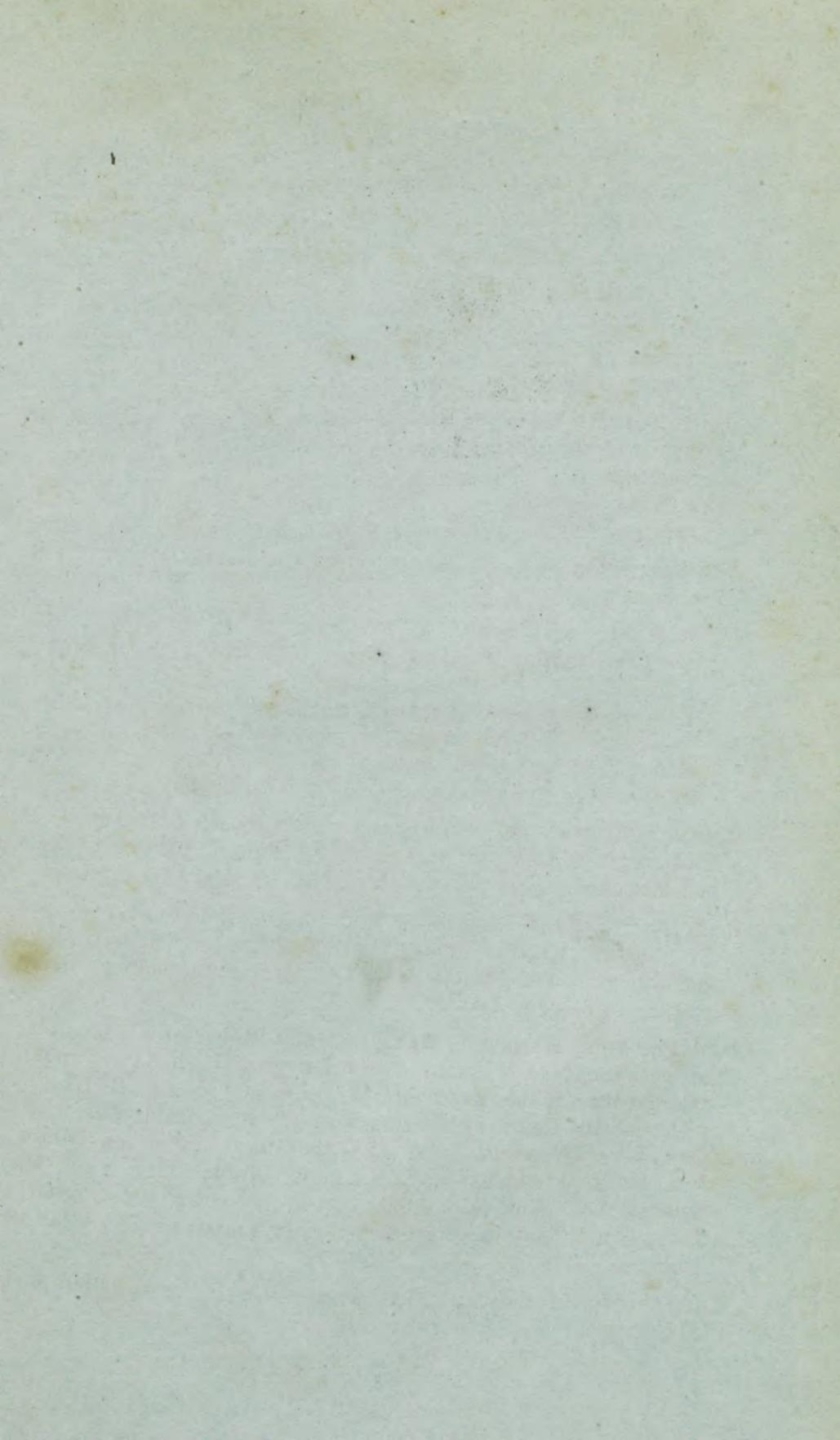
welcher Bedeutung sein und selbst dann immer noch ein sehr untergeordnetes Interesse darbieten wird.

An der Küste von China aber ist die Cabotage bereits ohne Vertrag zum großen Theil in den Händen von hamburger Rhedern, deren Fahrzeuge meist klein und zu diesem Zweck vortrefflich geeignet sind, und die als zuverlässige Leute sich eines großen Vertrauens in der Handelswelt des Ostens erfreuen. Vertrag oder nicht Vertrag, es hat sie bisher niemand in Verfolgung dieses Geschäfts belästigt und wird kein außerdeutscher Gesandter oder Consul sie darin belästigen.

Der Handel der Engländer und Amerikaner wird meist von großen Häusern mit großem Kapital betrieben, und die zur Ausführung so großartiger Speculationen nöthigen Kapitalien können durch Betreibung eines Nebengeschäfts, wie Cabotage, nur zersplittert werden; deshalb bedient man sich in Fällen, wo kleinere Quantitäten von Handelsgütern aus Zwischenhäfen nach Hongkong, Schanghai &c. gebracht werden, viel lieber der obenbenannten Fahrzeuge, welche, diesen Zweig der Schifffahrt mit großer Umsicht betreibend, einen reichlichen Gewinn dabei machen.



Druck von F. A. Brochhaus in Leipzig.



Neuere Reisetwerke

aus dem Verlag von S. N. Brockhaus in Leipzig.

Avé-Calléant, Robert. Reise durch Süd-Brasilien im Jahre 1858. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr.

— Reise durch Nord-Brasilien im Jahre 1859. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 24 Ngr.

Bremer, Frederike. Die Heimat in der Neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Neun Theile. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 18 Ngr.

— Leben in der Alten Welt. Tagebuch während eines vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient. Jeder Theil geh. 10 Ngr.

Gregorovius, Ferdinand. Wanderjahre in Italien. Drei Bände. 8. Jeder Band geheftet 1 Thlr. 24 Ngr., gebunden 2 Thlr.

Erster Band: **Figuren.** Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Zweite vermehrte Auflage.

Zweiter Band: **Lateinische Sommer.**

Dritter Band: **Siciliana.** Wanderungen in Neapel und Sicilien.

Bremer, Alfred von. Aegypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts. Mit einer Karte von Aegypten. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Reise nach Island im Jahre 1860. Von William Preyer und Ferdinand Zirkel. Mit wissenschaftlichen Anhängen. Nebst Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Schlagintweit, Hermann, Adolphe, and Robert de. Results of a scientific Mission to India and High Asia, undertaken between the Years MDCCCLIV and MDCCCLVIII, by order of the Court of Directors of the Honourable East India Company. With an Atlas of Panoramas, Views and Maps. Vol. I.: Astronomical and Magnetic Observations. Vol. II.: Hypsometry. Vol. III. Route-Book. Geographical Glossary. Jeder Band Text in Quart nebst einer Lieferung des Atlas in Folio 26 Thlr. 20 Ngr.

Tischendorf, Constantin. Aus dem heiligen Lande. Mit fünf Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Tafel. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

